Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

5. Jahrgang, Nr. 40 — Sonntag, 4. Oktober 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Volkes Brot — Volkes Kraft

Die deutsche Erde

Zwiefach ist der Weg der Deutschen in der Geschichte: Sie strebten in die Weite. Und sie kehrten heim in die räumliche Enge. Der große Staufe, der den halben Erdkreis für sich beansprucht hatte, endete auf einem unbekannten Platz in der Ferne. Der Welfe, der die deutsche Aufgabe im Norden und Osten erkannte, mußte sich dem nach Süden trachtenden Ghibellinentraum beugen. Und dennoch mündeten beide, das Streben in die Weite und die Beharrung in der Heimat, wieder in dem einen, das blieb im Sturm der Zeiten, im — Reich.

Hier lag die Kraft, die die Deutschen in die Ferne streifen ließ. Und hier ruhte die Macht, die sich wieder zurückzog zur Heimat. Es war die Mutter Erde, die sie band. Es war die Scholle, die sie trug. Und es war das Mysterium von Saat und Ernte, das sie klein machte vor Gott und groß vor den Menschen; erlebten sie doch hier, wie erarbeitet werden muß, **was Bestand haben soll**, und nur Bestand hat, was man zu verteidigen gewillt ist. So wuchs aus Pflug und Schwert das Deutsche Reich, dessen Weg nicht nur das Blut derer betaute, die für es gefallen sind, sondern zugleich der Schweiß netzte, der auf deutscher Erde vergossen ward.

War so der Weg der Deutschen auch zwiefach in der Geschichte, er mündete dennoch immer wieder in dem einen: Sie fanden heim zur Scholle; und sie waren dann stark. Verloren sie ihre innere Bindung an die Heimaterde, so wurden sie schwach. Doch kehrten sie wieder zurück zu ihrem Boden, so schöpften sie dort neue Kraft, des Volkes Zukunft zu gestalten. Denn die Erde war den Deutschen durch alle Zeiten der Boden, auf dem sie wuchsen, und die Urkraft, aus der sie wurden. Sie war ihnen Heimat und Grundlage des Seins. Und sie war so ein Stück des deutschen Wesens selbst.

Das deutsche Brot

Wenn jetzt die Scharen wieder zum Bückeberg ziehen, um hier — im Herzland des Reiches — das Erntedankfest zu begehen, dann bekennt sich ein ganzes Volk in Stolz und Dankbarkeit nicht nur zu seinem Nährstand, sondern wieder zu seiner Erde überhaupt. Denn das Erntedankfest auf dem Bückeberg ist über die Kundgebung eines Berufsstandes hinaus das große Bekenntnis einer ganzen Nation zu Blut und Boden als den Urkräften des Seins. Und es ist zugleich das deutsche Bekenntnis zur Nahrungsfreiheit als der Grundlage einer jeden Wehrfreiheit.

Wenn in Goslar vor zwei Jahren die Parole zur Erzeugungsschlacht ausgegeben wurde mit dem Endziel, die Brotversorgung des Volkes zu sichern, so darf der deutsche Bauer jetzt auf dem Bückeberg mit Stolz feststellen, daß diese Erzeugungsschlacht gewonnen wurde. Während in Rußland, wo ja nur 15 Menschen auf ein Quadratkilometer kommen, Millionen hungern und langsam verhungern, hat das deutsche Bauerntum es fertiggebracht, einem Volke die Nahrungsfreiheit zu sichern, das 137

Zeichnung von E. H. Grundwald — Bavaria-Verlag. Klischee: Eigene Anfertigung

Erntedank

Letztes Leuchten in farbiger Pracht,
Sonne will langsam verblassen,
Scheunen und Keller weit aufgemacht,
All' den Segen zu fassen,
Den des Jahres fleißige Hand
Hartem Boden entrungen.

Dort bei dem Kranz am bunten Band
Sind schon die Lieder erklungen.
Unter der Krone von Aehrengold
Jauchzen die fröhlichen Paare.
Frohsinn und Jubel sind festlicher Sold
All' der Mühsal im Jahre.
Frohsinn und Jubel und - Dankbarkeit
Dir, dem Geber der Gaben!
Für des Winters notvolle Zeit
Schenktest Du, was wir nun haben.
Ringe erklinge ein Dankeslied!

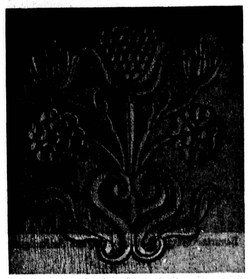
Gütig die Herzen Du lenke,
Daß alle Not vorüberzieht,
Bruder des Bruders gedenke.
Erntedank! - Heilige Dankespflicht
Wachs' uns aus Erntefegen!
Hungre und Not vergessen wir nicht!
Laßt uns die Hände regen,
Daß der Bruder im armen Gewand
Spüre der Brüder Treue
Und so im gottgesegneten Land
Ein glückliches Volk gedeihe! H. O.

Volksgenossen auf dem Quadratkilometer zählt. Und während die Landwirtschaft in den meisten Ländern schwer um ihre Existenz ringt, ist in Deutschland der Bauer wieder auf eine sichere Grundlage gestellt worden.

Gewiß hat es im vorigen Jahr manchmal in dem einen oder anderen Ort an einer Sorte Fleisch gefehlt. Sicher ist auch, daß wir den Fettbedarf nicht restlos aus eigener Kraft der Landwirtschaft decken können. Aber ist nicht die Frage, ob Herr Meier oder Herr Schulze nun einmal statt seines gewohnten Pökelkamms ein Stück Rindfleisch essen muß oder umgekehrt von untergeordneter Bedeutung, gemessen an der anderen Frage, ob das deutsche Volk, nachdem es seine Wehrfreiheit errungen hat, nun auch die Nahrungsfreiheit sich erkämpft, die die Voraussetzung jeder Wehrfreiheit ist? Und da darf man heute im Blick auf die Erzeugungsschlacht getrost sagen: Die Probe ist bestanden!

Die deutsche Freiheit

Nährstand und Wehrstand zeugen auf dem Bückeberg gemeinsam für das neue Deutschland und bekunden damit, daß Brot und Freiheit stets zusammengehörten im Kampf um die deutsche Selbstbehauptung. Es ist ja so bezeichnend für das deutsche Wesen, daß der König, der wie keiner sonst seinen Namen in die Kriegsgeschichte aller Zeiten eingegraben hat, Friedrich der Große, den Satz schreiben konnte: „Ländereien urbar machen, beschäftigt mich mehr als Menschenmordungen, und ich fühle mich tausendmal glücklicher, eine Bürgerkrone zu verdienen als den Triumph." Die Sätze schrieb der Kronprinz. Es liegt nahe, sie auf die Formel von dem Gegensatz zwischen Vater und Sohn zu bringen, der das Wesen des jungen Friedrich bestimmte. Das Entscheidende jedoch liegt nicht darin, daß Friedrich diese Sätze einmal schrieb, sondern das Bedeutsame liegt in ganz anderer Richtung: Der König kannte nur die Pflicht, dem Wohl des Landes zu dienen, und diese Pflicht zwang ihn auch zu „Menschenmordungen" (um in seiner Sprache zu bleiben). Und der Friedrich der gärenden Jugend war zum Mann gereift in dieser Pflicht. Aber — der König, der von Schlacht zu Schlacht eilte, vergaß nicht, was der Kronprinz einst geträumt, und was ihn zu dem Satz veranlaßte, daß der Ackerbau doch die erste der Künste sei. Ehe er in seine Kriege zog, hatte Friedrich schon ein großes Siedlerwerk begonnen. Als die letzte Schlacht geschlagen war, trug der Reisewagen den alternden König abermals zu neuen großen Siedlungsprojekten. Zwei Tage nach dem Breslauer Frieden bereits schrieb er nach Berlin: „Ich habe getan, was ich dem Ruhm meiner Nation schuldig zu sein glaubte. Ich tue jetzt, was ich zu ihrem Wohle schuldig bin." So wurde der große Feldherr auch der große Kolonisator und so schuf der Sieger so vieler Schlachten auch seine große Schlacht um den deutschen Boden und seinen Ertrag.



Der germanische Lebensbaum

In den Füllungen von alten Bauernmöbeln finden wir häufig Schnitzereien aller Art, darunter auch Gebilde, die wie stilisierte Blumen aussehen. Die Darstellung ist außerordentlich vielgestaltig, denn dem künstlerischen Ausdruck der einzelnen Holzschnitzer waren keine Schranken gesetzt. Die meisten blumenähnlichen Schnitzereien stellen jedoch den germanischen Lebensbaum, die Weltesche, dar. Schon in germanischer Zeit waren Darstellungen dieses Baumes bekannt, die in heiligen Hainen oder sonstigen Kultstätten standen. Auf unserem Bild sehen wir die Darstellung einer stilisierten Weltesche in einer Bettfüllung aus dem Jahre 1777 aus Niedersachsen. Der Baum erhebt sich plastisch aus dem Holz. (Brandt, K.)

Friedrich hatte dem Land die politische Freiheit erkämpft, nun wollte er ihm auch die Nahrungsfreiheit sichern. Das war das Schicksal des großen Königs, wie er stets der Grundzug der deutschen Selbstbehauptung gewesen ist. Denn nur das Brot frommt einem Volke, das auf freier Scholle wächst. Und nur das Volk erhält und verdient seine Freiheit, das für sie zu opfern, und wenn es sein muß, zu hungern bereit ist.

Das deutsche Herz

Seit den Kämpfen des Sachsenkönigs Heinrich I. gegen die Eigensucht der Stämme, haben die Deutschen in einem tausendjährigen Ringen um ihren Staat und nicht minder um ihre eigene Volkwerdung kämpfen müssen. Interessengegensätze, Glaubensstreit, Ständewesen, Aufklärungszeitalter und Technisierung zerklüfteten das Volk immer wieder aufs neue. Zwei Dinge jedoch blieben, zwei Erkenntnisse drängten immer wieder zum Licht: Es blieb der Boden, der Frucht trug und Nahrung bot. Und es blieb das Schwert, das die Freiheit schützte. Es blieb das Erlebnis, daß nur frei sein wird, wer für diese Freiheit zu sterben bereit ist. Und es blieb die Gewißheit, daß frei nur das Volk bleibt, das seine volkliche Zusammengehörigkeit stärker spürt als die Interessengegensätze und als Bekenntnis empfindet, was Wolfram Brockmeier, einer der Jungen, so bekenntnisstark singt:

„Der ist nur ein verloren Kind, / der ohne dich will sein. / Wir, die aus dir geboren sind, / für immer dir verschworen sind, / auf Sterben und Gedeih'n. — Wir sind, von Gott geworben, dein, / sind ganz in deinem Bann. / Muß einst für dich gestorben sein, / für dich vorm Feind verdorben sein, / wir Jungen gehn voran! — Wir haben einen weiten Schritt, / rufst du uns auf zum Zug. / Wir tragen dich beim Schreiten mit, / und wer den Tod im Streiten litt, / dem bist du Ehr' genug!" Fritz Hirschner.

„Ohne Zeitung lebt man auf dem Mond"

Mit diesem originellen Werbestempel stellt sich die Reichspost in den Dienst der Zeitungswerbung, um jeden Staatsbürger auf die Bedeutung hinzuweisen, die die Zeitung für ihn als Privatmann sowohl als auch als Staatsbürger besitzt. (Scherl Bilderd., K.)

Der ewige Bauer

Eine nachdenkliche Betrachtung

Einmal, in grauer Vorzeit, wurde er geboren, der ewige Bauer. Erwachte zum Leben und begann, mit primitivem Werkzeug das Antlitz der Erde aufzureißen, zu tiefen, seine Saat in die Wunden zu streuen und die Wunden zu schließen. Durch einen Baumstamm vielleicht, den er über das Feld zog. Wer will das heute noch wissen?

Tag für Tag zog er so hinaus. Oft genug geschah es, daß die zarte, grün und jung aufkeimende Saat von dem schweren Tritt der Tiere zerstampft und zerwühlt wurde, daß eine einzige lange Stunde das heiße Mühen langer Wochen oder gar Monde vernichtete. — Immer wieder aber auch durfte er erleben, daß goldgelb reifendes Getreide in der grellen Sonne leuchtete, daß schwere, ährenbeladene Halme sich im Hauch des warmen Windes wiegten. Dann sah er über das Feld, das in Wellen auf- und niederwogte wie das Meer, erzeugte den Segen der Körner und die Frucht seines säen Fleißes, und sein Herz wurde froh, und froh. „Mutter Erde" sagte er zu der Scholle, die ihm Nahrung bot, denn er liebte sie, wie man seine Mutter liebt. Und er erkannte, was Heimat bedeutet. Längst bevor seine Lippen erstmalig das Wort stießen.

Einmal geschah es — nicht an einem Tage freilich, sondern Jahre, Jahrzehnte hindurch — daß Menschen, andere Menschen, Stammesgenossen und Fremde, an seiner Hütte vorüberzogen. Und wenn er ihnen, den Hungernden, abgab von seinem kargen Ueberfluß, dann erzählten sie wohl von einem Lande irgendwo im Süden, wo die Sonne wärmer, glühender herniederbrannte, wo es keinen Winter und keine Kälte gab, wo einem Früchte von unerhörter Größe und Süße mühelos in die geöffneten Hände fielen. „Komm mit", lockten sie dann. Aber er lächelte, ward wieder ernst, lächelte wieder und — blieb. Blieb unter der Sonne, die lange Winter verdunkelten, die aber trotzdem die Kraft besaß, seine grünenden Halme zu reifen. Blieb auf der Erde, die nur schenkte, wo man mit Schweiß und Mühe und unermüdlicher Zähigkeit um sie warb.

Sie zogen vorbei, sie ebbten zurück, und ihnen folgte das eherne Klirren tönischer Kohorten. Auch sie verschwanden, wie die Jahrhunderte gingen, und dann kam Hunger und Pest und Krieg und wieder Hunger und wieder Krieg.

Der Bauer erlitt alles und überstand alles. Den Hunger, die Krankheit, den Krieg. Er ertrug Härteres: daß er hörig wurde den Rittern, den Herren, daß er ihnen fronen mußte durch viele Tage jeder Woche. Er litt es, wie die Erde ein Unrecht leidet, das man ihr zufügt: schweigend, zäh, verbissen.

Krieg war fast immer. Krieg der Herren gegen andere Herren, der Mächtigen gegen andere Mächtige, von Menschen seiner Sprache gegen Menschen anderer, fremder Sprache. Er wußte nicht, worum es ging, der Bauer. Aber daß Krieg war, das lernte er, wenn er sah, wie die Gäule der Reiter und Landsknechte, wie der Troß der Heere seine blühenden Felder zerstampften. Und daß er unfrei war, merkte er, wenn der Ritter mit seinem Gefolge, mit seinen Jägern und der Meute über die Felder ritten und nichts zurückließen als geknickte Halme und ungeheure Verwüstung.

Dann ballte er vielleicht die Faust, der Bauer, und seine Augen wurden feucht. Aber im Frühling führte er doch wieder seinen Pflug über die zerstörende Erde, ungebeugt, mit nie erlöschender Hoffnung.

Zuweilen hangte er um sein Leben. Dann trieb er Kühe und Schafe von der Weide und verbarg sich mit seinem Weib, seinen Kindern, mit allem, was sein war, im Walde. Kehrte zurück zu seiner zerstörten Hütte, zu seinen vernichteten Saaten, sobald die Welt sich wieder beruhigt hatte und das Schmettern der Drommeten, das Röcheln der Verwundeten und Sterbenden, das Krachen der Gewehre und das Donnern der Geschütze verhallt waren. Dann legte die Pflugschar, die er über den Acker zog, die Gebeine der Gefallenen bloß, und der blutgedüngte Boden schickte alle Kraft ihr geendeten Menschenlebens in die Halme. Und sie trugen hundertfältige Frucht.

Burgen zerfielen zu traurigen Ruinen, Ordnung und Recht kehrten ein, gebändigter verrann das Leben der Menschen. Frei wurde der Bauer und ledig der Last langer und schwerer Jahrhunderte.

Niemals aber durfte er der Ruhe pflegen, nie müßig die Hände in den Schoß legen. Denn was der Mensch nicht tat, das taten die Elemente. Das Wasser, das plötzlich, nach langer Dürre, in gewaltiger Menge zu Tale schoß, über des Strombettes Ufer trat und weiterhin die Felder überschwemmte, weite Strecken fruchtbarer Erde mit sich riß, andere mit dicker Schlamm- und Sandschicht überdeckte. Hagel, der die Halme knickte, Regen, der die Körner faulen ließ, ehe der Trommelschlag der Dreschflegel auf der Tenne sie ihrer schützenden Hülle beraubte, zündender Blitz, der Scheune eine äscherte, Stall und Gehöft.

Schicksal war das alles, gegen das es kein Sichwehren, keine Auflehnung gab. Schicksal auch das andere. Daß Städte entstanden mit Hunderttausenden, ja mit Millionen von Einwohnern, Städte, in denen nach der Mühe des Tages, die Sucht nach Vergnügungen, nach Ausspannung, nach Unterhaltung wilde und bunte Blüten trieb. In denen man die Nacht nicht mehr kannte und die Ruhe, das Sammetschwarz des Himmels und das kühle Flimmern der Sterne. Wo Garben und Büschel und Ströme weißen und bunten Lichts die Finsternis verschlangen, grelle Musik die Stille zerriß und die Menschen sich eitlen und törichten, herauschenden und blendenden Vergnügungen hingaben.

Diese steingebauten Städte — immer wieder lockten sie die Kinder des Bauern zu sich. Den Sohn heute, eine Tochter morgen. Immer waren es die Jungen, die gingen ermüdet und gelangweilt durch den allzu harten, allzu nüchternen Kampf ums Dasein. Die Städte schluckten sie, die Töchter und die Söhne, wirbelten sie durcheinander und zermalmten sie zwischen ihren ehernen Kiefern. Nicht von heute auf morgen, aber doch in fünf Jahren oder in zehn vielleicht, oder auch erst in der nächsten Generation.

Der Bauer saß es, wußte es und blieb. Und wird immer bleiben, auf seiner Scholle, in seinem Hof, in seinem Dorf. Wird seinen Pflug über die Erde führen, seine Saat ausstreuen und das Korn ernten. Das goldene Korn, ohne das all die Menschen in den Städten, die Stolzen und die Demütigen, die Armen und die Reichen, die Klugen und die Dummen, die Guten und die Schlechten, dahinsiechen, verhungern und sterben müßten.

Denn er, der Bauer, Körper gewordenes Sinnbild der Treue, der Beharrlichkeit, des Fleißes und der Bodenfruchtbarkeit, ist ewig. So ewig wie der Boden, der ihn trägt, wie die Scholle, die ihn nährt, wie die Heimat, darin er wurzelt mit allen Fasern seines Leibes und seiner Seele.

Wolfgang Federau

Dies nebenbei

Bekanntlich wurde das fünfzigjährige Bestehen der südafrikanischen Stadt Johannesburg, der „goldenen Stadt" mit großen Feiern begangen. Johannesburg hat seinen Beinamen erhalten, weil es durch die Goldfunde in seiner Nähe, des sogenannten Witwaterrand, außerordentlich reich geworden ist und sich mit rasender Geschwindigkeit aus einem kleinen Goldgräbercamp zu einer der modernsten Städte Afrikas entwickelt hat. In einer Jubiläumsausstellung sah man im Modell alle großen Sehenswürdigkeiten Afrikas. Darunter ein automatisch betriebenes Miniaturgoldbergwerk, eine Nachbildung der geheimnisvollen Ruinen von Zimbabwe, die bisher noch kein Archäologe enträseln konnte, der Viktoriafälle, des Regenwaldes usw. Johannesburg gilt heute, nach fünfzig Jahren seines Bestehens, als die reichste Stadt nicht nur Afrikas, sondern der Welt, natürlich nur im Verhältnis zu seiner 500 000 Köpfe betragenden Bevölkerungszahl.

*

Das kann natürlich nur in Amerika passieren, dem Lande der in jeder Hinsicht unbegrenzten Möglichkeiten. Herrenlos stehengelassene Wagen sind in dem Autolande dort ja nichts besonderes. Die Bettler machen sie gleich an Ort und Stelle mit den Ersatzteilen anderer verlassener Wagen zurecht, schnorren sich das bißchen Benzin zusammen und brausen dann los bis zum nächsten Dorf. Vor dem Dorfeingang lassen sie ihren eleganten Wagen stehen und trippeln per pedes die Gegend ab. Haben sie dann alle Häuser abgeklappert, setzen sie sich draußen wieder in ihren Wagen und beglücken die nächste Ansiedlung. Das Landstreicherüberwachungsamt in den Staaten hat festgestellt, daß nicht weniger als 25 000 Gentlemen diese motorisierte Bettelei betreiben.

*

In Pumkin Centre, einem Nestchen im Staate Missouri, ist die Zahl der Hunde größer, als die der Einwohner. Menschen befinden sich nämlich nur 204 in dem ganzen Städtchen, Hunde dagegen zählt man — 5300. Woher dieser phantastische „Hundeüberschuß" kommt, meldet die Mär nicht. — vielleicht haben Leutchen dort eine besondere Art von Vierfüßlern züchten wollen, vielleicht war es ihr Spleen, sich mit so ungeheuer viel Hunden zu umgeben. Jedenfalls hängt die ganze Stadt sehr an den Tieren. Der Magistrat hat sich jetzt sogar entschlossen, allen Hundebesitzern — und niemand ist ohne — ein paar Dutzend — Sonderkredite für die Unterhaltung der Tiere zu bewilligen.

*

Der außerordentliche Erfolg, den man in Deutschland mit dem Volksempfänger erzielt hat, hat kürzlich auch die britische Regierung veranlaßt, durch eine Kommission die Schaffung eines britischen Volksempfängers prüfen zu lassen. Auf Empfehlung dieser Kommission wird demnächst ein britischer Volksempfänger auf den Markt kommen. Es handelt sich um zwei Standartypen, eine drei- und eine vierröhrige, die zu Preisen von 60 und 75 Mark, zahlbar in kleinen Wochenraten, verkauft werden. Produzenten und Händler haben ihre Gewinnrate so niedrig wie möglich gehalten, um den billigen Preis zu ermöglichen. Die britischen Zeitungen setzen große Erwartungen in den neuen Volksempfänger, der angeblich nicht weniger als dreißig Stationen aufnehmen kann.

*

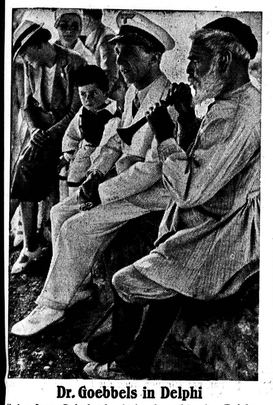
Nun ist eine Lokomotive erfunden worden, die von der Sonne angetrieben wird. Der Erbauer ist der Astronom Abbot vom Smithonian Institute. Die Lokomotive ist eine gewöhnliche Dampflokomotive, deren Kessel durch eine besondere Vorrichtung von der Sonne geheizt wird. Bei bedecktem Himmel kann sie also nicht laufen. Bei der Maschine handelt es sich allerdings nur um ein Modell, das eine Kraft von einer halben Pferdestärke entwickelt. Der Erfinder behauptet aber, daß sie Vorläuferin einer Revolution auf dem Gebiete der Technik sei.

*

Die britische Regierung läßt neuerdings in ihrer Kolonie Honduras die alte Industrie der Schwammzüchterei wieder aufleben. Die Industrie wurde vor langen Jahren eingestellt, weil für die gezüchteten Schwämme kaum noch Nachfrage bestand. In den letzten Jahren hat sich die Lage aber geändert. Die Schwämme, Pferdefresser" sollen in den seichten Lagunen der Turneffe-Inseln angelegt werden. Aus den „wilden" Schwämmen werden besonders gute Exemplare ausgesucht, in gleich große Stücke zerschnitten, auf kleinen Zementplatten befestigt und dann in den Lagunen ausgesetzt, in denen sie „riefen" sollen. Das dauert etwa drei bis vier Jahre. Die Schwämme werden dann herausgeholt, wiederum zerschnitten, verteilt ausgesetzt usw. Ein Teil der gezüchteten Schwämme wird mit den üblichen Methoden gereinigt und verkauft. Die „künstlichen" Schwämme sind den wilden Schwämmen an Qualität und vor allem an Gleichmäßigkeit weit überlegen; außerdem ist ihre Gewinnung viel einfacher und nicht mit der gesundheitsschädlichen Taucherei verbunden.

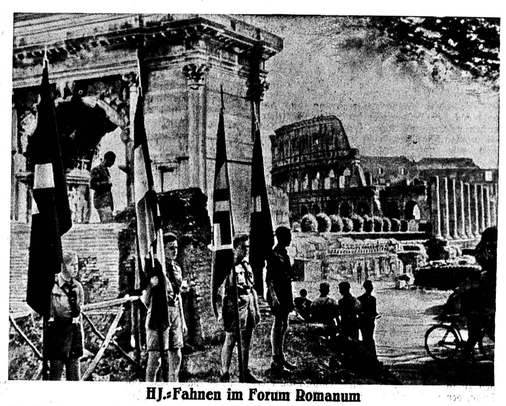
*

In den malaiischen Staaten kannte man bisher die Affen als Nußpflücker noch nicht. Nun kam jedoch ein britischer Kolonist auf den Gedanken, ein Dutzend Affen zu dressieren. Er erreichte schließlich, daß ein gesundes und großes Tier am Tag bis zu 1000 Kokosnüsse zu pflücken vermochte. Allerdings hat sich eine kleine Revolte unter den malaiischen Arbeitern entwickelt. Sie sehen nämlich in den Affenstilt-kern eine gefährliche Konkurrenz, zumal die Affen eines Tages auch zu anderen Arbeitsleistungen dressiert werden könnten . . .



Dr. Goebbels in Delphi

Auf seiner Griechenlandreise besuchte der Reichspropagandaminister auch die alte Stätte von Delphi. Ein griechischer Hirt spielt ihm heimatliche Weisen auf der Schalmei vor. (Heinr. Hoffmann, K.)



HJ.-Fahnen im Forum Romanum

Die Fahnen der Hitlerjugend, die von den in Italien weilenden deutschen Jungen mitgeführt werden, im Forum Romanum. (Pressephoto, K.)

Der 1000. Kilometer

Durch die Eröffnung zahlreicher Autobahn-Teilstrecken am Sonntag haben die Straßen Adolf Hitlers jetzt den 1000. Kilometer überschritten. In Schlesien übergab die Strecke Breslau—Liegnitz—Kreibau der Führer selbst dem Verkehr.

Der Führer und Dr. Todt

Der Reichsinspekteur für das deutsche Straßenbauwesen, Dr. Todt, erklärt dem Führer die Teilstrecke. Dahinter stehend Reichsverkehrsminister Eltz v. Rübenach. (Pressephoto, K.)

Die Autobahnarbeiter fahren am Führer vorbei.

(Heinrich Hoffmann, K.)

Ein zufriedenes Lächeln

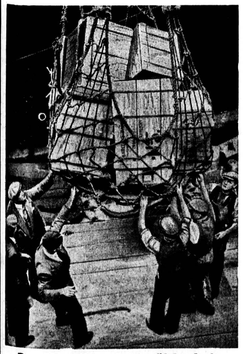
umspielt die Lippen des Herrn Litwinow beim Verlassen des Völkerbundpalastes — man arbeitete hier ganz nach seinem Wunsch. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

Deutscher Fußballsieg

Ein Bild von dem hervorragenden Fußball-Länderkampf Deutschlands gegen die Tschechoslowakei in Prag, den Deutschland vor 45 000 Zuschauern mit 2:1 siegreich beendet konnte. Der deutsche Torwart Jakob läuft einem Tschechenangriff entgegen. (Schirner, K.)

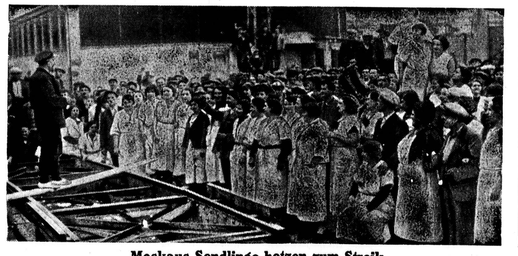
Die Eroberung des Alcazar

Der Alcazar von Toledo, das herrliche alte spanische Bauwerk, von dem nach der Sprengung durch die Roten nur noch ein Trümmerhaufen geblieben ist, ist jetzt von den Nationalisten erobert worden. (Weltbild, K.)



Das Vermögen ist in Sicherheit

In 14 großen Kisten traf ein Teil des Privatvermögens von Haile Selassi in London ein. Es sind Goldbarren, die hier im Londoner Hafen ausgeladen werden. (Heinr. Hoffmann, K.)



Moskaus Sendlinge hetzen zum Streik

In den letzten Tagen häufen sich die Streiks in Frankreich, die durch die bolschewistischen Beauftragten Moskaus angezettelt werden. Zahlreiche Fabriken sind von den Streikenden besetzt. Die Folge davon sind fortschreitende Unsicherheit und Hemmungen des Wirtschaftslebens im ganzen Land. Hier sehen wir, wie die Arbeiter der Autoreifenfabrik Michelin in Clermont durch einen kommunistischen Hetzer zur Fortsetzung des Streiks aufgewiegelt werden. Scherl Bilderdienst, K.)

Zur Frankenabwertung

Der französische Wirtschaftsminister Spinasse (links), Léon Blum (Mitte) und der Finanzminister Auriol nach der entscheidenden Sitzung im Elysée, in der die Abwertung des Franken beschlossen wurde. (Associated Preß, K.)

Ich heirate Veronika

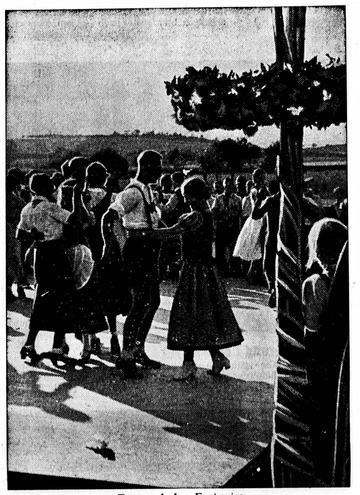
Von Ernst Kreuder

Ich hatte mir für den letzten Tag den Besuch von Murrel gewünscht, er sollte auch am nächsten Tag mein Trauzeuge sein. Aber Mur.rel, der Freund, der immer zuverlässig war, hatte nicht geantwortet, er konnte also heute noch kommen oder kam erst morgen zur Trauung um 9 Uhr in D. an.

Ich fuhr nach dem Mittagessen mit dem Rad in die Stadt, das Wetter war bedrückend grau und der Himmel wie ein See vorm Gewitter, und die Luft war stickig und kalt und dünn. Veronika war schon seit Tagen draußen in dem entlegenen Odenwaldtal und richtete in dem Gutshaus einer stillstehenden Mühle unsere neue Wohnung ein. Ich stellte mein Rad in der Stadt an den „Rheinischen Hof" und ging hinein, und drinnen war es dämmrig und ganz still. Der Wirt saß am Fenster und blickte in die graue Straße hinaus. Ich trank ein Glas Bier und rauchte eine Zigarette, und dann sagte ich mir, daß ich etwas ganz Bestimmtes übersehen wollte, aber es fiel mir nicht mehr ein. Dann zog ich den Zettel heraus, auf den ich meine Besorgungen geschrieben hatte. Der Kanarienvogel zu Hause war krank, mein Vater wollte ihn fasten lassen, aber meine Mutter hatte mich gebeten, heimlich „Rettung" mitzubringen, der Vater brachte sie nicht mit, und sie kam nicht mehr in die Stadt. Dann mußte ich noch weiße Wäsche haben und eine dunkle Krawatte. Ich trank aus und bezahlte und stieg wieder aufs Rad und fuhr in die Vogelhandlung „Einmal Rettung' bitte", sagte ich und dachte, das Mädchen würde mich jetzt auslachen, aber sie nickte und stellte eine rote Dose hin, und da stand tatsächlich „Rettung" darauf. Dann fuhr ich in das Herrenmodegeschäft und kaufte ein weißes Seidenband und eine schwarze Krawatte mit weißen Pünktchen. „Es soll für eine Trauung sein", erklärte ich der Verkäuferin. Das Mädchen verstand das und sagte, diese Krawatte würde mich bestimmt nicht älter machen. Ob ich sonst noch Wünsche hätte. Socken oder Sockenhalter oder sonst was.

Auf der Straße las ich wieder meinen Zettel, ich hatte noch Kaffee zu besorgen und Zigarettentabak und mußte auf der Post Nachsendeantrag stellen. Ich fuhr weiter durch die Hochsommerstraßen und wunderte mich, daß ich keine Empfindung davon hatte, daß ich morgen und dann für alle Zeit nicht mehr bei meinen Eltern sein würde, obwohl ich es doch wußte und alles genau vorbereitet hatte. Ich besorgte den Kaffee und den Tabak und füllte auf der Post den Antrag aus. Dann fuhr ich wieder die lange, gerade Landstraße zur Stadt hinaus und nach Hause.

Murrel war nicht gekommen. Meine Mutter braute mir einen starken Kaffee und inzwischen mischte ich etwas „Rettung" unter das Futter des Kanarienvogels. Der kleine, gelbe Vogel saß still auf der Stange in seinem Käfig und rührte sich nicht, als hätte er seine Krankheit ganz allein mit sich selbst auszumachen und müßte davon unausgesetzt und ungestört nachdenken. Ich sagte meinem Vater, daß ich „Rettung" besorgt hatte. „Nütze alles nichts", sagte er freundlich und bedauernd, „die Tiere müssen fasten, wenn sie krank sind." Es nütze aber doch, denn der Vogel wurde wieder gesund, und heute fliegt er wieder frei in der Wohnung herum, und wenn der Tisch gedeckt wird, findet er sich wie früher neben dem Teller meines Vaters ein, etwas abgeirrt, wo Messer und Gabeln liegen. Und da er dann wieder von allem versuchen darf, was auf den Tisch kommt, und da ihm das nichts schadet, wie mein Vater weise verkündet, wird es ihm doch wieder schaden, und eines Tages wird er dann wieder in seinem Käfig sitzen und nachdenken und sich nicht rühren.



Tanz auf der Erntewiese

Was konnte es um Himmels willen sein? Ich hielt einen Strauß frischer, langstieliger Rosen in der Hand und Pralinen, die feinsten Pralinen, und plötzlich erinnerte ich mich, daß ich einmal einen verheirateten Freund gefragt hatte, wie das mit der Hochzeit sein würde. „Du merkst bestimmt nicht viel davon", hatte Balthasar gesagt, „der ganze Tag spielt sich vor dir wie in weiter Ferne ab." Ich überlegte, ob ich meine Freiheit in zehn Minuten verlieren würde, meine Unabhängigkeit, meine Selbständigkeit durch eine laute, freiwillige Zusage. Aber was war denn diese ganze Freiheit, wenn es mir zu Hause so sonderbar schwer wurde, wenn ich in einem Schrank plötzlich ein vergessenes Kleid von Veronika hängen sah? Das war doch keine Freiheit, wenn die Dinge eines geliebten Menschen schon einen solchen Bann ausübten konnten, die mich an die lebende, ferne Veronika erinnerten.

Veronika hatte uns nicht gesehen, und wollte eben zum Standesamt hinaus, als ich sie anrief. Sie hatte den wunderbaren, neuen, grünen Mantel an und sah frisch und ausgeschlafen aus, sie hatte ein vergnügtes, lustiges Gesicht, als wüßte sie jetzt noch Herzenslust einkaufen dürfen. Ich gab ihr einen Kuß und die Rosen, und Murrel übergab ihr die Pralinen, und in diesem Augenblick kam eine lebhafte, ältere Dame hinzu, Veronikas Freundin und Trauzeugin. Sie trug eine gelbe Hornbrille und hatte ein großes, spöttisches Vogelgesicht, eine bekannte Landschaftsmalerin. Ich dachte an eine kleine, unbekannte Karawane, die in die Ferne der Zukunft aufbricht, als wir uns in Bewegung setzten. Wir gingen langsam und hintereinander die halbdunkle Wendeltreppe des Rathauses hinauf und wurden gleich aufgerufen, und als alles vorüber war, mußte der Traubeamte die neun Vornamen Veronikas diktieren, denn Veronika wußte sie beim Unterschreiben nicht mehr auswendig.

Nach dem Pastetenfrühstück und dem Ingelheimer Burgunder fuhr ein wir ins Waldtal hinaus in die neue Wohnung, die Veronika mit den schönen alten Möbeln ihrer Großeltern eingerichtet hatte. Telegramme lagen auf den Tischen, an den Küchenmöbeln hingen noch die Frachtanhänger von der Bahn, und auf einem Schreibtischkalender stand, in Veronikas Schrift: „Den Schwan eingefangen, gezähmt und in das Waldtal verschleppt."

Murrel hatte sich nach dem Essen zurückgezogen. Ich fühlte mich inmitten der fremden Möbel wie zu Besuch. Alles war überhandlich. Veronika strahlte, ich wollte mir über diesen neuen Zustand ganz klar werden, aber Veronika führte mich durch die Zimmer und sagte: „Nun, wie hab' ich das alles gemacht?"

„Wunderbar, Veronika", sagte ich. „Und wie sagt man da?" fragte Veronika. Da sagte ich nichts mehr und gab Veronika einen Kuß, und in diesem Augenblick war Veronika plötzlich eine junge Frau, die meinen Namen trug und nun meine Frau war.

Manchmal, wenn Veronika in die Stadt gefahren ist, gehe ich allein durch unsere Wohnung. Es ist sehr still hier, und von den Fenstern hat man einen weiten Ausblick in das schmale, gewundene Tal und auf die Waldhügel ringsum, der Bach rauscht unten am Haus, und ich gehe durch die stillen Zimmer, und dann sehe ich plötzlich ein helles Kleid über einem Stuhl hängen, in der Eile von Veronika hingeworfen, und dann habe ich genau wieder dieses sonderbare, schwere Gefühl, diese namenlose Besinnung und dies leichte Entrücktsein, wie es schon früher war, als ich noch nicht mit Veronika und Murrel und der Malerin jene halbdunkle Wendeltreppe des Rathauses hinaufgegangen war.

Korngarben und Mühle als Symbol der Ernte

Bergpirsch

Eine Erzählung aus dem Weidmannsleben

von Hermann Huttel

In aller Herrgottsfrühe hallerte der Jäger Leo an meine Hüttentür. Aber ich war schon eine gute Weile munter; denn wenn's ins Gamsgebirg „auffi" geht, dann wirft's auch Federn.

Die Nacht hing noch finster in den hohen Fichten, ein verdrießlicher Regen rieselte durch das struppige Geäst herab; aber wir waren trotzdem guten Muts und stiegen wacker den steilen Fichtenhang hinauf. Durch klatschnasses Himbeergesträuch winkelte sich der heimliche Jägersteig, durch widerborstiges Bromsbeergerank und mannshohes Farngekraut. Mühsam tasteten wir uns aufwärts. Die Nacht und der Nebel wollten kein Ende nehmen. Auf der Hochwies jedoch traten wir gegen halber acht ich in den hellen Sonnentag hinein, der mit überwältigender Plötzlichkeit die gigantische Wunderwelt der Hohen Tauern rings um uns offenbarte.

„Die Berge schaun's aufsi!" jauchzte Leo; denn nun hatte es für heute mit dem Wetter keine Not mehr. Strahlend stand über den zackigen Bergen die Sonne, während unter uns ein wüstes Gewirr von Wolkenungetümen, tiefen Tälern, stürzenden Wassern, Schroffen und auch Abgründen sich ausbreitete.

Mühsam quälen wir uns die Hänge und Wände hinauf, queren den obersten Waldgürtel, wo die urigen Baumriesen, gezaust und zerfetzt, ein gewaltiges Zeugnis vom ewigen Kampf der Naturgewalten ablegen. Zwischen den zottigen Leibern riesiger Fichten und dem bärtigen Gesäß vielhundertjähriger Lärchen winden wir uns hindurch — zwei winzige Kreaturen, die zu einem Nichts zerrinnen vor der Titanenkraft, die hier oben ungebrochen wie einst am Anfang der Tage waltet.

Oberhalb der Waldgrenze sehen wir uns ganz plötzlich einem starken Gamsbock gegenüber. Der Gems kommt vom schartigen Gvet herab und zieht völlig vertraut durch eine schmale Rinne auf uns zu. Er ist allein; kein alter Gams steht um diese Zeit beim Rudel.

Wir stehen gut gedeckt hinter einem mächtigen Lerchenschopf, und der Schalenwild sucht nicht lange in meinem Zeigefinger. Ganz frei steht nun der Bock auf einer Felskrippe. Strotzend vor Kraft steht er wie aus Granit gehauen auf den schwarzen, zahnigen Lüften, prahlend mit den hoden, weit ausgelegten Kruckn, die er stolz auf seinem herrischen Haupte trägt. Breit wie eine Scheibe steht er da und äugt nach dem Krummholz hinüber. Hinter dem schwarzen Rosenkranz sitzt das Blatt, aber das Blatt ist noch geil, und der Aufstreit über dem Blatte ist kurz und noch ohne Bart. Ein Gams ohne Bart aber ist nichts.

Loulus steilen wir uns nach der Hochalm hinüber und pirschen an der Waldgrenze entlang einem einsamen Gebirgssee zu. Ueber schmale Steige geht's und an steilen Schroffen und Wänden vorüber. Rechter Hand gähnt die sonnigreine Tiefe, links steilt sich der Fels gar trutzig in den klar-blauen Himmel hinauf. Dicht über uns kreun mit giftigem Gekrächz die rotfüßigen Alpendohlen umher. Irgendwo im felsigen Gestein pfeift schrill ein Murmeltier. Blaugrün und verwunschen liegt der Bergsee und jenseits des Wassers, wo die strahlende Sonne sich in den Firnenwänden spiegelt, zieht ein starkes Gamsrudel träge durchs Kar, während sich linker Hand zwei Murmeltiere auf einem groben Felsklotz sonnen.

Immer weiter steigen wir hinauf, immer heißer brennt die Sonne nieder. Nichts ist mehr um uns als Fels und Geröll und namenlose Bergeinsamkeit. Dann aber haben wir den Grat erklommen und halten in der Scharte eine kurze Rast. Weiß leuchten die nahen Gletscher herüber, donnernd stürzen die Wasser zu Tal, und ich pflücke mir zwei Alpenprimeln, die licht und rot ganz nahe neben einem Schneewurf blühen.

Noch manches Scharl und manches Rudel Gams entdecken wir in den Kars und Kesseln, während wir langsam niedersteigen. Noch mancher Gamsbock pfeift uns an, und nicht ein einziges Mal denke ich an die Büchse, die ich auf der Schulter trage. So ganz und gar hat mich der Zauber des Gamsgebirges in seinen Bann geschlagen.

Und doch sitzt mir dann noch einmal ganz jäh der Schießteufel im Nacken. Der alte Gamsbock ist dran schuld, der faul und träge auf einer schmalen Grasleiste drüben in der Steilwand sitzt. Die Klamm, die uns trennt, mißt seine hundertfünfzig Meter. Nun wird er langsam hoch, rekelt sich und springt lässig auf einen anderen grünen Felsschopf nieder. Breit steht er da, ab und an das Haupt schüttelnd, um den Fliegen zu wehren. Wahrlich, das wäre ein sauberer Schuß . . .

Unheimlich ist der Kampf, der mich durchtobt. Soll ich — oder soll ich nicht? — Bunterdurtig hängen meine Jägeraugen an den hohen Kruckn, die dort drüben so verführerisch zwischen zwei fliegenwebenden Lauschern locken. Aber nicht doch! Es ist ein Sommergams! Mein Bock soll erst im Winter fallen, wenn er bartig ist! Ach, wenn das Warten doch nicht gar so schwer wär' ! . . .

Hoch türmt sich über der Wand mit dem Gams die ewige Gletscherwelt in den verblaßt sendenden Tag hinauf, gewaltige Wasserfälle stürzen donnernd und gischtend die steile Klamm hinab, zerfetzte Lärchen und Zirbeln harren einsam Lied vom Titanenkampf der wilden Gebirgsnatur, und ein Schauer der Kraft rinnt durch meine Seele und wehrt der Schwäche, die in mir hochkommen und einen Schuß lösen wollte, dessen Frucht nur eine halbe Freude für mich gewesen wäre. — — So blieb die Kugel im Lauf. Wacker stelze ich mit meinem braven Führer, zwar ohne Beute, aber mit einem Herzen voll sonnigen Weidmannsglücks, ins dämmernde Tal hinab.

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

7

Die Chinesin hatte die gemalten Lippen halb offen. „In der Tat?" kam nach langer Pause ihre Frage.

„Morgen schon!" sagte Walter. „Sie wissen sicher auch, weshalb!"

Wieder Stille. Es war, als betaste man sich gegenseitig mit den Fingerspitzen. Und endlich brach Walter los:

„Wozu die Komödie? Ich darf nicht länger bleiben! Bisher — haha — brauchte ich von nichts zu wissen! Jetzt muß ich es! Ich kann mich nicht schlafend stellen, wenn mir die Kugeln von Maschinengewehren um die Ohren pfeifen, und auf der anderen Seite zwei Tote und sechs Verletzte sind!" — Der junge Deutsche hatte diese Worte laut gesprochen. Zu laut wohl. Eine weiche Hand legte sich auf seinen Mund. „Mister Steinhoff! Ich bitte Sie!"

Da lachte Walter auf. „Gut! Entschuldigen Sie! Ich will nichts gesagt haben. Aber — ich tue auch nicht mehr mit! Ich will von nichts mehr wissen! Lieber — hungere ich, verstehen Sie?"

Er brach ab. Er atmete schwer. Chang Ho Wen saß wie ein filigranfeiner Scherenschnitt vor ihm, gegen das Helldunkel des offenen Meeres sich zierlich abhebend.

„Ich — verstehe Sie in allem!" hörte er ihre Stimme. „Mein Vater wird Ihnen nicht böse sein! Und ich weiß, daß Sie auch nach Ihrem Weggang Gentleman sein werden — und schweigen!"

Sie streckte beide Hände aus, die junge Asiatin. Walter fühlte die feinen samtweich umschlossen.

Ein seltsames Gefühl wachte in ihm auf. Etwas wie Zärtlichkeit und Trauer in einem. Er senkte plötzlich den Kopf und preßte seine Lippen auf die dufterden Mädchenhände. Chang Ho Wen regte sich nicht.

„Noch eins!" sagte er dann. „Sie waren stets gut zu mir. Ich will nicht undankbar sein! Wohin Sie also! Einen Satz nur! Mehr nicht! — Liquidieren Sie das — Geschäft mit der Barkasse! Und zwar auf der Stelle! Verschwinden Sie, mit dem Kapitän und dem Steuermann einig zu werden! Und seien — Sie für niemanden zu sprechen! Für niemanden! Morgen nicht! Uebermorgen nicht! Wochenlang nicht! Fahren Sie fort! Reisen Sie! Reisen Sie mit Ihrem Vater, Miß Chang Ho Wen!"

Stille. Rauschen der Brandung.

„Haben Sie mich verstanden, Miß Chang Ho Wen?"

„Ich — habe Sie gut verstanden, Mister Steinhoff!" kam nach einer Pause leise die Antwort. „Und — was werden Sie tun?"

„Lassen Sie das meine Sorge sein!" lachte Walter bitter auf. „Denken Sie an sich. Es ist vielleicht noch nötiger!" —

„Sie sind ohne Existenz?"

„So ziemlich! Ich gedenke mir morgen in Ihrer Office meinen letzten Lohn zu holen!"

„Ich — werde Sie noch einmal sehen, Mister Steinhoff!"

Seltsam, wie energisch plötzlich der kleinen Asiatin Stimme klang. Der Motor ihres Autos schnurrte mit einem Male wieder an. Der Wagen wendete. Fegte pfeilgeschwind die lange Uferstraße zurück. Bog rechts ab. Fuhr am Golden Gate Park entlang nach Osten. Niemand im Wagen sprach mehr ein Wort.

Und auf einmal erkannte Walter, daß er ganz in der Nähe seiner Behausung war.

„Wissen Sie denn . . .?" wollte er zu fragen beginnen.

„Warum sollte ich nicht wissen, wo Sie wohnen?" lächelte die gelbe Miß. „Ich weiß das meiste über die Leute meines Vaters. Seit einer Viertelstunde allerdings weiß ich — noch mehr. Dank Ihrer Aufrichtigkeit, Mister Steinhoff! Und glauben Sie mir, — Tieng Ki und ich werden so wenig undankbar sein, wie Sie es gegen uns gewesen sind! Good bye!" Die Wagentüre öffnete sich. Walter stand auf der Straße vor seiner Haustüre, ehe er wußte, wie ihm geschah. Wie ein Spuk stob der starke Wagen Tieng Ki's mit der jungen Chinesin in die Nacht hinein davon . . .

6.

Schon zu Anfang Juni pflegte der gesamte Haushalt des Mister Charles Ferguson Chikago zu verlassen. Der Hitze wegen. Aber auch weil es die übrigen Familien der obersten Fünfhundert im Laufe des Sommers ebnso machten und es also zum guten Ton gehörte.

Selbstverständlich besaß Familie Ferguson auch den hierzu erforderlichen Landbesitz. Er war sogar Privateigentum von Mistreß Ferguson, denn ihr galanter und hochbetagter Schwiegervater hatte ihr das Besitztum am Hochzeitstage als Morgengabe geschenkt. Notariell und in aller Form, mit korrekt beglaubigten Urkunden, auf denen kein Stempelchen fehlte.

Ein ganzes Stück Land war es, mit Wiesen und Park, mit Wasser und Himmel, — und ganz nebenbei auch mit einem zweistöckigen Wohnhaus von vierzehn Zimmern, die Nebenräume für Personal und Geräte, die Garagen und Stallungen gar nicht gerechnet.

Man pflegte gegen Damen galant zu sein im Hause Ferguson, und man war in dieser Galanterie ebenso großzügig wie im Geschäftsleben.

„Der Erfolg ist maßgebend!" sagten die Herren Ferguson nicht nur in bezug auf geschäftliche Dinge.

Der Landsitz von Mistreß Ferguson, unweit der kanadischen Grenze, am Südufer des Lake Superior gelegen, hatte zudem noch den Vorzug, daß er nur vierzig Minuten Autofahrt von einem Flughafen entfernt war, von wo Mister Charles Ferguson die lumpigen fünfhundert Kilometerchen bis Chikago bequem in anderthalb Stunden schaffen konnte, wenn ihn seine Geschäfte riefen.

Ueberflüssig zu bemerken, daß auch der Sommersitz der Familie mit den gleichen Schutz- und Alarmvorrichtungen versehen war, wie das Stadthaus in Chikago. Auch hier gab es getarnte Leibwächter, die nach außen friedliche Gärtner und Stallbedienstete waren. — auch hier gab es elektrische Signalanlagen und nächtlicherweile geladene Drahtzäune und Selbstschüsse, — und sechs große Doggen, prämiiert und auf den Namen dressiert, jaulten in einem Zwinger, um des Nachts innerhalb eines eingegrenzten Geländestreifens frei umherzulaufen.

Gerda hatte einen Lieblingsplatz auf den terrassenförmig zum Hause ansteigenden Wiesenflächen. Eine alte Baumgruppe stand da mit Tisch und Bank darunter, und man sah weit in die Umgebung.

Dort saß Gerda oft mit ihren beiden kleinen Pflegebefohlenen, die das Deutsche schon ganz geläufig plapperten. — dort machte sie ihre Handarbeiten, — und dort las sie die Briefe, die für sie ankamen. Jede Woche einer aus der alten Heimat, von der Mutter und der Schwester. Und manchmal alle Tage, manchmal nur alle vierzehn einer — von diesen rätselhaften deutschen Landsmann Hermann Winter.

Es war immer ein rätselhaftes Gefühl in Gerda Paulini, wenn sie einen solchen Brief öffnete. Sie vermochte das nicht zu ergründen, — aber jedesmal war es ihr, als müsse sie gewärtigen, daß etwas Erschreckendes, etwas Furchtbares aus den aufklappenden Briefbogen sie anspränge.

Doch nichts dergleichen schien auch nur im entferntesten begründet. Zwar schrieb der Mister Hermann Winter manchmal einen recht konfusen Stil, und seine Schriftzüge zeigten oft eine ziemliche Hast und Eile. — aber was er schrieb, war immer eitel Zärtlichkeit und Liebe für seine junge Landsmännin.

Auch die neuerdings eingetretene, noch weitere Entfernung von der Angebetenen schien ihm nichts auszumachen.

„Ich werde kommen", schrieb er, kaum acht Tage, nachdem Familie Ferguson auf ihrem Sommersitz sich eingerichtet. „Und wenn du nach Alaska gingest, liebe, kleine Gerda. — ich werde kommen! Schreibe mir an die auf dem Umschlag angegebene Adresse nach Chikago, ob ich dich in etwa acht Tagen besuchen darf. Bis dahin spätestens habe ich meine Tour in Kalifornien beendet!"

Gerda Paulini las diesen Brief an einem wolkenlos sonnigen Nachmittag unter ihrem Lieblingsbaum. Es war alles so still und friedlich um sie her. Die beiden Kinder spielten. Und Lulu, die gutherzige Zofe der Dame des Hauses, saß neben Gerda, weil sie gerade freie Zeit hatte, denn das Ehepaar Ferguson machte einne Ausflug zu Pferd.

„Mister Winter, mein Landsmann, will mich hier besuchen!" sagte Gerda zu der Zofe, aus dem Bedürfnis heraus, sich einem Menschen mitzuteilen.

Lulus Augen hingen nachdenklich am Gesicht der jungen Deutschen. Es dauerte eine Weile, ehe sie antwortete: „Da werden Sie sich freuen, Miß Gerda!" Es klang abwartend, fragend, wie sie das herausbrachte.

Gerda sagte nichts dazu. Man saß still unter dem leise rauschenden Baum. Bis endlich Lulu wieder leise weiterfprach:

„Gewiß, — er ist ein stattlicher Mann. Ein schöner Mann! Und er stammt aus Ihrer Heimat. Ich verstehe das . . ."

Damit brach die Zofe ihr zögerndes Geplauder wieder ab. Es war, als verschlucke sie ein „Aber", das sie nicht aussprechen wollte. — „Lieben Sie ihn denn?" fragte sie statt dessen nach einer kurzen Pause.

Gerda lächelte. „Gott, Lulu! Was Sie alles fragen! Halten Sie mich für so, daß ich in jeden gleich verknarrt bin?"

Und die Zofe schüttelte in heftiger Verneinung den undulierten Kopf. „Sicherlich nicht, Miß Gerda! Sicherlich werden Sie — dieses andere noch nicht ganz verwunden haben! Er war . . . ein so lieber Mensch, der Mister Steinhoff. Wir haben ihn alle gern gehabt, wenn er kam. Er war so nett und freundlich gegen jedermann. Wissen Sie, Miß Gerda, daß ich — das alles noch immer nicht begreifen kann? Dieses traurige Ende? Ich kann es nicht glauben. Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Sogar nachts, wenn ich nicht schlafen kann. Oder wenn ich bei der Mistreß sitzen muß und nichts tun kann als zuschauen wie sie ihre Romane liest. Ich kann es nicht begreifen. Dies alles sieht dem guten Mister Steinhoff so gar nicht ähnlich!"

Gerda saß mit zuckenden Lippen. „Kann jemand deutlicher sein, als er es war? Kam nicht mein Geld ohne eine Zeile zurück? Was muß ich da anderes denken, als daß er — alle Beziehungen gelöst wissen will?" Sie schluckte an ihren Tränen, die arme Gerda Paulini. „Und ich meinte es doch so gut!"

Die Augen der jungen Deutschen schwammen. Und Lulu, die gutherzige, griff zärtlich nach den Händen der trauernden Gerda. „Wissen Sie, was ich oft denke?" flüsterte sie ganz nahe an Gerdas Ohr. „Daß alles nur . . . ein Mißverständnis ist! Eine Verkettung widriger Umstände. Und daß er doch noch eines Tages zu Ihnen zurückfindet . . .!" —

„O . . ." Gerda schluchzte. „Das — glauben Sie, Lulu? Ich nicht! Ich ganz und gar nicht!"

„Und wenn er käme?" wollte jetzt die Zofe wissen.

„Wenn er käme . . .?" Gerda wiegte den blonden Kopf. „Ach, Lulu, darüber habe ich noch niemals nachgedacht . . .!"

„Aber Sie lieben ihn noch immer, nicht wahr?"

„Ich? Ihn noch lieben?"

„Ja! Oder haben Sie ihn etwa schon vergessen?"

Da errötete Gerda und lehnte ihren Kopf an Lulus Schulter. Ein Strom von Tränen brach aus ihr heraus. „Nein! — Vergessen — habe ich ihn noch nicht!" Sie weinte, die junge Gerda Paulini, vom ersten Liebeslied ihres Lebens geschüttelt. Sie weinte am Halse der guten Lulu. Und während diese leise der deutschen Kollegin blonde Locken streichelte, wußte sie sich selbst keinen anderen Rat, als sich auch ihrer Führung hinzugeben. So saßen die zwei jungen Dinger denn unter der alten Baumgruppe auf der Wiese vor Mistreß Fergusons Landhaus und weinten zusammen eine gute Viertelstunde lang. Bis es schließlich Gerda war, die sich wieder ermannte, ihre Augen trocknete, nach den Kindern sah und sich gerade setzte.

Sie wollten nicht töricht sein!" sagte sie tapfer. „Und außerdem kommt nächste Woche — Mister Winter, der auch mein Landsmann ist!"

„Aber den mag ich nicht leiden!" verletzte Lulu, ihre Tränen abwischend und sich heftig schneuzend. „Und Sie — im Grunde auch nicht. Miß Gerda. Ich weiß das besser als Sie selbst!"

— — — — — — — — —

Mister Winter aber, der Mann, der von Gerda für die nächsten Tage am Ufer des Lake Superior erwartet wurde, war um diese Stunde noch an die zweitausend Meilen weit von ihr entfernt in San Franzisko, und seiner feiner Gedanken verirrte sich zu dem blonden Mädchen, dem seine werbenden Briefe galten.

Er stand am Fenster, der düster blickende Lytton Ward, — und hinter ihm im Zimmer saßen Teddy, der „Sekretär", und Edward Hornbruk und der hagere Larry Lewis. Sie saßen und lungerten herum, denn es gab noch keine Arbeit für sie. Es galt abzuwarten, was Käpten Willard und Torrens am Nachmittag bei Tieng Ki ausrichteten.

Schweigen war im Zimmer. Die Sonne stand hoch und flimmerte auf dem Ozean; hell und sonnig war das Bild, das Lytton Ward von seinem Fenster aus sah, aber er achtete nicht darauf; er war nervös; er war voller Ungeduld, und einmal stieß er grimmig hervor: „Es ist das letztemal, daß wir solche Kompagniegeschäfte machen. Paßt mir ganz und gar nicht!"

Worauf Teddy bedeutungsvoll den Kopf wiegte, und Larry Lewis nicht umhin konnte, wieder eine obszöne Bemerkung über den „wachsweichen Burschen von Moschinisten" zu machen, der nicht zu trauen sei.

In diesem Augenblick aber kam etwas die Treppe heraufgefegt; ein heftiger Schritt war vor der Tür, und eine harte Hand auf der Klinke, — und herumfahrend sahen alle vier Männer in das Gesicht eines, der da auf der Schwelle stand wie ein leibhaftiger Bote des Unheils, blaß und kurz von Atem, die Augen flackernd und die Fäuste geballt.

Es war „Big" Jack, der lange Komplize, der dem Kokain verfallen war.

Und Big Jack war in einer tollen Verfassung.

„Es ist etwas passiert!" schrie er in das Zimmer herein als wolle er einen suchen, der auf der Stelle mit ihm einen Boxkampf bis zur Kampfunfähigkeit beginnen könne. „Ich bin gekommen, euch zu warnen. Mister!"

Sie fuhren auf von ihren Sitzen. — sie standen um den blassen Jack herum mit rasenden Augen. — und Edward packte den Klamerodes vorne an der Brust als müsse er die Neuigkeiten geradezu aus ihm herausschütteln.

Big Jack aber fing keuchend zu melden an: „Der rote Harold . . ." Gammelte er und seine Augen rollten. „Er ist . . ."

„Bodyguarden? Verhaftet? Damned!" schrien Teddy Edward und Larry durcheinander. Nur Lytton schwieg und war blaß um die Lippen.

„Schlimmer als das! brüllte Big Jack. „Schlimmer! Er wurde nicht verhaftet! Er ist übergelaufen! Er ist ein Verräter! Er ist ein Polizeispitzel geworden!"

„Neh!" stöhnte Teddy, der „Sekretär". Er sah auf Lytton Ward.

Einige Sekunden war es still im Zimmer. Alle blickten jetzt Lytton an.

Verklärter Herbst I

Von Josef Johannes Link

Es fallen die kleinen Blätter im leisen Wind,
Jedes ein buntes Schiffchen, golden und braun.
Mitten im tanzenden Traum spielt lächelnd ein Kind,
Mütter und Mädchen gehn in Gedanken und schaun,
Wo die Blumen und wo die Augen am leuchtendsten sind.

Wie ein spätes Glück, blühest du, herrliches Land:
Funkelnde Schäle, kostbar geschliffen und fein,
Hältst du die Fülle der Früchte hoch bis zum Rand,
Schenkst du das Blut der Traube, den festlichen Wein,
Teilst die klareren Freuden aus mit verschwendender Hand.

Die Tage sind tief getaucht in läuternde Glut
Lohenden Lichts, das sich schon im Aufgang verzehrt.
Hohe Pracht ist die Erde, prunkend vertut
Sich das herbstliche Fest, das keine Dauer begehrt.
Menschen grüßen mit jauchzenden Blicken: Oh, Gott ist gut!

Der stand mit dem Rücken gegen das Fenster, als müsse er sich anlehnen und eine Stütze suchen. Es war keine Farbe in seinem Gesicht.

„Der Schuft!" war alles, was er sagte.

„Das ist seine Rache!" brummte Edward. „So rächt sich der Lump für den Kinnhaken, den er neulich einstecken mußte.

„Hätten wir ihn gleich totgeschlagen!" brüllte Big Jack. „Er hat uns alle verraten! Hinter mir waren sie schon her. Ihre sich entfernt, haha! Höchst vornehm. Im Flugzeug — des Gouverneurs, hahaha! Blind! Im Gepäckraum. Er flog nachts auf eine Dienstreise!"

Trotz aller Aufregung, die sie schüttelte, lachten die Männer in rascher Freude über den findigen Kellner. Lutton ging auf ihn zu und schlug ihm auf die Schulter. „Fein gemacht, Jackie! Ist Verlaß auf dich!" — Dann war man wieder ernst. Ganz bei der Sache. Ganz alarmbereit. — „Was tun?" fragte Larry, wie zur Einleitung.

„Hier sind wir vorerst sicher!" meinte Teddy optimistisch.

Aber da lachte Big Jack höhnisch auf. „Schöne Sicherheit das! Alles ist verraten!"

„Unmöglich!" sagte jedoch Lutton sofort. „Harold war über Frisco überhaupt nicht informiert! Laßt euch nicht bange machen, Kinder!"

Big Jack schnapvte die Stimme über. „Wenn ich euch sage, Männer! Es ist alles verraten. Haarklein! Die Sache mit dem Erpreßzug in Montana, — das mit dem Zuckerkönig in Milwaukee, — sogar, was wir gegen das Bankhaus O'Neill vorhatten, wissen schon die Schnapshähne von der Polizei . . ."

Aber Lutton Ward schien immer ruhiger zu werden, je lauter Jackie tobte.

„Mimm dir einen Stuhl und ruhe dich aus!" befahl er kurz dem Aufgeregten. „Gebt ihm die Whiskyflasche, Jungs! Ist ja lächerlich!"

Und Edward Hombruck nahm ohne weiteres Jack am Arm, zog ihn in einen Sessel und klopfte ihm auf die Schulter, als spräche er einem aufgeregten Pferde gütlich zu.

„Wir lassen uns nicht beirren!" sprach Lutton indessen. „In sechs Stunden ist das mit dem Gelben abgetan. Wir sitzen hinüber nach Alameda und steigen in unser Flugzeug. Für vier Wochen mögen sie uns dann suchen, wo sie wollen. In den Canons oder am Mittagsanker oder meinetwegen in der Wallstreet von Newyork!"

Teddy, Edward und Lewis schwiegen. Eine wilde Entschlossenheit funkelte in den Augen der Schweigsamen. Nur Big Jack, totenblaß und mit allen Gliedern zappelnd, schrie und tobte weiter:

„Hört auf mich! Die Polizei von Frisco ist alarmiert! Ich nehme Gift darauf! Sie sind uns schon jetzt auf den Fersen!" — „Damned!" knirschte da Lytton Ward, die Lippen hart aufeinander beißend. „Das sind sie immer! Die andere Frage ist, — ob sie uns auch kriegen! Und das werden sie nicht! Schluß damit jetzt! Dem roten Harold aber eine Salve von Kugeln, sobald einer von uns seiner ansichtig wird!

Damit schwieg Lytton, der „Hauptmann". Das Kapitel war abgetan. Und als Big Jack noch immer keine Ruhe geben wollte und sich in schreienden Warnungen erging, schaffte man ihn in eine nach hinten gelegene Kammer und warf ihn auf ein Bett.

Man schrieb alles dem Kokain zu, dem der arme Jackie nun einmal gänzlich verfallen war.

Lytton Ward aber stand am Fenster und blickte hinaus in den hellen Tag, der kein Ende nehmen wollte, und der ihm wie ein Feind vorkam.

Er ließ sich nichts anmerken, — aber eine heiße Unruhe zitterte ihm doch in allen Nerven, so daß er heimlich in den Taschen die Fäuste schloß und sich die Nägel der Finger nachdrücklich in das Fleisch der Handballen bohrte.

Ruhe! kommandierte er sich selbst. Niemand wußte besser, wie schwer der Schlag war, den des roten Harold Abfall ihm versetzt.

Harold ein Verräter! Das bedeutete die Auslieferung der genauesten Signal-ments aller Kameraden an die Polizei. Das bedeutete den Verrat aller sinzierter Namen, alle mit Vorliebe gewählten Verkleidungen, aller Deckadressen und aller Schlupfwinkel.

Das Haus in St. Louis war eine kleine Festung gewesen. Man hatte an zwei Fenstern Maschinenpistolen auf drehbaren Scheiben eingebaut gehabt und über zwei geheime Ausgänge nach den Nachbargrundstücken verfügt. Das war vorbei!

Verloren war wohl auch schon der geheime Platz im Staate Wyoming, das entlegene Häuschen in der Gegend von Davis.

Und zum Teufel war auch das gepanzerte Auto, mit dem man vor sieben Monaten den Zuckerkönig von Milwaukee entführt. Dreihunderttausend Dollars hatte man damals kassiert; ein glattes Geschäft.

Von Lytton Ward selbst stammten die Pläne für die Konstruktion dieses Wagens, der einen Motor von einhundertzwanzig Pferdekräften besaß und dessen Karosseriewände aus nahezu kugelsicherem Stahl waren. Dahin und verloren. Man hatte das Fahrzeug in St. Louis zurückgelassen, als man nach San Franzisko gefahren war.

Nur ein Gutes hatte Harolds Abfall. Die Organisation war gesäubert von einem Unzuverlässigen, von einem brutalen Verschwender. Man war gewarnt und hatte Neues gelernt. Man war auf diese Weise elastischer für neue Unternehmungen . . .

Und noch wenige Stunden, — dann verflüchte man auch wieder über Geld, über Geld genug, um eine Weile sich ducken zu können, den Kopf einziehen wie eine Schildkröte, verborgen bleiben, ein jeder für sich, — der eine da, der andere dort in den unermeßlichen Gebieten der Union.

Und Lytton Wards Gedanken schweiften weit über den Kontinent hin zu einer kleinen Station am Lake Superior, von wo es den Weg zu suchen galt nach einem stillen Landsitz, — zu einem Landhaus, das jetzt jenes Mädchen barg, nach dem all seine Sinne schrien.

Sechs Stunden noch, — dann war es geschehen. Dann startete man auf dem Flugplatz von Alameda ostwärts . . .

Und Lytton Ward streckte in heißer Erregung die starken Arme . . .

— — — — — — — — —

Es war ein altes Haus, in dem Walter Steinhoff wohnte. Es bot einer ganzen Reihe von Familien Unterkunft, einem bunten Sammelsurium von Nationalitäten und Berufen. Ein serbischer Violinlehrer wohnte darin mit seiner schönen, aber nicht sehr sauberen Frau, die meistens mit aufgerollten Locken umherlief und mit hoher Fistelstimme ihren vier Kindern „Erziehung" beizubringen beflissen war. Dann gab es zwei italienische Familien, deren Ernährer als Bauhandwerker tätig waren, und einen schottischen Wanderprediger, der seine grauen Haarsträhnen weder schneiden noch friesieren ließ. Im Erdgeschoß war ein Laden mit Gemüsen und Früchten, die das ganze Treppenhaus durchdünsteten, und im Hofe hatte sich eine Firma etabliert, die mit Autogummis, neu und gebraucht, handelte.

Durch das noch faulem Obst riechende Treppenhaus aber huschte um die Mittagsstunde dieses Tages wieder jener klapperdürre Chinesenjunge, der stets als Bote gelaufen kam, wenn es galt, den Maschinisten Steinhoff zu neuer Fahrt auf die Barkasse zu holen.

Es war ganz wie sonst. Nur steckte der junge Asiate diesmal nicht in seinem dünnen Leinenkittelchen, sondern trug europäische Straßenkleidung und einen steifen Hut auf dem Kopfe, der ihm grotesk zu Gesicht stand.

Walter sah die Veränderung mit Erstaunen. Aber noch mehr verwunderte ihn das Erscheinen des Boten überhaupt.

„Was soll's?" fragte er. „Wird etwa gefahren?"

Der Junge grinste. „Nein, Sir! Gefahren wird nicht mehr. Ich soll dem Herrn nur diesen Brief überbringen!"

Walter sah in den dürren Händen des Bürschchens einen großen, blauen, ziemlich dicken Briefumschlag.

Und ehe er etwas fragen konnte, hatte der Chinese den Brief überreicht, wieder eine tiefe Verbeugung gemacht und — war verschwunden. Es war schon beinahe geisterhaft, wie der schmale, dürre Kerl davonzuhuschen verstand.

Hopfen-Ernte
Mit unglaublicher Schnelligkeit werden die duftenden Dolden in Körbe gepflückt. (Atlantic, K.)

Der Führer und seine Bauern
Zum Erntedanktag am 4. Oktober (Heinrich Hoffmann, K.)

Aber in der nächsten Minute bereits hatte Walter keinen Gedanken mehr übrig für den kleinen Botenjungen.

Er hatte den Brief aufgerissen und stand wie erstarrt.

Geldscheine knisterten ihm entgegen, Banknoten, ein ganzer Pack, lauter größere Scheine. Walter vermochte zuerst gar nicht abzuschätzen, welche Summe sie wohl zusammen ausmachen mochten. Dann aber fiel sein Blick auf einen Briefbogen, der dabei lag.

Es war feines Büttenpapier, und die Schriftzüge darauf waren von Mädchenhand, fein, zierlich, wie gestochen.

„Lieber Herr Steinhoff!" begann dieser Mädchenbrief. „Sie haben sich als unser Freund gezeigt. Wir sind nicht weniger dankbar als Sie. Merken Sie sich: Wenn der Kapitän Willard und der Steuermann Sie mitnehmen wollen zu Mister Tseng Ki, — so gehorchen Sie diesen Männern nicht. Bleiben Sie fern! Verlassen Sie die Stadt! Sie finden Geld in diesem Brief. Genug, um fürs erste leben zu können. Aber Sie dürfen sich auch später an uns wenden. Hinterlassen Sie Ihre Adresse auf dem Postamt in der Market Street. Chiffre 2004. Und tun Sie, wie ich Ihnen schrieb! Tun Sie es wirklich. Kommen Sie nicht mehr zu Tseng Ki!

Dies schreibt Ihnen seine Tochter, die Sie — vielleicht geliebt hat!

Chang Ho Wen."

Walter Steinhoff wußte nicht, wie ihm geschah. Er wußte nicht, was zunächst beginnen. Er sah mechanisch auf die Uhr: Es war etwas vor eins. Und um drei sollte er mit den zwei Männern zu Tseng Ki gehen. Zur letzten Verabredung. Zugleich aber besann er das Geld zu zählen, das er da in den zitternden Händen hielt.

Es waren Hunderdollarscheine, ein ganzer Pack. Zweitausend, dreitausend, viertausend . . . Walter wollte es schier den Atem verschlagen, — fünftausend Dollars.

Er fand nie erstarrt. Fünftausend Dollars! Fürwahr eine großzügige Abfindung! Ein überaus vornehmes Geschenk!

Eine wilde Freude wollte ihn überfallen. Seine Gedanken flogen. Er dachte aberwitzige, törichte Dinge! Machte stehenden Fußes vage Pläne für seine Zukunft. Und stand dann doch wieder, als habe er Blei in den Gliedern.

Was geht vor? fragte es dumpf in ihm. Was plant der Chinese? Gewiß, — daß dieser Besuch in Tseng Kis Office nun nicht mehr nötig war, — wie eine Erlösung war das in Walter Steinhoffs Brust. Als ob eine Zentnerlast von ihm abgefallen sei.

Aber — schien es nicht, als drehe der geheimnisvolle Gelbe nun den Spieß um? Als sei nicht er in Gefahr, sondern diejenigen, die ihm an die Kehle wollten?

Walter Steinhoff trat ans Fenster. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, die Sonne zu sehen und das warme Licht des Tages, der draußen stand. Ein leises Frösteln war ihm über die Haut gelaufen.

Was geht vor? tickte es unheimlich in seinen Schläfen.

„Verlassen Sie die Stadt!" schrieb diese kleine gelbe Dollarprinzeß, die tagsüber in einem Trödlerladen stand und abends im eigenen Wagen zum Tanzen fuhr. War es nicht gestern nacht gerade umgekehrt gewesen? Hatte da nicht er zu der Chinesin gesagt, sie täte gut daran, wegzufahren, auf Reisen zu gehen, sie und ihr Vater Tseng Ki?

Es war eigentlich zum Lachen. Aber nein, es war nicht zum Lachen. Da war etwas, was sich wie eine drosselnde Schnur um Walters Kehle zu legen schien. Noch immer hielt er den Packen Banknoten in den Händen. Fest, krampfhaft fest, als müsse er jede Sekunde gewärtigen, daß jemand an ihm heranträte, um ihm das Geld wieder zu entreißen.

Er zwang sich, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Es gelang ihm nicht. Er dachte an den Kapitän, — er sah den Steuermann Torrens vor sich, — er erwog, zu einem der beiden hinzulaufen, um sich noch einmal mit den beiden zu besprechen, — aber dann fragte er sich wieder, was er denn eigentlich diesen Männern sagen wollte, — etwa von den haltlosen Gedanken reden, die ihn wie wesenlose Nebel erfüllten? Oder gar sagen, wieviel Geld er bekommen habe, — er, der Maschinist, während Kapitän und Steuermann leer ausgingen? — Nein, das ließ man am besten bleiben. Mochten Willard und der Steuermann sehen, wie sie zurecht kämen.

Oder ob man zu Katja ginge? grübelte Walter dann wieder. Er konnte es nicht lassen, immer von neuem an der Situation herumzuraten, die ihm ein verderbenschwangeres Rätsel schien.

Es ging auf zwei, als er sich endlich fertig machte. Zum Ausgehen. Nein, zur Abreise. Er packte seine Siebensachen in seinen Koffer. Er nahm Mantel und Hut. Das Geld trug er in zwei inneren Westentaschen direkt über dem Hemd. Er spürte deutlich die zwei Päckchen rechts und links auf der Brust.

Mit drei Sätzen kündigte er die Wohnung und beglich die Miete. Dann war er fertig.

Spürte zum letztenmal den Geruch fauligen Obstes in der Nase, als er die Treppe hinabschritt. Hörte zum letztenmal die keifende Stimme der serbischen Musikersgattin, die ihre Kinder prügelte.

Dann war er auf der Straße, die er langsam hinabschritt. Es war ein Zufall, daß er nach einigen Minuten einmal stehen blieb. Er setzte seinen Koffer ab, um ihn in die andere Hand zu nehmen. Dabei sah er einmal um, abschtklos, ganz zufällig. Und erschrak.

Denn bei diesem zufälligen Umblicken war ihm eine Gestalt ins Gesichtsfeld gekommen, die ihm bekannt war. Es war der dürre, schmale Chinesenjunge, der ihm vor kaum einer Stunde den Brief mit dem Geld gebracht. Der Junge, der heute so drollig auf europäisch herausstaffiert war, und einen steifen Hut trug. Walter sah, wie der Bursche im gleichen Augenblick, da er Walter sich umwenden sah, scheinbar gleichgültig an ein Schaufenster herantrat, sich hinter die Passanten duckend und das Gesicht wegwendend.

Da wußte Walter Steinhoff: Er stand unter Kontrolle. Man beobachtete ihn — man überwachte seine Schritte.

Die Samtaugen Chang Ho Wens schwebten unsichtbar über seinem Weg. Man wollte wissen, ob er nicht etwa doch noch Fühlung habe mit den anderen Männern der Besatzung.

Und jetzt war es für Walter Steinhoff entschieden. Es gab nur noch eines: Fort! Sich zurückziehen. Die Finger heraus aus einer Sache, die er längst hätte meiden müssen.

Aufrechten Hauptes ging er zur nächsten Autobushaltestelle. Stieg in den nächsten Wagen ein, fuhr zur Station

Und sah noch am Billettschalter, wie sich sein kleiner gelber Verfolger auf fünfzig Schritte Abstand unter die Passanten des Bahnhofs duckte. Da lachte Walter Steinhoff. Er nahm seine Koffer auf und schritt zu seinem Zug. —

In Katias Kneipe war der Tumult der Mitternacht. Die kleine Musikkapelle angebliche ungarische Zigeuner, in Wirklichkeit Hungerleider aus Berkeley jenseits der Bai, jazzte in tollen Rhythmen drauf los. Betrunkene Matrosen tanzen. Ein dunkeläugiges Mädchen, dem Typus nach eine Mexikanerin, tanzte auf einem Tisch, bis ihr ein Kavalier, ein breitschultriger Matrose eines englischen Steamers, sie herabholte und unter dem Gejohle aller Gäste auf den Armen davontrug.

Im Lande der aufgehenden Sonne

Fernöstliche Reise nach Japan

Ein Bericht von Johannes Mayrhofer

Ankunft in Japan

In zwölf Tagen fahren wir über den Pazifik. Jedenfalls, wenn wir im Fahrplan die Daten der Abreise und der Ankunft ordnungs- und sachgemäß subtrahieren. Und dennoch stimmt das Rechnerexempel nicht ganz. Wir passieren ja auf unserem Wege die berühmte Datumsgrenze. Am 14. Februar noch habe ich in meinem Tagebuch notiert: „Uhr bereits 12 Stunden 40 Minuten hinter Deutschland zurück." Und dann kam eigentlich der 15. Februar, ein Freitag. Aber dieser 15. Februar fiel aus. Und mit einemmal waren wir nicht mehr hinter Deutschland zurück, sondern der lieben Heimat ganz gewaltig voraus. Bald war die Zeit von Tokio erreicht. Acht Stunden vor Deutschland.

Sonnenaufgang an Japans Küste

Und am Morgen des 21. Februar stieg herrlich schön die Landschaft von Yokohama vor unseren Blicken auf, die in der Frühe des Tages noch von zahlreichen Laternen erleuchtete Stadt, die Hügel, die Berge und, aus Morgennebeln auftegend, der schneebedeckte Fujiyama. Darüber der verblassende Vollmond. Und im Osten leuchtender Sonnenaufgang. Der rechte Zeitpunkt für eine Ankunft im „Lande der aufgehenden Sonne".

Der Postschiff hatte noch vor unserer Ankunft die Briefe ab, 1192 Sack Post. Der Arzt erscheint, um sich zu überzeugen, daß wir alle gesund und wohl und munter sind. Etwas gründlicher ist die Paßkontrolle. Mit Schrecken denke ich noch an den endlosen Fragebogen und an all die überflüssigen mündlichen Fragen: Name und Nationalität von Vater und Mutter, wann in Japan gewesen, Zweck der Reise, Ziel der Reise, und was die weisheitsvolle Behörde sonst noch alles gern wissen möchte.

Eine freundliche Abwechslung bei all diesen Formalitäten bringen zwei Zeitungsinterviews. Schon hier also wird man von der liebenswürdigen Presse begrüßt und ausgefragt.

Drei Zigarren und ein bißchen Pfeifentabak

Endlich kann ich das schöne Schiff verlassen, das mich so sicher und pflichtgetreu vertausend und einige hundert Seemeilen auf kürzestem Wege, ohne den Umweg über die Hawai-Inseln, nach dem fernen Osten befördert hat. Der großen Gewissenhaftigkeit der Paßkontrolle entspricht die ebenso große Gründlichkeit der Zollbehörde. Zu spät bereue ich, daß ich die drei Zigarren und Tabak für vier Pfeifen nicht rechtzeitig über Bord geworfen, sondern mitgenommen und korrekt in das entsprechende Formular eingetragen habe. Es gibt nämlich eigene Formulare für die Tabaks- und Bücher-Erklärung. Die Bücher interessieren Japan ebensosehr wie der Tabak. Man will sicher sein, daß ich keine kommunistische Literatur einschleppe.

Irgendwo liegt mein Gepäck bereit für die Kontrolle. Wegen des Tabaks aber muß ich an einen besonderen Schalter. Der zuständige Beamte ist gerade nicht da, sein Vertreter legt meine Papiere hin und fertigt zunächst einmal ganze Scharen von anderen Leuten ab. Schließlich nimmt sich ein liebenswürdiger Japaner, den ich auf dem Dampfer kennen gelernt, meiner Bedrängnis an. Aber ich muß jedenfalls die lächerlichen drei Zigarren und das bißchen Pfeifentabak am Schalter vorlegen. Die sonstige Zollkontrolle ist nicht sehr grausam, aber auch nicht oberflächlich. Man interessiert sich für meinen Tropenhelm, der in seiner Papierumhüllung vielleicht verdächtig aussieht. Man interessiert sich für ein anderes Paar, das ein Paar Schuhe birgt, man interessiert sich für ein Buch, das sich als unschuldige japanische Konversationsgrammatik zu erkennen gibt, mit deren Hilfe ich meine mangelhaften Sprachkenntnisse verbessern möchte. Wie herrlich gerechtfertigt stehe ich nun da!

Nachdem ich nun mein Gepäck vorläufig am Bahnhof abgegeben und in einem Restaurant unter dunklen Bildern japanischen Volkslebens Reis mit Curry gegessen, außerdem noch viele Löcher und die mir schon bekannten Schriftzeichen der Häuserreklame bewundert, mache ich mich auf nach Tokio, der Hauptstadt.

Waren die allerersten Eindrücke, wie das ja in jedem Lande, wo man zunächst mit Paß- und Zollangelegenheiten gequengelt wird, der Fall sein mag, nicht so ganz freilich und angenehm, so kann ich von nun an über den weiteren Verlauf der Reise zu meiner großen Freude überaus Gutes und Schönes zum Lobe der lieben Japaner vermelden.

Ein freundlicher Herr

Gleich am Bahnhof konnte ich ein Exempel freundlichster Hilfsbereitschaft kennenlernen. Ich hatte mich mit zwei schweren Koffern zu plagen, und siehe da, schon war ein freundlicher Herr zur Stelle, der einen der Koffer ergriff und eine kaum bedeutende Strecke dem weiten Bahnsteig entlang trug, ihn fachmännisch in der 2. Klasse niederstellte und sogar die Gelegenheit verpaßte, rechtzeitig auszusteigen, so daß er bis zur nächsten Station mitfahren mußte.

Weitere Freundlichkeiten folgten alsbald nach meiner Ankunft in Tokio. Und zwar nicht nur von seiten des Hotels, wo ich unter vielen Verneigungen und Verbeugungen in die vierte Etage befördert wurde und ein nicht gerade großes, aber wundervoll modern eingerichtetes Zimmer mit fließendem Wasser, Lampe, Stehlampe, Zimmertelephon, Garderobe, Kimono, Pantoffeln usw. usw. nebst einem sehr guten Frühstück — japanisch in der 3. Etage oder europäisch, 4 Gänge, in der 2. Etage — für den lächerlichen Preis von 4 Yen, etwa 2,88 RM, angewiesen erhielt.

Presseaudienzen um Mitternacht

Besonders erstaunt aber war ich über die liebenswürdige japanische Presse. Da ich von Yokohama aus gleich weitergereist war, da ich ferner nicht dasselbe Hotel aufgesucht hatte wie bei meiner ersten japanischen Reise im Jahre 1930, da ich außerdem kein Filmstar und kein Opernteno bin, hätte ich eigentlich glauben können, daß ich nunmehr für die weitere Mitwelt ausgeschaltet, verloren und verlunken wäre im Meere der fernöstlichen fünfmillionenstadt. Aber siehe da, die Zeitungen fingen an, ihre Redakteure oder Reporter zu entsenden, meistens begleitet von einem Photographen, um mich regelrecht zu „interviewen". Nicht über politische Fragen, sondern ganz persönlich über meine Bücher und Vorträge, über meine Absichten bei dieser neuen japanischen Reise und ähnliche freundliche Themata.

Und da besonnlich in Japan alles anders ist als bei uns, so erlebte ich auch bei dieser Gelegenheit einige lehrreiche Ueberraschungen. Besonders meine abendländischen Begriffe von geheimer Beschäftigkeit wurden eindringlich und wirksam verbessert. Eine Pressevandlung habe ich des Nachts zwischen halb und dreiviertel zwölf erteilt.

Ich lag gerade friedlich in meinem Bett, als sich durch Zimmertelephon der Reporter einer großen Tageszeitung ankündigte. Da ich mir die Namen nicht genau gemerkt, glaubte ich zunächst, es sei dasselbe Blatt und derselbe Herr, die mir schon nachmittags die Ehre eines Besuches erwiesen hatten. Und außerdem war ich in dem Irrtum befangen, der Berichterstatter sei unten im Hotel. So bat ich ihn, in einem der Salons zu warten, bis ich mich wieder angezogen hätte. Aber als ich dann wenige Minuten später die Gesellschaftsräume musterte, war da alles schon erleuchtet, aber nirgends ein Besucher zu sehen. Und auch die Angestellten im Büro konnten mir meerleidigenswerte keine Auskunft geben. Aber dann taten sich plötzlich die Türen auf, und von der Straße her erschienen die beiden Besucher, der Reporter und der Photograph, die mich also von auswärts angerufen hatten, so daß freilich die unschuldigen Hotelbediensteten nicht weiter in Bösse waren.

Nach den üblichen Höflichkeitszeremonien begann dann bei einer Tasse Tee die Unterredung. Und während ich mich mit dem Herrn Reporter angenehm auf englisch unterhielt, hob sein Begleiter von Zeit zu Zeit die Kamera, um sie dann, weil ich anscheinend kein hinreichend geistreiches Gesicht machte, wieder sinken zu lassen. Dann mit einemmal Blitzlicht, Aufnahme, Schluß der Unterhaltung, tiefe Verbeugung, herzlicher Abschied. Und ich konnte wieder zu Bett gehen.

Die Frau des Kunstmalers

Am nächsten Tage genoß ich dann die unverdiente Ehre, in verschiedenen Blättern mein wohlgelungenes Bildnis zu betrachten und die schönen chinesisch-japanischen Schriftzeichen des begleitenden Textes zu bewundern. Leider konnte ich nicht lesen, was die Presseleute da alles von mir erzählten. Aber es muß sehr schön und lebenswürdig gewesen sein, denn als mich nunmehr die Großmacht Presse vorläufig in Ruhe ließ, begannen die Besuche aus dem Publikum, das durch die Zeitungen auf den Fremdling aus den westlichen Landen aufmerksam geworden war.

Der erste Besuch war eine Dame, die sehr gut Englisch und noch viel weniger Deutsch verstand. Aber das war kein Unglück, denn der freundliche Hoteldirektor machte ohne weiteres den Dolmetscher.

Eine feine, zierliche Erscheinung in schönem Kimono, die sich mit echt japanischer Eleganz tief verbeugte, worauf ich mich ebenso tief verbeugte, sie zum Sitzen einlud und fragte, ob ich ihr eine Tasse Tee reichen dürfe. Aber sie lehnte bescheiden ab, sie wollte mir nur eine kleine Bitte vortragen. Ihr Mann, der begabte Kunstmaler K. so-kojima, hatte in einem nahegelegenen großen Warenhaus auf der Ginza, dieser prachtvollen Straße, die man ein Mittelding zwischen dem Newyorker Broadway und der Fünften Avenue nennen könnte, hoch oben in der sechsten Etage eine umfassende Ausstellung seiner Gemälde veranstaltet. Und ich sollte nun kommen und gütigst diese Ausstellung besichtigen. In meinem europäischen Vorurteilen befangen, dachte ich natürlich, der Zweck der Uebung sei der, mich zum Ankauf eines Bildes zu veranlassen. Ich erklärte daher der Dame, daß es mir bei den Geldmitteln, die ich auf dieser Reise verausgaben könnte, leider nicht möglich sei, wertvolle Kunstobjekte zu erwerben. Aber das war wieder ganz und gar nicht japanisch gedacht. Die gute Frau wollte gar kein Geschäft mit mir machen, sondern nur — welch schöner Idealismus! — mein Interesse für das künstlerisch wertvolle Lebenswerk ihres Mannes wecken. Ich versprach ihr also, gleich in den nächsten Tagen die Ausstellung zu besuchen, und wir verabschiedeten uns freundlich unter vielen tiefen Verbeugungen.

Japanische Hotels

Bei meiner ersten japanischen Reise im Jahre 1930 habe ich mich, so sehr ich sonst auch japanische Sitten und Gebräuche studierte, aus einer gewissen schauen Zurückhaltung darauf beschränkt, in modernen Hotels zu wohnen, d. h. in Hotels, die vielleicht unter japanischer Leitung standen und nach jeder Richtung hin von Japanern bedient wurden, die aber in ihrem Charakter, im Wohnen, Essen, Trinken und Schlafen reichlich europäisiert oder amerikanisiert waren. Diesmal aber stand von vornherein mein Entschluß fest: Ich brauche freilich nicht jeden Tag mit Stäbchen zu essen und auf Matten von Reisstroh und Gräsern zu schlafen, aber ich muß unbedingt, nicht einmal, sondern wiederholt und gründlich, in echt japanischen Hotels wohnen und echt japanische Lebensweise an mir selber durchprobieren.

In der Weltstadt Tokio wohnte ich zunächst freilich in einem Hotel, dessen Zimmer ganz nach abendländischer Methode und, nebenbei bemerkt, außerordentlich praktisch eingerichtet waren. Im Essen konnte man sich nach eigener Wahl europäisch oder japanisch einrichten. Das einzige echt Japanische war das Bad, aber dieses Kapitel „Japanische Bäder", muß ich mir, da noch mancherlei darüber zu sagen ist, für einen späteren Aufsatz vorbehalten. Summa summarum: Man lebte in diesem Hotel so ziemlich abendländisch.

Unverfälschtes Japan

Aber nicht lange, dann wurde die Sache orientalisch, östlich, sogar sehr fernöstlich. Ich fuhr etliche Stunden mit der Eisenbahn nach Norden, nach der schönen Stadt Sendai, um von dort aus einen Ausflug zu den berühmten Inseln von Matsushima zu unternehmen. Da es einen Bädeker und Meyer für Japan noch nicht gibt, studierte ich in der Eisenbahn an in englischer Sprache herausgegebenen ausführlichen Werk des „Board of Tourist Industry" und wählte mir für Sendai ein geeignetes Hotel. Aber nach meiner Ankunft mußte ich die Entdeckung machen, daß dieses Hotel inzwischen seine Pforten geschlossen, zeitweise oder für immer den Betrieb eingestellt hatte. Doch fand ich bald in der Nähe des Bahnhofes ein anderes vertrauenerweckendes Haus.

Und nun war ich plötzlich mitten im Märchen oder, wenn man will, in der Operette, mehr als Zuschauer, sondern selber mitwirkend. So ungewohnt, so originell, so „fabelhaft" ist das alles.

Kaum bin ich eingetreten, da steht der Herr Hoteldirektor vor mir, legt die Hände an die Knie und verneigt sich ehrfurchtsvoll. Ich erwidere den Gruß mit vollendeter japanischer Höflichkeit und frage, ob ich ein Zimmer haben kann. Er reicht mir die Fremdenliste, daß ich mich unter all den schönen östlichen Schriftzeichen mit meinen lateinischen Lettern eintrage. Inzwischen sind auf der hohen Stufe, die den steinbedeckten Boden des Eingangs von dem eigentlichen Hotel mit einer gewissen Feierlichkeit trennt, die Hausdiener erschienen, nette, freundliche japanische Mädchen in farbenleuchtenden Kimonos. Die verneigen sich nicht etwa vor mir, sie fallen gleich auf die Knie und auf ihr Angesicht. Das ist freilich für unsere Begriffe sehr merkwürdig, aber es sieht sehr hübsch aus, und, ohne es gleich nachzumachen, verneige ich mich möglichst höflich nach allen Seiten.

Stiefel ausziehen

Aber jetzt kommt etwas Unangenehmes. Man darf die hohe Stufe, die den Eingang zu den Hosträumen bezeichnet, nicht ersteigen, ohne zuvor die Stiefel abgelegt zu haben. Niemand darf mit Stiefeln oder Schuhen den schönen, sauberen, blühenden Holzboden oder gar die matteneingelegten Zimmer betreten.

Ich gestehe, daß das für mich ein stets wiederkehrendes kleines Kreuz meiner Japanreise war, zahllose Male in Hotels, Kirchen, Tempeln, Theatern, Privathäusern die schauderhaften europäischen Schnürstiefel an- und auszuziehen zu müssen. Aber ich kann die japanische Methode nur loben und anerkennen. Wie sehen bei uns trotz aller Sorgfalt städtischer Behörden manchmal Straßen und Bürgersteige aus! Wie ekelhaft werden sie oft von zahlreichen überflüssigen Hunden verunziert! Und der brave Bürger nimmt dann, ohne im entferntesten Böses zu ahnen, eine ganze Ladung mit in sein trautes Heim und schleppt sie mit den Stiefeln in alle Räume seiner Häuslichkeit. Das alles ist in Japan unmöglich. Es bedarf keiner Untersuchung, wer hier über die hygienisch einwandfreiere Methode verfügt.

Die Stiefel bleiben beim Eingang des Hotels stehen. Der Sinn der Uebung ist keineswegs der, wie ihn ein neuerer Schriftsteller interpretiert: So, jetzt kannst du mir nicht austrücken, ohne die Rechnung zu bezahlen! Es bedeutet weiter gar nichts, als daß man eben nicht mit dem Schuhwerk der Straße das Haus durchwandern darf. Ein ästhetisches Gemüt könnte auf den Gedanken kommen: Werde ich morgen auch meine Stiefel wiederfinden oder hat sie inzwischen irgendein Handwerksbursche mitgenommen? Aber nein, keine Angst! „Der Japaner fürchtet Buddha und die Polizei."

Als Ersatz für die zurückbleibenden Schnürstiefel bekommt ich allerliebste kleine Pantoffeln. Aber leider, sie sind etwas zu zierlich und zu klein. Wir versuchen es mit einem anderen Paar. Aber auch diese verliere ich gleich auf der nächsten Treppe. So gehe ich denn lieber auf Strümpfen. Vor meinem Zimmer müßte ich ja sowieso auch die Pantoffeln stehen lassen.

Und nun das Zimmer

Wundervoll sind diese japanischen Zimmer. Wenn ich ein Millionär wäre und mir am Starnberger oder Wiesbadener See eine Villa bauen könnte, ich würde unbedingt ein echt japanisches Zimmer darin einrichten. Der Boden ist fast restlos mit Matten belegt. Nicht so, wie bei uns der Boden eines Zimmers teilweise mit größeren und kleineren Teppichen, Brücken, Vorlagen bedeckt ist, während ein großer Teil des Raumes ohne Belag bleibt. Hier ist der ganze Raum, abgesehen etwa von einer kleinen erhöhten Nische mit blankpolliertem Boden, mathematisch genau von den großen rechteckigen Matten ausgefüllt. Schöne, hellgelbe Matten aus Reisstroh mit einer Oberschicht von feinen Gräsern, am Rande mit einem Streifen dunklen Tuches versehen. Diese Matten liegen vorschriftsgemäß nicht, aber alle in tadellosem rechten Winkel nebeneinander, alle genau von der gleichen Größe, und die Grundfläche des Zimmers ist genau für diese Matten eingerichtet. Der Japaner braucht nicht zu sagen: Ein Zimmer von soundsoviel Quadratmeter, es genügt, daß er die Zahl der Matten angibt, und jeder weiß, wie groß der Raum ist. Die rühmte Nische aber, Tokonoma genannt, ist geschmückt mit einem künstlerischen Wandbehang, Kakemono, oft mit einem hübschen Blumenarrangement, mit einer künstlerisch wertvollen Bronze. Der manchmal so überladene Zimmerschmuck westlicher Länder kommt hier nicht vor. Dafür wird aber, während bei uns das ganze Jahr hindurch die gleichen Bilder an der Wand hängen, der Schmuck des Kakemono gewechselt, je nach der Jahres- oder Festzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das ist Japan: Ein japanisches Mädchen beim Teebereiten (Photo: Ufa)

Erntefest – Erntedank

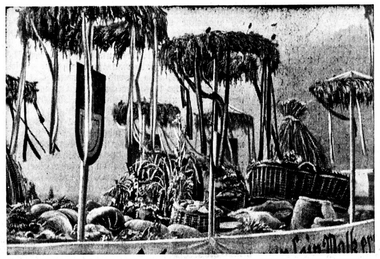
Deutsche Erntebräuche

Zum Erntedanktag am 4. Oktober

Der Festzug zieht durch die Dorfstraße

Wenn der Herbstwind über kahle Stoppelfelder weht, denken wir mit Wehmut daran, daß der schöne Sommer mit seinen Freuden vorüber ist und die Zeit der rauhen Tage, der langen Abende naht. Je schwerer es dem Großstädter ums Herz wird, um so höher aber schlägt das Herz des Landmannes, der jetzt seinen Lohn für monatelange Sorgen um das Gelingen der Ernte und für bangs Hoffen auf günstiges Wetter gekommen sieht. Was Wunder, wenn sich diese aus dem tiefsten Herzen aufsteigende Freude entlädt in einem Fest, das eine Entschädigung sein soll für die ganze Mühsal vergangener Wochen. Das arbeitsreiche Leben des Bauern kennt wenig Gelegenheit zum Feiern. Und welcher Augenblick wäre wohl geeigneter dafür als der zwischen dem Ende einer arbeitsreichen Zeit und dem Anfang einer neuen? Nur wer die täglich neue Sorge kennt, mit der der Landwirt das Wachsen auf dem Felde verfolgt, kann auch die ganze Freude ermessen, die ihn beseelt, wenn die letzte Garbe unter Dach und Fach ist, und nur der versteht auch die Fröhlichkeit, die im Erntefest hervorbricht.

Das Erntefest knüpft an eine uralte Ueberlieferung an, die sich nach Landschaften und Zeiten wandelt. Ebenso verschieden sind auch die Sitten und Gebräuche, die sich darum ranken. Wohl der allgemeinste Brauch ist das Winden des Erntekranzes meist schon auf dem Felde, wobei vielfach ein volkstümliches Lied gesungen wird. An die Stelle des Erntekranzes aus Aehren tritt oft eine Erntekrone, die aus allen Fruchtarten hergestellt und mit Blumen verziert wird. Ein Mädchen überreicht der Herrschaft den Kranz unter Glück- und Segenswünschen für das nächste Jahr und für eine



Ein rheinischer Brauch
Schiffe mit Feldfrüchten und Erntekränzen fahren über den Rhein (Selle-Eysler 5, Presse-Bild-Zentrale, K.)

Die herrlichste Feier des Erntedankfestes findet stets auf dem Bückeberg statt, wo der Führer zu Tausenden von Bauern spricht

Tanz auf dem Gutshof

weitere gute Ernte. Wegen der Segenswirkung, die man dem Erntekranz beimißt, wird er das ganze Jahr hindurch aufbewahrt. Weit verbreitet ist auch die fröhliche Heimfahrt des letzten Wagens. Er wird in frohem Zuge nach Hause gefahren, oder die Heimfahrt wird mit einem Umzug mit Musik verbunden. Den frohen Essen und ein Tanz folgen. In Baden setzte man früher auf den letzten Wagen ein Kind, mit einem Strauß in der Hand, oder die sogenannte Erntegans, eine Frau mit einem roten Sacktuch und einem Strauß. Auch eine mit Kuchen und Würsten behangene, buntgeschmückte Tanne oder Birke wurde auf dem letzten Wagen heimgeführt und blieb bis zur nächsten Ernte an der Scheune befestigt. In anderen Gegenden wurde eine Buche, Birke oder Weide in den Acker gesteckt, bevor das letzte Getreide auf den Wagen gebracht wurde. Die Wipfel der Bäumchen wurden mit Aehren geschmückt, dann mit einer Harke die verstreut herumliegenden Halme gesammelt. Das war „Harkelmai", der dann in fröhlichem Zuge nach Hause gefahren wurde.

Eine große Bedeutung wird mancherorts den letzten Aehren beigemessen. Man läßt auf dem Acker eine Handvoll Aehren stehen, zwischen die früher in Westdeutschland ein buntgeschmückter Maien gesteckt wurde. Mit den Halmen verbunden, bildete er den sogenannten Erntemai, der entweder auf dem Felde stehenblieb oder mit dem letzten Wagen festlich heimgeführt und bis zur nächsten Ernte aufbewahrt wurde. In Baden heißen die letzten Aehren Glückshämpfele, die hinter dem Kreuzfix der Wohnstube aufbewahrt und deren Körner unter die Saatfrucht für das nächste Jahr gemischt werden. Ueberhaupt rankt sich

Bäuerinnen aus Schaumburg-Lippe (Pressephoto, K.)

um die letzten Aehren eine große Zahl mystischer Vorstellungen. Der Geist des Wachstums, den man sich im Getreidefeld umgehend vorstellt, zieht sich vor den Schnittern zurück, bis ihm schließlich nur noch die letzten Halme übrigbleiben, die so die ganze Wachstumskraft enthalten. Im Hause oder an der Scheune angebracht, bringen sie daher Glück, besonders Kindersegen, und bewahren das Haus vor Blitzgefahr. Zu Weihnachten gibt man wohl auch dem Vieh davon zu fressen, damit es gesund bleibe. Damit die Segenswirkung nicht gefährdet werde, mußte früher in Baden die jüngste Schnitterin die letzten drei Aehren schneiden.

Bisweilen denkt man sich auch den Geist des Erntesegens als alten Mann. Das ist dann eine lebensgroße Puppe aus Stroh, deren Augen und Haare aus Kornblumen und deren Mund aus rotem Mohn besteht. Vielfach aber wird der Geist des Erntesegens als tierisches Wesen gedacht, das den Namen Kornwolf, Roggenwolf, Erntehahn und Kornpopel erhält. In manchen Gegenden ist dann der Name auf die letzte Garbe oder auch auf den Schnitter oder die Schnitterin, die sie bindet oder abschneidet, übergegangen. So ist in Schlesien der Kornpopel kein mystisches Wesen, sondern eine Schnitterin, die die letzte Garbe gebunden hat, und die dann in sie eingebunden wird.

Eine besonders große Rolle spielt in den Erntegebräuchen der Hahn, der ja vielfach mit Fruchtbarkeitsgebräuchen in Verbindung gebracht wird und als Verkörperung des Erntesegens gilt. Früher schlug man in den einzelnen Gegenden am Schluß der Roggenernte einem Hahn den Kopf ab, befestigte diesen auf einem mit Aehren umwundenen, buntgeschmückten Stock und verzehrte den Hahn nach dem Einzug des letzten Wagens. Manchmal aber ist es auch nur ein hölzerner oder papierner Hahn, der auf dem letzten Wagen heimgeführt wird. Zahlreiche Spiele erinnern noch an die Bedeutung, die der Hahn im Volksglauben genoß, wie das bekannte Hahnenschlagen. Ebenfalls in Baden mußten die Paare tanzen, bis eins von ihnen den Hahn erhielt. Der Tanzplatz war hierbei die Scheune.

In manchen Orten verschmolz sich das Erntefest mit der Kirchweih oder der Kirmes. Ursprünglich, wie schon der Name sagt, der Erinnerung an die Einweihung einer Kirche dienend, hatte sie vielerorts die Bedeutung eines festlichen Erntedankschlusses gewonnen. Neben reichlichem Essen und Trinken gab es dann all die Volksbelustigungen, ohne die eine Kirmes nun einmal nicht zu denken ist, wie Preisschießen, Sackhüpfen und Erklettern einer geölten Stange, an deren Spitze ein Erntekranz mit Geschenken hing.

Von all diesen Sitten und Gebräuchen ist allerdings nur wenig übrig geblieben, kaum mehr als die Freude über das Gelingen der Ernte, über die Krönung eines monatelangen schweren Werkes. Dafür hat das nationalsozialistische Deutschland dem Erntefest, das in einem überwundenen Zeitalter lediglich als eine Angelegenheit des Bauern betrachtet wurde, einen neuen, tiefen Sinn gegeben. Im heutigen Deutschland ist das Erntefest der Tag des Dankes, den nicht nur der Bauer, sondern die ganze Nation abstattet. Für den Städter ist es der Tag der Besinnung auf die Arbeit des Bauern, auf den Nährstand, der seine Ernährung sicherstellt. Es ist weiter der Tag, an dem Stadt und Land, früher mit Absicht gegeneinander ausgespielt, zusammengeführt und an ihre Schicksalsverbundenheit mit Scholle und Boden erinnert werden, dem unvergänglichen Lebensquell des Volkes.

Der Trabant unserer Erde

Ein mildes und gütiges Licht flutet von der vollen Scheibe des Mondes zur Erde nieder und überglänzt alles mit einer fahlen Helle. Die harten Lichter und Schlagschatten des vorausgegangenen Sonnentages sind nunmehr weich und verschwommen, die Gegenstände auf unserer Erde erscheinen schemenhaft umrissen und wie verzaubert. Alles atmet Friede, Feierabend und Ruhe. Und mit diesem wohligen und zauberhaften Glanz entreut und beglückt schon seit Jahrtausenden der Mond immer wieder die Menschen.

Wenn wir hinaufschauen zum hellen Vollmond, so glauben wir ein „Gesicht mit Augen, Nase und Mund" zu erkennen, wir sehen den Mann im Monde", von dem eine fromme Legende berichtet, daß er zur Strafe dafür, daß er am Sonntagsfrieden brach, für immer in den Mond verbannt wurde.

Das Bild, das die astronomische Wissenschaft uns vom Monde gibt, ist das einer Toteninsel im Meere des Weltalls. Was wir da im Fernrohr — 384 000 Kilometer im Mittel von uns entfernt — sehen, ist ein toter, im reflektierten Sonnenlicht erglänzender Himmelskörper, der kein organisches Leben auf sich trägt und dazu auch nicht imstande ist.

Wer ist der „Mann im Mond?"

Die grauen Flecke, die schon mit bloßem Auge auf der Mondoberfläche zu erkennen sind, erscheinen im Fernrohr als dunkle, glatte Flächen. Es sind dies die sog. Mondmeere, -seen oder -sümpfe. Man zählt nun Mondmeere und hat ihnen sehr wohlklingende Namen, wie Nubges-, Fruchtbarés- und Feuchtes-Meer, Wolken- und Nektar-Meer gegeben. Die Bezeichnungen dafür stammen noch aus einer Zeit, da man die ersten Fernrohre zum Himmel richtete. Zwei von diesen Mondmeeren bilden die Augen des „Gesichtes im Mond". Das rechte Auge — von der Erde aus gesehen — heißt „Meer der Heiterkeit" und hat einen angefähren Durchmesser von 700 Kilometern, das linke hat noch „Regenmeer" genannt. An Größe übertrifft es das „Meer der Heiterkeit" noch um mehrere hundert Kilometer im Durchmesser. Auch der Mund des „Mondgesichtes" wird von zwei Mondmeeren gebildet, die Nase dagegen von einem hohen und langen Bergmassiv. Früher glaubte man, daß es wirkliche Meere wie die Ozeane der Erde seien, in Wirklichkeit sind es doch große, ebene und einsame Steinwüsten.

Typisch für die Mondoberfläche ist das zahlreiche Auftreten von großen und kleinen Ringgebirgen, auch „Krater" genannt, die mitunter einen Durchmesser bis zu 180 Kilometer erreichen. Gewöhnlich steigen die Gebirgswälle von außen mäßig an, um dann nach innen plötzlich und steil abzufallen. Für die größeren Krater gibt es auf der Erde etwas Gleiches nicht. In der Kratermitte erkennt man oft wieder kegelförmige Berge oder kraterähnliche Gebilde. J. P. Schmidt hat von dieser Art von Mondkratern gegen 33 000 aufgezeichnet, deren Durchmesser zwischen einem und mehreren hundert Kilometern schwanken.

Im übrigen Teil der Mondoberfläche sind des weiteren noch riesige Gebirgsmassive, einzelne Bergkegel und sehr schmale, fast grodlinige Schluchten und Furchen vorhanden; die letzteren nennt man „Rillen", sie messen oft eine Länge von 300—500 Kilometern auf. Manchen Gebirgszügen hat man den Namen der von irdischen gegeben, z. B. Alpen, Kaukasus und Apennin. Aus der Länge des Schattenwurfes bei Sonnenaufgang oder Untergang läßt sich die Höhe dieser Gebirge rechnerisch ermitteln. Man hat Höhen bis zu 8000 Metern festgestellt. Das entspricht ungefähr der Höhe des höchsten Gebirgszuges unserer Erde, dem Himalaja.

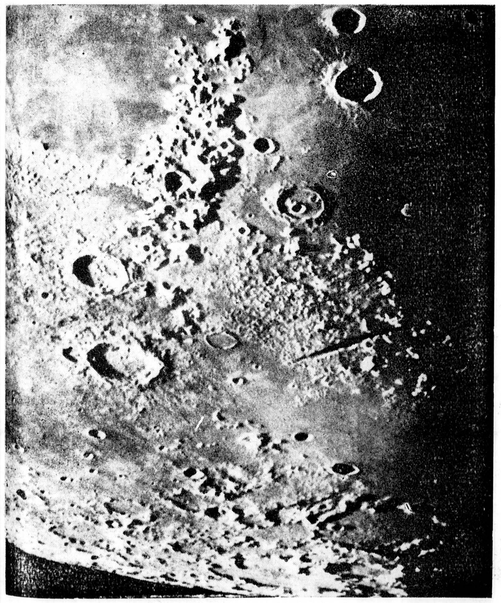
Wasser und Luft gibt es auf dem Monde nicht, wenigstens keine Luft in unserem Sinne. Falls es eine Mondatmosphäre geben sollte, so ist sie 10 000mal dünner als unsere irdische Luft, gleicht also praktisch einem luftleeren Raum. Infolgedessen können die Sonnenstrahlen ungehemmt auf die beleuchtete Mondhälfte fallen und erzeugen auf der der Sonne zugekehrten Seite Temperaturen von über 120 Grad Celsius. Infolge der starken Ausstrahlung in den Weltraum auf der unbeleuchteten Mondhälfte, der Nachtseite, sinken hier die Temperaturen bis tief unter minus 50 Grad Celsius herab.

Organisches Leben hat auf dem Monde keinen Raum und ist wegen der hierfür fehlenden Bedingungen auch nicht möglich. Kein Wassertropfen, kein Lufthauch, kein Baum oder Strauch, kein noch so kümmerliches Pflänzchen, nichts als fürchterliche, endlos steinerne Einöden oder aber wachse riesige Gebirgszüge mit mächtig hohen Bogen und unheimlichen Tälern und Schluchten. Dämmerungserscheinungen wie auf unserer Erde — die ja nur durch die irdische Lufthülle hervorgerufen werden — gibt es auf dem Monde ebenfalls nicht. Urplötzlich wird es heller Tag mit seinen hohen Temperaturen und ebenso plötzlich folgt die eisige Nacht.

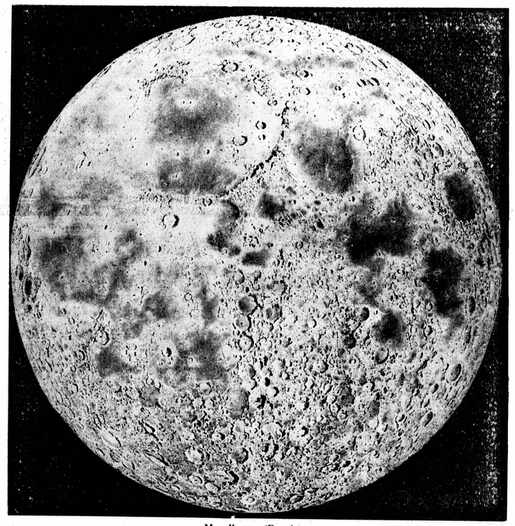
Da der Mond einen vollen Monat dazu braucht, um sich einmal um seine eigene Achse zu drehen — die Erde macht es ja bekanntlich bedeutend schneller, nämlich in einem Tage — und diese Zeit genau einer Umlaufszeit um die Erde entspricht, so sehen wir immer nur ein und dieselbe Seite uns zugekehrt, während die andere Hälfte uns für ewig verborgen ist. Scheinbare Schwankungen des Mondkörpers — die sog. Librationen — bedingt durch die elliptische Bahn und geringe Neigung des Mondäquators gegen seine Bahnebene, lassen uns jedoch etwas mehr als die Hälfte und zwar 4/7 der Mondoberfläche sehen. Jeder Ort der Mondoberfläche wird, da der Mond sich in Bezug auf die Sonne 14 dreht, einen halben Monat von ihr beschienen. Ein Montag, zugleich auch der Mondsommer, entspricht somit 15 Erdentagen. Ebenso lang ist dann wieder die Mondnacht, der gleichzeitige Mondwinter.

Pechschwarzer Himmel, bunter Planet

Alle diese Verhältnisse würden für einen erdachten Mondbewohner — wir nennen ihn Selenite — ein eigenartiges, von unserem verschiedenes Himmelsbild ergeben. Wegen der fehlenden Lufthülle erscheint der Mondhimmel pechschwarz, denn das Blau unseres



Alpen- und Kaukasusgegend des Mondes



Mondkarte (Prag)
Diese Mondphotographie zeigt deutlich die neun sogenannten Mondmeere und die für die Mondoberfläche charakteristischen Mondkrater.

Firmamentes wird nur durch die feinen Staubpartikelchen in den unteren Luftschichten vorgetäuscht. Während Sonne, Mond und Sterne bei uns täglich auf- und untergehen, sehen die Selenite der Vorderseite des Mondes die Erde immer an ebenderselben Stelle als mächtigen Himmelskörper, dessen Scheibe ihnen 13mal größer erscheint als uns die Vollmondfläche. Außerdem werfen die Wasserflächen der Erde das Sonnenlicht anders zurück als die Ländermassen, so daß unser Planet in mehrfarbigem Glanze erstrahlt. Dieses Licht, das die Erde auf den Mond zurückwirft, können auch wir von der Erde aus sehen. Es ist das aschgraue Licht, das die Mondsichel oft zur kreisrunden Fläche ergänzt.

Ein Selenit des Mittelpunktes der uns zugekehrten Mondscheibe würde die Erde senkrecht über seinem Haupte immer an der gleichen Stelle seines Mondhimmels stehen sehen, je mehr er sich von der „Mondmitte" entfernt, um so mehr nähert sich die Erde seinem Horizont. An den Stellen aber, die man den „Mondrand" nennt, würde er, unsere Erde ganz tief am Horizont erglänzen sehen, d. h. also, von irgendeiner Stelle der Mondvorderseite aus sieht man unsere Erde immer nur an ein und derselben Stelle des Mondhimmels. Sie erscheint gleichsam als der ruhende Pol am Himmel, während Sonne und Sterne auf- und untergehen wie bei uns, nur infolge der längeren Rotationsdauer des Mondes dementsprechend langsamer.

Gleich wie wir auf Erden, so nach der Stellung von Sonne, Mond und Erde, die einzelnen Phasen des Mondes — erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond — sehen, so hat auch die Erde für den Selenite ihre entsprechenden Phasen. Ein Bewohner des uns abgekehrten Mondhälfte sieht allerdings, falls er seinen Standort nie verlassen sollte, unsere Erde auch niemals.

Wie ergehts der Mordrakete?

Der Mond besitzt nur ein Fünfzigstel der Größe unserer Erde, sein Durchmesser beträgt 3480 Kilometer. Da seine Masse 81mal geringer ist als die der Erde, so ist die Anziehungskraft und damit das Gewicht eines Körpers auf der Mondoberfläche entsprechend geringer. So würde ein 60 Kilogramm schwerer Mensch auf dem Monde 50 Kilogramm an Gewicht verlieren und nur noch 10 Kilogramm wiegen. Eine so starke Gewichtsverminderung würde allerdings für einen Menschen, dessen Körperfunktionen auf die Schwerkraft der Erde abgestimmt sind, den sofortigen Tod zur Folge haben.

Und darum wird der alte Menschheitstraum, zum Monde oder zu anderen Himmelskörpern zu fliegen — erst wenn man alle technischen Schwierigkeiten überwinden sollte — daran scheitern, daß man die schweren Folgen der Schwerkraftsminderung auf den Menschen nicht aufzuheben vermag. Verlockend ist ja allerdings nach dem Mond, das wir vom Monde zeichneten, eine Fahrt dorthin gewiß nicht.

Trotz allem gab es immer wieder Stimmen, die die Möglichkeit einer Fahrt zum Monde bejahten. So in letzter Zeit der Mündener Astronom und Flieger Max Valier, der sich auch erboten hatte, sich als erster Mensch zum Monde schießen zu lassen. Er verunglückte leider bei Raketenversuchen vor einigen Jahren tödlich.

Ueber die Entstehung des Mondes gehen die Ansichten auseinander. Am wahrscheinlichsten ist jedoch, daß sich der Mond aus der im ausflüssigen Zustand noch erheblichen Masse von Erde und Mond durch Abschnürung gebildet hat. Infolge seiner kleineren Masse hat er sich auch schon früher als die Erde abgekühlt. Nach einer anderen Hypothese soll der Mond nicht immer ein Trabant unserer Erde gewesen sein, sondern soll

Firmamentes wird nur durch die feinen Staubpartikelchen in den unteren Luftschichten vorgetäuscht. Während Sonne, Mond und Sterne bei uns täglich auf- und untergehen, sehen die Selenite der Vorderseite des Mondes die Erde immer an ebenderselben Stelle als mächtigen Himmelskörper, dessen Scheibe ihnen 13mal größer erscheint als uns die Vollmondfläche. Außerdem werfen die Wasserflächen der Erde das Sonnenlicht anders zurück als die Ländermassen, so daß unser Planet in mehrfarbigem Glanze erstrahlt. Dieses Licht, das die Erde auf den Mond zurückwirft, können auch wir von der Erde aus sehen. Es ist das aschgraue Licht, das die Mondsichel oft zur kreisrunden Fläche ergänzt.

Ein Selenit des Mittelpunktes der uns zugekehrten Mondscheibe würde die Erde senkrecht über seinem Haupte immer an der gleichen Stelle seines Mondhimmels stehen sehen, je mehr er sich von der „Mondmitte" entfernt, um so mehr nähert sich die Erde seinem Horizont. An den Stellen aber, die man den „Mondrand" nennt, würde er, unsere Erde ganz tief am Horizont erglänzen sehen, d. h. also, von irgendeiner Stelle der Mondvorderseite aus sieht man unsere Erde immer nur an ein und derselben Stelle des Mondhimmels. Sie erscheint gleichsam als der ruhende Pol am Himmel, während Sonne und Sterne auf- und untergehen wie bei uns, nur infolge der längeren Rotationsdauer des Mondes dementsprechend langsamer.

Gleich wie wir auf Erden, so nach der Stellung von Sonne, Mond und Erde, die einzelnen Phasen des Mondes — erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond — sehen, so hat auch die Erde für den Selenite ihre entsprechenden Phasen. Ein Bewohner des uns abgekehrten Mondhälfte sieht allerdings, falls er seinen Standort nie verlassen sollte, unsere Erde auch niemals.

Wie ergehts der Mordrakete?

Der Mond besitzt nur ein Fünfzigstel der Größe unserer Erde, sein Durchmesser beträgt 3480 Kilometer. Da seine Masse 81mal geringer ist als die der Erde, so ist die Anziehungskraft und damit das Gewicht eines Körpers auf der Mondoberfläche entsprechend geringer. So würde ein 60 Kilogramm schwerer Mensch auf dem Monde 50 Kilogramm an Gewicht verlieren und nur noch 10 Kilogramm wiegen. Eine so starke Gewichtsverminderung würde allerdings für einen Menschen, dessen Körperfunktionen auf die Schwerkraft der Erde abgestimmt sind, den sofortigen Tod zur Folge haben.

Und darum wird der alte Menschheitstraum, zum Monde oder zu anderen Himmelskörpern zu fliegen — erst wenn man alle technischen Schwierigkeiten überwinden sollte — daran scheitern, daß man die schweren Folgen der Schwerkraftsminderung auf den Menschen nicht aufzuheben vermag. Verlockend ist ja allerdings nach dem Mond, das wir vom Monde zeichneten, eine Fahrt dorthin gewiß nicht.

Trotz allem gab es immer wieder Stimmen, die die Möglichkeit einer Fahrt zum Monde bejahten. So in letzter Zeit der Mündener Astronom und Flieger Max Valier, der sich auch erboten hatte, sich als erster Mensch zum Monde schießen zu lassen. Er verunglückte leider bei Raketenversuchen vor einigen Jahren tödlich.

Ueber die Entstehung des Mondes gehen die Ansichten auseinander. Am wahrscheinlichsten ist jedoch, daß sich der Mond aus der im ausflüssigen Zustand noch erheblichen Masse von Erde und Mond durch Abschnürung gebildet hat. Infolge seiner kleineren Masse hat er sich auch schon früher als die Erde abgekühlt. Nach einer anderen Hypothese soll der Mond nicht immer ein Trabant unserer Erde gewesen sein, sondern soll

---

Die beiden Mondkarten sind entnommen dem vorzüglichen Werk von Oswald Thomas: „Astronomie" im Verlage „Das Berglandbuch", Salzburg, Leipzig, Berlin.

Bäuerin aus der Grafschaft Schaumburg in der heimatlichen Brauttracht
Alte Trachten geben dem Erntedankfest in allen deutschen Gauen einen bunten, festlichen Rahmen

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Altes Volkstum in Friesland

Von Paul Broszio

Im steten Kampf mit der Natur, mit einer der stärksten Naturerscheinungen, dem Meer, entstand an der deutschen Nordseeküste ein Bauerntum von eigenartig herber Prägung. Alte Friesenhäuser, geduckt hinter den hohen Deichen oder hochgebaut auf den Warften, sind heute der sichtbare Ausdruck dieser deutschen Bauernkultur. Die alten Trachten dagegen, welche die in diesen Höfen wohnenden Menschen trugen, waren bis auf wenige vollkommen verschwunden. Nur die Frauen auf den Inseln Föhr und Amrum tragen noch an den Feiertagen die altüberlieferte Tracht. Jetzt wird auch auf der Insel Sylt, zunächst in drei Orten Wenningstedt, Kampen und Hörnum, die Tracht, die hier schon ganz in Vergessenheit geraten war, wieder eingeführt. Andere Orte werden bald folgen, und so wird man künftig nicht nur auf Amrum und Föhr an den Festtagen die friesischen Frauen und Mädchen in ihren alten Trachten sehen, sondern auch auf Sylt und im nordfriesischen Festland.

Außer an den christlichen Festtagen wie Karfreitag, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, wird auch an den Festtagen, die noch aus der Zeit stammen, da Wotan hier oben in Nordfriesland das Regiment führte, die Jugend in ihren alten Trachten erscheinen. Die Familienfestlichkeiten, Verlobung, Hochzeit und Kindtaufe, und das Erntefest im Herbst bieten ebenfalls manche Gelegenheit, sich mit der schönen friesischen Tracht zu schmücken.

Ein wesentlicher Bestandteil dieser Trachten ist der reiche Silberschmuck. Während am Werktage, bei der Arbeit, am Kleide der Frauen nur wenige Filigranknöpfe getragen wurden, besteht der Schmuck am Festtag aus einer Anzahl Ketten, Gliedern und Kugeln, die vor allem die Brust zieren. Urkunden berichten, daß schon im Jahre 800 der Dänenkönig Göttrik den Friesen ihren gesamten Schmuck raubte, als er mit seinen Mannen die nordfriesische Küste überfiel. Der unermüdliche Fleiß und der Segen des dem Meer abgerungenen fruchtbaren Bodens führten bis in die Neuzeit hinein zu einem Wohlstand, der seinen Ausdruck auch darin fand, daß die Obrigkeit immer wieder die Friesinnen in Verordnungen ermahnen mußte, nicht gar zu viel Schmuck zu tragen.

Neben dem Silberfiligran war die große Schürze, die nicht nur die Vorderseite bedeckt, sondern den ganzen Rock umschließt, ein weiteres Schmuckstück. Auch sie wurde hinten mit einer großen Filigranplatte geschlossen.

Noch heute wird der Filigranschmuck, der zu dieser Tracht gehört, als alte Handwerkskunst auf dem Festlande Nordfrieslands ebenso wie vor Hunderten von Jahren hergestellt. Von Generation zu Generation hat sich diese Kunst vererbt. Zwar haben die einzelnen Stücke in den Jahrhunderten Wandlungen erfahren, aber im Grunde ist die Filigranarbeit, bei der durch große Handgeschicklichkeit feine, kunstvoll gebogene und zusammengelötete Gold- und Silberdrähte zu wunderschönen Schmuckstücken werden, immer die gleiche geblieben. Es gibt nur wenige Werkstätten, die noch jetzt in fleißiger Arbeit dieses alte Kunsthandwerk pflegen. In Bräsum befindet sich die bekannteste und größte Werkstatt für Filigranschmuck; außerdem wird der Friesenschmuck noch in Wyk auf Föhr, in Hedde in Holstein, in Burtehude und Leer in Ostfriesland hergestellt.

Aber nicht allein die Wiederbelebung der Trachten hat diese alten Ringe und Gehänge wieder in die Erinnerung gebracht. Man hat jetzt wieder die Schönheit dieser alten Schmuckstücke erkannt und weiß sie zu schätzen, weiß, daß die alten Dithmarscher Kugelketten ebenso wie die Filigranringe auch zu einem schwarzen Kleide getragen werden können. Da die Goldschmiede es verstanden haben, die Form der alten Schmuckstücke so abzuwandeln, daß sie — ohne ihre Eigentümlichkeit als Friesenschmuck zu verlieren — auch zu dem modernen Kleid getragen werden können, sieht man schon oft an der deutschen Nordseeküste bis hinauf zur dänischen Grenze manche große blonde Frau den Schmuck ihrer Vorfahren tragen.

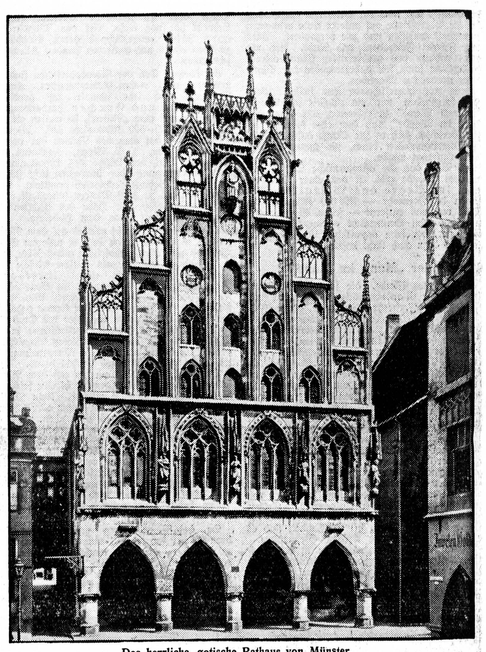
Ankershagen und seine ungehobenen Schätze

Von Hermann Ulbrich-Hannibal

Es gibt nur wenige Orte in Deutschland, über die der Zauber des Geheimnisvollen so stark ausgebreitet ist wie über dem kleinen mecklenburgischen Dorfe Ankershagen, wo, wie Heinrich Schliemann selber sagte, schon Hacke und Schaufel für die Ausgrabung Trojas und der Königsgräber von Mykenae geschmiedet und geschärft wurden. All die von geheimnisvollen Sagengestalten umwobenen Stätten, die in Heinrich Schliemann die in seiner Natur begründete Neigung für alles Geheimnisvolle und Wunderbare zu der Leidenschaft entflammten, die schließlich zur Ausgrabung Trojas drängte, sind noch zum größten Teil vorhanden. Wie vor über hundert Jahren, als der mecklenburgische Pfarrerssohn hier acht Jahre seiner Kindheit verlebte. Ja, sie ziehen so stark in Bann, daß man in Gedanken ganz in der Jugendzeit Schliemanns lebt und kaum verwundert sein könnte, wenn plötzlich der Knabe mit seiner Freundin Minna Meincke Hand in Hand den Dorfanger hinaufkäme.

Der Weg von dem an der Bahn Neubrandenburg—Waren gelegenen Städtchen Penzlin nach Ankershagen führt gleich am Eingang des Dorfes in das Zauberreich der geheimnisvollen Welt, der wir die Ausgrabung Trojas verdanken. Da steht im Schweigen eines dichten Parkes das alte Schloß, in dem einst der Raubritter Henning von Holstein wohnte, den das Volk später Henning Brandenkirl genannt hat. Die Sage erzählt von ihm, daß er einmal den Herzog von Mecklenburg auf sein Schloß lud, um ihn dort umzubringen, weil er durch seine Gelehrsamkeit die vorüberziehenden Kaufleute vor der Raubgier Hennings schützte. Der Herzog wurde aber durch einen Kuhhirten des Raubritters gewarnt, kehrte um und kam später mit Soldaten zurück, um den Ritter für seine ruchlose Absicht zu strafen. Inzwischen hatte Henning von Holstein aber schon von dem Verrat seines Kuhhirten Kunde erhalten und ihn bei sofortigem Leibe in einer großen eisernen Pfanne braten lassen. Als es für den Ritter vor den herzoglichen Soldaten kein Entkommen mehr gab, vergrub er seine Schätze in einem großen Kasten neben dem runden Turm in seinem Garten und nahm sich das Leben.

Es ist im stillen Schloßpark, als wenn die Sage Wirklichkeit wird. Unter hohen Bäumen



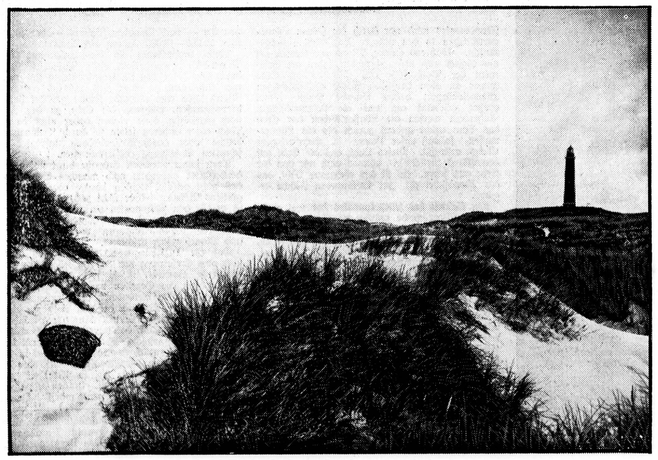
Das herrliche, gotische Rathaus von Münster, der Hauptstadt Westfalens, die das Tor nach Norddeutschland ist

stehen die laubumsponnenen Ruinen des alten Turmes, neben dem der Schatz vergraben sein soll. An der Balkonwand des Schlosses befindet sich das alte Torrelief, das den „Brantenkerl" darstellen soll und der Sage zufolge keine Farbe annimmt, weil es mit dem Blute des Kuhhirten getränkt ist. Selbst ein Erwachsener könnte bei der Eindringlichkeit, mit der die Sage hier vor Augen tritt, fast die Sagenwelt für Wirklichkeit nehmen, und es ist daher sehr verständlich, daß der Knabe Heinrich Schliemann seinen Vater jedesmal, wenn er ihn über Geldverlegenheiten klagen hörte, bat, den Schatz auszugraben.

Am anderen Ende des Dorfes liegt, malerisch über dem Dorfanger anstoßend, die Kirche mit ihrem Gottesacker, und ihr gegenüber mit dem Giebel zur Straße das schlichte Pfarrhaus, in dem Heinrich Schliemann seine Jugendjahre verlebte. Auf dem Kirchhof sucht man heute nach dem Grab vergebens, in dem ein alter Rattenfänger sein Lieblingskind in einer goldenen Wiege begrub, und nach der letzten Ruhestätte Henning Brandenkirls, aus der jahrhundertelang das Jammern mit einem Seufzerkrampf beklebtes Bein des Ritters immer wieder herausgewachsen sein soll. Er schläft heute hier irgendwo in der Erde wie der Küster und der Totengräber, die dem jungen Pastorensohn noch und teuer schworen, sie hätten als Knaben dem Ritter selbst das Bein abgeschmiedet und mit den Knochen Birnen von den Bäumen abgeschlagen. Aber neben dem Eingang zur Kirche ruht unter einem grasbewachsenen Hügel die Mutter Heinrich Schliemanns.

Im Pfarrgarten lenkt hastig humstandes der geheimnisvolle Teich noch unsere Aufmerksamkeit auf sich, der in Schliemanns Kindheit das Silberschälchen genannt wurde. Zur Mitternachtsstunde soll ihm immer eine geheimnisvolle Jungfrau mit einer silbernen Schale entstiegen sein. In dem idyllischen Pfarrgarten können wir noch die Reste einer alten Linde bewundern, in deren Rinde Heinrich Schliemann als Knabe seinen Namen schnitzte. Im schattigen, verträumten Pfarrhaus interessiert uns zu aller erst das große Zimmer, in dem der achtjährige Heinrich Schliemann am Weihnachtstage 1829, nachdem er in einem Bilderbuch ein Bild des brennenden Troja gesehen hatte, den Plan faßte, dereinst Troja auszugraben, und das darüber gelegene Giebelzimmer, in dem Heinrich Schliemann wohnte, als er in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts noch einmal für einige Wochen an die geheimnisvolle Stätte seiner Kindheit kam.

Die Trümmer von Troja hat Heinrich Schliemann freigelegt, aber die geheimnisvollen Schätze von Ankershagen, die die Phantasie des Knaben erregten, harren noch der Hebung. Wahrlich möchte dieser Ort in Italien oder Griechenland, wo würden zu seinen geheimnisvollen Stätten pilgern wie zu der klassischen Heldenstätte Troja, aber er liegt nur in Mecklenburg, und der Weg dorthin scheint weiter als nach anderen Ländern.



Die Dünen der friesischen Insel Amrum, über die nun wieder der Herbststurm geht

Erbhofdorf an der Nibelungenstraße

Wenn das deutsche Volk auf dem Bückeberg festlichen Erntedank hält, so wird es in der Freude über die eingebrachte Ernte auch der Wiederhinwendung des deutschen Volkes zum Land und seinen großen Aufgaben gedenken. Ungeheure Fortschritte hat die Siedlung und Landgewinnung auch in diesem Jahre gemacht; unser Aufsatz soll in Wort und Bild berichten über das Siedlerdorf Riedrode, das im Frühjahre eingeweiht wurde.

Ein öder, trauriger Landstrich war es alle Zeit, doppelt niederdrückend zwischen der Pracht der Wälder, die von Frankfurt über Darmstadt südwärts reichen, der Üppigkeit der Bergstraße und der Reben spendenden, Leben tragenden Kraft des Rheinstromes. Wie eine vergessene Lade lag es zwischen diesen gesegneten, gepflegten Bezirken, das hessische Ried, der Landstrich etwa zwischen Frankfurt und Worms, und eine Fahrt auf der Riedbahn oder der verlassenen Landstraße war alles weniger als eine Augenweide.

Unermüdlich geht der Siedlungsberater den jungen Bauernsiedlern mit Rat und Tat zur Hand. Den Frauen hilft er, die Gärten zweckmäßig und nutzbringend anzulegen und versorgt sie mit den ersten Sämereien, die dankbar empfangen werden.

Immer wieder sind, mit großem Kostenaufwand, Versuche gemacht worden, dieses Ried zu entwässern und in Kultur zu nehmen, immer aber hat die Tatkraft und der richtige Einsatz gefehlt.

Die klare und willensstarke Agrarpolitik des Dritten Reiches erst hat den Weg erkannt, auf dem hier wertvolles Neuland für deutsche Menschen, wertvoller Zuschuß für die deutsche Nährfreiheit zu sichern ist, und heute schon ist sichtbar, daß dieser Weg vorwärts und aufwärts führt.

Sein eindrucksamstes Zeugnis ist die Siedlung, die den bedeutsamen Namen Riedrode trägt. Sie liegt nahe der alten Nibelungenstraße und nicht fern der neuen Reichsautobahn, und sie ist bisher einzigartig nicht nur als Werk nationalsozialistischen Aufbauwillens, sondern als das erste deutsche Erbhofbauerndorf.

Wo noch vor wenig mehr als Jahresfrist nur Sumpf und wertloses Gebüsch sich dem Blick boten, da leuchten heute die Giebel heller, stattlicher Bauernhöfe zur Straße herüber, die von Groß nach Wixstadt führt. Ueber dreißig Höfe sind bereits errichtet, weitere sollen folgen und eine Musterstedlung wird hier erstehen, die vorbildlich sein wird für die Kultivierung des heute noch menschenarmen Rieds.

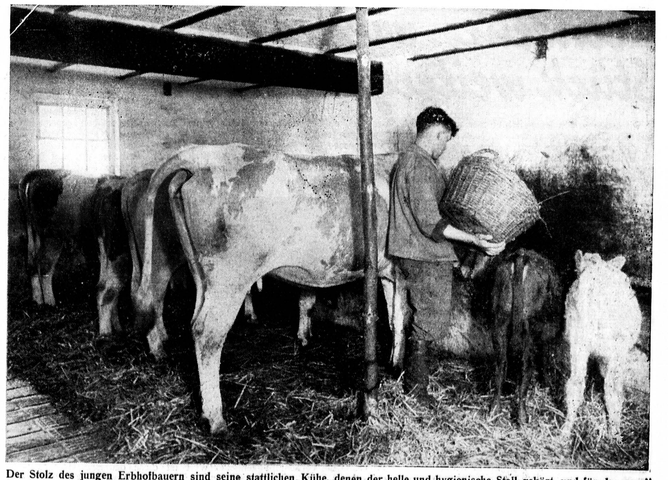
Kräftig und nach weitschauendem Plan hat der Staat die Führung und die Sicherung dieses Werkes in die Hand genommen. Nicht jeder, der wollte, konnte hier siedeln, sondern es wurde Wert auf erbgesunde bäuerliche Familien, auf junge Menschen und auf arbeitsgewohnte Hände gelegt. Aus dem kargen Vaterlande hat die hessische Regierung diese jungen Bauern geholt, im Ried hat sie ihnen die Höfe errichtet, die nun Erbhöfe eines neuen Bauerngeschlechtes werden sollen, und sie hilft in jeder Weise bei der Eingewöhnung in die neue Umwelt und die neuen Aufgaben.

Nach neuzeitlichen Gesichtspunkten sind die Höfe angelegt, einheitlich in der Gestaltung, aber unterschiedlich in der äußeren Formgebung, so daß die Siedlung keineswegs eintönig wirkt. Fachwerkgiebel wechseln mit hellem Verputz und warmer Holzverkleidung, und bunt stehen die Fensterläden an den blanken Wänden. Die Wohnräume sind luftig und voll Licht, Küche und Keller die Freude der Bauersfrau, und das Wirtschaftsgebäude mit dem geräumigen Stall ist der Stolz des Bauern, namentlich die modernen und zementierten Futtersilos, die ihm gleich mit einigen Farbalt überliefert wurden. Auch die rund 30 Morgen Land, die zu jedem Hof gehören, waren schon vorbereitet, darunter je ein Morgen Spargelland, und der erfahrene Siedlungsberater geht den Bauern mit Rat und tatkräftig zur Hand. Es sind sogenannte Kuhbauern, sie erbeiten ohne Pferde und sparen dadurch beträchtliche Futtererträge, was für den Anfang wichtiger ist als die geringe Einbuße an Milch, die aus dem Zugdienst der Kühe folgt.

Der Erbhof im hessischen Ried. — Das ist die typische Gestaltung der Bauernhöfe in Riedrode, die in ihrer Gesamtheit das erste deutsche Erbhofdorf bilden. Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude sind neuzeitlich und mit allem Gerät ausgestattet, licht und luftig, und die Bäume, die man aus dem dürftigen Wachstum des Riedes erhalten hat, beleben das Bild der hell in die Landschaft leuchtenden Siedlung.

Noch einer Hilfe aber muß gedacht werden, die beim Werden des Erbhofdorfes Riedrode nicht wegzudenken ist: Das sind die Mädchen aus dem benachbarten Arbeitsdienstlager, die den Neusiedlern den Acker vorbereiten helfen, und die auch heute noch im Dorf unermüdlich schaffen, wo immer sie gebraucht werden. Sie helfen im Stall, in der Küche, im Garten, bei der Wäsche, bei der Kinderpflege, fröhlich und verständnisvoll treten sie morgens an, auf jedem Hof ein Mädchen, sie teilen mit der Familie des Bauern das einfache Mahl, und fröhlich und gesund müde gearbeitet kehren sie abends in ihr nahes Lager zurück. Riedrode wird sie nicht vergessen, und sie wollen auch weiterhin bei der Erschließung dieses Landstriches helfen, der einmal Tausenden von Familien Heimat und Nahrung geben wird.

Planvoll wächst das Dorf. Der Marktplatz wird sein Mittelpunkt werden, einstweilen waren die Höfe wichtiger als das Rathaus, aber auch dieses geht der Vollendung entgegen und wird Räume für die Schule, für den Gottesdienst, für die Verwaltung enthalten. Rings um den Platz werden die Handwerker hausen, auch die Bauern mit kleinem Besitz, der Kleinsiedler unter ihnen, der auch die Gastwirtschaft und den Kaufladen verwalten soll. Junges Leben herrscht in Riedrode, aber auch das erfahrene Alter fehlt nicht. Der älteste von den neuen Erbhofbauern, der selbst 43 Jahre zählt, hat aus dem Vogelsberg seinen 80jährigen Vater mitgebracht, der rüstig seine Arbeit auf dem Hofe tut. Sonst sind die neu angesiedelten Bauern zwischen 30 und 40 Jahre alt, reif genug, um ihre Aufgabe zu erkennen, jung genug, um Wurzel zu fassen.



Der Stolz des jungen Erbhofbauern sind seine stattlichen Kühe, denen der helle und hygienische Stall gehört, und für die er mit besonderer Liebe sorgt.

Photo (3): Dr. Hans Franz — Klischees Eig. Anf.

Frischer Kaffee aus – der Steckdose!

Streng wörtlich darf man es nicht nehmen, wenn uns versichert wird, daß wir heute unsere heißen Getränke direkt aus der Lichtleitung beziehen können. Und doch ist mehr als ein bloßer Kern an Wahrheit darin: es gibt kaum eine einfachere und saubere Art der Bereitung kochenden Wassers als die elektrische Erhitzung. Wo es sich in Betrieben darum handelt, der Belegschaft für die Arbeitspause heißes Wasser zur Bereitung von Kaffee, Tee oder dergleichen zur Verfügung zu stellen, setzt man vielfach mit Vorliebe elektrische Kochendwasserspeicher ein. Solche Speicher sind neuerdings auf Anregung des Amtes für „Schönheit der Arbeit" der DAF in neuen, besonders für diese Zwecke geeigneten Ausführungen entwickelt worden und weisen in diesen Formen auch eine Anzahl interessanter technischer Besonderheiten auf, die es lohnend erscheinen lassen, ihre Arbeitsweise kurz näher zu betrachten.

Ein Heißwassergerät ist im Grunde ein nach außen gut isolierter Kessel, dessen Wasserfüllung durch ein elektrisches Heizelement, beispielsweise von der Form eines Ringtauchsieders, erwärmt wird. Ein Regler schaltet den Strom ab, sobald die gewünschte Temperatur erreicht ist, und wieder ein, sobald durch Zulauf kalten Wassers oder Abkühlung die gewünschte Temperatur unterschritten wird. In der Betriebspause sind nun zwei Möglichkeiten gegeben: entweder man läßt bei der Heißwasserentnahme den Kessel leerlaufen, um ihn dann wieder neu zu füllen und aufzuheizen, oder aber man drückt das heiße Wasser durch zulaufendes Kaltwasser oben aus dem Kessel heraus. Im ersten Falle spricht man von einem Ablaufspeicher, im zweiten von einem Ueberlaufspeicher.

Bei den eingangs erwähnten Kochendwasserspeichern handelt es sich um Ablaufspeicher, die Geräte werden also gefüllt, aufgeheizt und nach Verrichtung des Kochzustes entleert, worauf eine Neufüllung, abermalige Aufheizung usw. folgt. Man rechnet in den Betrieben mit einem Kochendwasserbedarf von etwa ¾—1 Liter je Kopf der Belegschaft und stellt für je 100 Köpfe einen Speicher mit 100 Liter Inhalt auf. Größere Speicher aufzustellen ist unwirtschaftlich, weil die Entnahme des kochenden Wassers dann einen zu großen Zeitaufwand an der Ausgabestelle beanspruchen würde. Um eine rasche Wiederentnahme zu ermöglichen, hat man das Gerät mit einem Heizkörper von 5,4 Kilowatt Leistung ausgerüstet, was bringt dann das Wasser in nur 2 Stunden zum Kochen.

Besonders bemerkenswert ist die Regelung derartiger Speicher. Im Gegensatz zu den Heißwasserspeichern, die etwa 85 Grad heißes Wasser liefern, erzeugen diese Speicher ja kochendes Wasser und halten das bis zum Kochpunkt erhitzte Wasser auch auf dem Kochpunkt, bis der letzte Tropfen entnommen ist. Eine Regelung auf Temperatur ist hierbei nicht möglich; denn erstens arbeiten die Temperaturregler nicht genau genug, und eine geringe Verzögerung — z. B. Abschaltung erst bei 102 statt bei 100 Grad — würde zum Verdampfen des ganzen Wasserinhaltes durch das Ueberlaufrohr führen, und zweitens liegt der Kochpunkt des Wassers je nach dem jeweiligen Barometerstand und der Höhenlage des Aufstellungsorts ganz unterschiedlich. Man hat deshalb hier eine neuartige Regelung angewandt, die Regelung nach dem Kochpunkt. Der Regler — ein normaler Temperaturregler — sitzt nicht in der Wasserfüllung, sondern im Ueberlaufrohr. Er bleibt kalt, solange der Kochpunkt nicht erreicht ist. Wallt das Wasser hoch zu sieden, so strömt heißer Wasserdampf in das Ueberlaufrohr hinein, bringt den Regler fast augenblicklich auf hohe Temperatur und bewirkt so die Abschaltung des Stromes. Kühlt sich der Speicher auch nur ein Grad unter den Kochpunkt ab, so schlägt sich der gebildete Dampf im Dampfraum über der Wasserfüllung nieder, es entsteht ein Unterdruck, der kalte Luft von außen in das Ueberlaufrohr hineinsaugt; der Regler schließt sich ab und schaltet den Strom wieder ein. So kann man erreichen, daß der Speicher stets genau auf den Kochpunkt erhitztes Wasser enthält, ohne daß eine merkliche Verdampfung eintritt.

Wo man nicht in größeren Zeitabständen größere Kochendwassermengen braucht, sondern ständig kochendes Wasser in kleineren Mengen zur Verfügung haben will, wie etwa in Straßenbahnbetrieben, wo die Arbeitspausen ganz unregelmäßig liegen und fast ständig einzelne Belegschaftsmitglieder Kochendwasser benötigen, arbeitet man mit dem Ueberlaufspeicher. Derartige Geräte haben zwei Heizkörper: der untere erwärmt den Gesamtinhalt des Speichers auf 83 Grad, der obere bringt einen den dritten Teil des Inhaltes zum Kochen. Bei der Entnahme tritt kaltes Frischwasser unten ein und drückt das kochende Wasser oben zum Ueberlauf heraus. Hier steht also ständig Kochendwasser in zwar kleinerer, aber für derartige Fälle ausreichender Menge zur Verfügung.

Kochendes Wasser von der elektrischen Leitung
Neue elektrische Kochendwasser-Bereiter halten für die Belegschaft in der Arbeitspause kochendes Wasser für die Bereitung von Getränken zur Verfügung. (Werkbild)

Fernsehen wieder ein Stück weitergekommen

Oft genug in den letzten Jahren war man drauf und dran, ungeduldig zu werden, denn trotz aller Fortschritte blieben der Fernseh-Rundfunk für das Heim in immer weitere Ferne zu entschwinden — und, um es gleich vorweg zu nehmen — auch heute sieht es noch nicht danach aus, als ob wir schon in den allernächsten Jahren allesamt daheim an unseren Fernsehgeräten sitzen und den Blick in die weite Welt schweifen lassen könnten, so etwa wie wir heute mit unseren Rundfunkgeräten in alle Welt hinaushorchen. Indessen: man hat Geduld gelernt, man sieht auch allmählich mehr und mehr ein, wie schwierig die technischen Aufgaben sind, und man würdigt um so mehr die kleineren und größeren Fortschritte, mit denen sich die Technik Schritt um Schritt an die endgültige Lösung eines wirklich befriedigenden und auch gleichzeitig für größere Kreise erschwinglichen Fernsehdings heranarbeitet.

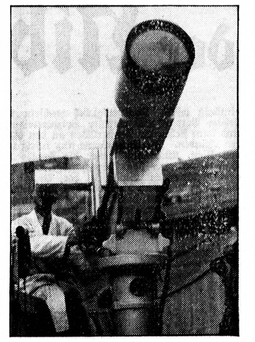
Die Dinge liegen ja wesentlich anders als beim Rundfunk, bei dem man schon in einem frühen Entwicklungszustand zur allgemeinen Anwendung sozusagen „im Hausgebrauch" übergehen konnte. Gewiß, es gab damals noch viele Mängel, und, gemessen an einer heutigen Rundfunkdarbietung war das, was damals geboten wurde, recht kümmerlich. Aber das Ohr läßt sich täuschen, und unter dem Eindruck dieses neuen technischen Wunders nahm man vieles in Kauf. Als dann die Ansprüche wuchsen, waren auch die Mittel zur Rundfunktechnik so erheblich vervollkommnet, und wer es sich leisten konnte, der kaufte sich ein neues Gerät und mit ihm zugleich die neuen, verbesserten Empfangsmöglichkeiten. Wer das nicht konnte, der blieb seinem alten Empfänger treu.

Und gerade hier liegt der entscheidende Unterschied, der das Fernsehen vom Rundfunk trennt. Beim Fernsehen ist aus technischen Gründen eine nachträgliche Verbesserung der Sendungen nur unter Preisgabe aller bisherigen Empfänger und Anschaffung neuer Empfangsgeräte möglich. Angenommen, man wollte die Uebertragung mit 180 Zeilen und 25 Bildwechseln in der Sekunde abgemein einführen; dann würden eben alle Empfänger auf dieses „System" eingerichtet sein müssen. Würde sich nun aber herausstellen, daß die mit diesem System erzielbare Güte der Fernsehbilder auf die Dauer den Ansprüchen nicht genügen, so müßte man zu einem feineren, vollkommeneren System, etwa zu 375 Zeilen und 50 Bildwechseln übergehen. Dann aber wären die alten, auf das frühere System eingerichteten Empfänger nicht mehr brauchbar, man müßte durchweg neue Empfangsgeräte anschaffen.

Das ist der Grund, warum man beim Fernsehen jene allmähliche Entwicklung zu gestaltgerer Güte, wie sie beim Rundfunk verlief, nicht anwenden kann, sondern darauf angewiesen ist, die Entwicklung schon vor der Einführung des Fernsehens so weit zu treiben, daß nachträglich an dem Grundsystem nichts mehr geändert zu werden braucht, daß also die Bildgüte auf die Dauer den Ansprüchen genügt.

Auf dem Wege zu diesem Ziel hat man in jüngster Zeit hauptsächlich zwei Fortschritte erzielt: den Uebergang zu einer wesentlichen Verfeinerung der Bilder und die unmittelbare Fernaufnahme von Freilichtszenen. Der erste ist auf eine weitere Steigerung der Zeilenzahl zurückzuführen: übertrug man bisher ein Bild mit nur 180 Zeilen, so ist man jetzt zu 375 Zeilen übergegangen. Damit ist eine wesentliche Verfeinerung des Bildes verbunden, die Einzelheiten kommen viel besser heraus, die Abstufungen zwischen hell und dunkel werden verbessert, kurz der Fortschritt ist der gleiche wie der von einem gewöhnlichen, rauhen Papier gedruckten Bild zu einem feinen, auf glattem Kunstdruckpapier gedruckten. Zugleich hat man aber auch das Flimmern des Bildes erheblich verringern können, indem man das sogenannte Zeilensprungverfahren anwandte. Bei diesem Verfahren werden die Bildpunkte nicht in ihrer normalen Reihenfolge niedergeschrieben, sondern man schreibt erst die 1., dann die 3., die 5., die 7. Zeile usw. und dann, nachdem alle ungeraden Zeilen geschrieben sind, die geraden: die 2., 4., 6. Zeile usw. Man überträgt also ein ungeradzeiliges und ein geradzeiliges Bild hintereinander. Beide Bilder verschwimmen natürlich für den Beschauer zu einem einzigen. Aber da das Auge jetzt doppelt so viele Bildeindrücke bekommt wie zuvor — also der 25-Einzelbilder-Sekunde übertragen werden, ist ja in ein geradzeiliges und ein ungeradzeiliges aufgeteilt — verschwindet das Flimmern, das durch die sonst vorhandenen dunklen Pausen zwischen je zwei Bildern hervorgerufen ist, das Bild wird flimmerfrei.

Der zweite wesentliche Fernsehfortschritt ist die Anwendung der sogenannten Elektronenkamera zur Aufnahme der Bilder. Bisher war man darauf angewiesen, Freilichtszenen erst zu filmen und dann den Film zu übertragen. Durch die neue Elektronenkamera wird dieser Umweg überflüssig: man kann jetzt Szenen im Freien auch unmittelbar „fernsehen". Der dadurch erreichte Fortschritt ist sehr bedeutend; er besteht darin, daß man die aufzunehmende Szene nicht mehr mit dem Lichtstrahl „abzutasten" braucht, sondern das Bild auf rein optischem Wege auf eine Fläche ähnlich der Mattscheibe eines photographischen Apparates fallen läßt und es auf dieser durch einen massenlosen Elektronenstrahl abtastet. Dieser Strahl arbeitet mit ungeheurer Geschwindigkeit und ohne jedes mechanisch bewegte System, er ist also dem bisher benutzten Lichtstrahl bedeutend überlegen.



Fernsehen mit der Elektronenkamera
So sieht die neue Fernsehkamera aus, mit der man Freilichtszenen unmittelbar durch Fernsehen übertragen kann. (Werkbild)

Eine umwälzende deutsche Erfindung

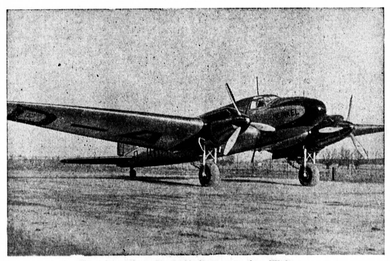
„Die Piece, mit der ich mich beschäftige, wäre allenfalls schon zu Ende geführt, wenn nicht die Hand zu oft zu müde geworden wäre, um die Noten auf die Linien zu setzen. Warum faßt nicht einmal ein ingenieuser Mann den Plan, eine Vorrichtung zu erdenken, die es uns gepiegen Komponisten verstattet, unsere Noten schneller und weniger anstrengend zu setzen." So schrieb einmal Haydn an einen Freund. Einmal hundert Jahrhunderte mußten vergehen, bis der Wunsch des berühmten Oratorien-Schöpfers Wirklichkeit werden sollte.

In der Tat ist unter den lebenden Komponisten schon oft die Frage aufgetaucht, warum die Technik nicht auch ihnen einen Apparat konstruieren, der, wie die Schreibmaschine den Dichtern, ihnen ein schnelleres und müheloseres Arbeiten gestattet. Wohl sind dann und wann Meldungen über den großen Teich zu uns gekommen, die von der Erfindung einer brauchbaren Notenschreibmaschine berichteten. Dann aber ist es immer wieder ruhig geworden, dann meist haben die Konstruktionen noch solche technische Mängel aufgewiesen, daß der Tonsetzer doch sicher wieder zur Feder griff.

Nun aber ist es dem unermüdlichen Fleiß eines Deutschen gelungen, das alte Problem zu lösen. Der Darmstädter Gustav Randstatter hat nach jahrzehntelangen Versuchen die erste, allen Ansprüchen gerechtwerdende Notenschreibmaschine erdacht. Schon stampfen in einem großen Frankfurter Werk die Stanzen, Spezialarbeiter sind mit der Zusammensetzung der Einzelteile beschäftigt, und in Kürze werden die ersten brauchbaren Erzeugnisse den Komponisten zur Verfügung stehen.

Bisher scheiterten alle Versuche daran, daß auf einem Notenpapier geschrieben werden mußte, auf dem die fünf Linien des Notensystems bereits vorgezogen waren. Wurde der Wagen nun nur etwas ungenau eingespannt, so stimmte schon das ganze Melodie nicht mehr. Die bisherige Maschine jedoch schreibt mit 44 Tasten nicht nur alle musikalischen Zeichen, sämtliche Notenbalken und -köpfe und Taktstriche auf, sondern auch die Notenlinien. Das erste, bereits fertige Modell, hat den uneingeschränkten Beifall bekannter deutscher Komponisten gefunden.

Wieder einmal hat die Technik im Dienste des Fortschritts ein Stück Romantik ausgelöscht. Vorbei sind die Zeiten, in der sich ein Schubert oder ein Richard Wagner mit Tinte und Feder abquälen mußten. Der Tonschöpfer von heute läßt seine Werke aus der Schreibmaschine fließen, in die singenden und klingenden Weisen, die er gedenkt, möchte sich das Klappern der Schreibmaschine. Vielleicht ist die Zeit auch nicht mehr fern, da er dann nicht selbst die Tasten anschlägt, sondern seiner Sekretärin die Melodien diktiert. Aber die Zeit schreitet unentwegt weiter. Wahrscheinlich würde sich auch Beethoven nicht gesträubt haben, seine Symphonien auf maschinellem Wege zu Papier zu bringen, ebenso wenig, wie es heute kaum einen Dichter mehr geben wird, der nicht mit Farbband und Type schafft. Hoffentlich kommt dann auch für unsere Zeit mal wieder ein Beethoven, Wagner oder Haydn . . .



Das schnellste Verkehrsflugzeug der Welt
Das schnellste Verkehrsflugzeug der Welt ist diese deutsche Heinkelmaschine He III, die 10 Passagiere und 2 Mann Besatzung mit 400 Stundenkilometer Geschwindigkeit befördert. (Pressephoto, K.)

Die Notenschreibmaschine ist da
(Scherl Bilderdienst, K.)

Welt der Frau

Ehre der deutschen Bauernfrau

Schwebt deine Seele um mich, Mutter meines Vaters? Bist du unsichtbar neben mir, da ich diesen Artikel schreibe? Ich habe dich nie gekannt. Wenn ich als Gymnasiast oder als Student in der Heimat meiner Ahnen weilte und mit den Bauern hinter dem Pfluge ging, mit ihnen die Sense führte oder mit der Sichel die gelbe Fülle des Kornes hielt, wenn ich sonntags mit meinen Söhnen durch die Felder schritt, um zu sehen, wie die Kehren standen oder wenn ich des Abends nach dem Essen die Worte aus der Bibel las, die du früher vorzusprechen pflegtest, so warst du nie dabei. Du warst schon fortgewandert, lebtest schon in einem Reich, in dem die Menschheit ausruhen kann von Schweren und von heiteren Stunden. Ich habe dich nie gesehen. Aber immer, wenn die Bauernfrauen bei ihrer Arbeit erblicke ist es mir, als ob Worte von deinem Munde durch die Luft flögen, unerfindende Worte für die Inbrunst jener Schafferinnen, die das Ihre tun, den Boden fruchtbar zu machen, ihm Halme und Körner zu entlocken.

O, ihr Frauen der Stadt, ihr, ihr Mädchen, was wißt ihr von dem Leben der Gefährtinnen, die dort groß werden, wo sich ein bäuerlicher Besitz an den anderen reiht, und wo es heißt, die harte Scholle der Erde zu brechen und ihr samen anzuvertrauen? Ich kenne in den Wohnstätten innerhalb dieser Welt von Fabrikum und Hütten, innerhalb des lauten Treibens von Geschäften selten vollendete Arbeitsgemeinschaften zwischen Mann und Weib. Ich achte die Frau, die sparsam dem Haushalt vorsteht. Finder erzieht, emsig besorgt ist, die Sorgen des Mannes zu teilen oder in seinem Betrieb zu helfen. Ich ehre jede Frau, die sich selbständig und ohne Hilfe durch das Leben schlägt und kämpft, um die harten Bedürfnisse des Tages stillen zu können. Aber — wo lebt diese Frau, die sich mit der Bauernfrau vergleichen kann, einer Bauernfrau, die vorhanden ist? Wo wird an der Frau diese Anmenge von körperlicher Kraft, unendlicher Ausdauer und nimmermüder Schaffensfreude verlangt? Wann darf sich der Körper der Bauernfrau ausruhen? Wenn das abwürdig gehaltene Gesetz des sonntäglichen Ruhegangs über ihr steht und sie im Gottesacker auf der Bank sitzt, wenn sie krank ist, wenn sie nach der Pflicht des Mutterwerdens sie oder fünf Tage im Bett liegt, oder wenn im Winter die Schneedecke so hoch ist, daß jede Arbeit in Hof und Scheune nutzlos erscheint. Dann, wenn endlich ein wenig Beharrlichkeit in die niedrigen Zimmer einzieht und die Frauen des Abends mit jungen Mädchen in die Wirtshäuser gehen dürfen. Dann ist es der Bäuerin erlaubt, die immer fleißigen Hände in den Schoß zu legen. Sonst gibt es weder Müdigkeit noch eine Pause im Arbeiten. Immer nur arbeiten. Für die Bauernfrau gibt es nichts anderes als: schaffen!

Schreitet mit mir in einen Hof. Die Uhr des sommerlichen Tages zeigt noch nicht die vierte Stunde an. Man ahnt erst den Morgen. die Sonne ist noch nicht aus den Dunstschwaden des Ofens gestiegen. Aber schon wird es lebendig. Schlürfende Schritte können über das Pflaster. Bäuerinnen gehen mit Eimern und Kannen um, schiären das Feuer an, hasten zum Stall, besorgen das Vieh und räumen in den Schlafgemächern auf. Zwei Stunden später eilen ihre vorgebeugten Leiber die Feldwege hinaus, den Männern nach. Die Linke trägt Rechen und Sense, die Rechte schleppt Frühstückskörbe. Es gilt Heu zu mähen, oder es wird verlangt, das geschnittene Gras zu wenden und zu häufeln. Der Tag schickt eine Stunde der anderen nach. Unbarmherzig brennt die Sonne vom Himmel herab. Kein Baum spendet Schatten, kein Busch kühlende Labsal. Aber fort und fort heißt es, ausdauern und die Zähne zusammenbeißen.

Für sehr viele Sommerfrischler bietet das Bestellen der Wiesen und Felder einen gewissen Reiz, sie wähnen, daß diese Beschäftigung einem ein ziegen Vergnügen gleichkomme. O, ihr Toren! Wer das Heuen Wochen hindurch mitmachen müßte, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, der würde sich willig abwenden von dem Gedanken einer leichten und frohen Tätigkeit. Die Hände werden klamm, die Finger schmerzen vom ewigen Griff um die Sense, und die Rücken sind erfüllt von Pein. Und doch, diese Tätigkeit ist mit die leichteste. Schwerer, viel schwerer, ist der Dienst mit der Hacke, die Hereinbringung von Waldholz, das langsame Vorschreiten im reifen Korn und das mühselige Sicheln gelber Halme, die die Nöte mit Spießen überschütten und den Gaumen austrocknen, als ob man unter den tropischen Gesetzen einer Wüste stände.

Du, Städterin, die du zu deinem Mittagstisch Kartoffeln schälst und sie deinen Kindern vorsetzt, weißt du, daß jede einzelne Kartoffel ausgegraben und daß sich für je fünf oder sechs dieser Hackfrüchte gebückt werden mußte? Wie haben sich die Bäuerinnen an diesem Aufheben betätigt. Wie tausendmal waren sie gezwungen, sich im Laufe eines Herbstes zur Erde zu beugen, um zu suchen und einzusammeln.

Und doch. Feldbestellung ist nicht die Erschöpfung ihrer selbstgestellten Aufgabe. Zu Hause warten die Kinder auf Pflege. Die Kleider des Mannes wollen geflickt und gereinigt das Vieh gemolken und die Wirtschaft besorgt sein. Vierundzwanzig Stunden zählt der Tag. Wenn man den Durchschnitt zählt, den eine Bauernfrau im rastlosen Wirken steht, so wird man mindestens auf dreizehn bis fünfzehn Stunden kommen. Wenn diese Spanne überhaupt ausreichend ist.

Es gibt kein Geschlecht, das den Segen des Schaffens so empfindet, wie die Bauernfrau. Es gibt aber auch kein Weib, das sich mit so großer Inbrunst seiner Pflicht hingibt wie gerade die Bäuerin. Sie blickt gerade von besser gestellten Städtern mit einer Art Verachtung angesehen wird.

Darum besinnt euch, ehrt die schlichte, die natürliche, die einfache Frau vom Lande, habt größere Ehrfurcht vor ihr und vor ihrem Werk. Sebt mit Bewunderung und Anerkennung zu ihr hin. Kennt sie Theater, Kino, Erholung, Erquickung? Das laute Leben eilt an ihr vorbei, sie hat keinen Sinn dafür. Sie kleibt wie sie war: sparsam und redlich, deutsch und heimattreu, offen und unermüdlich in der Aufopferung für ihr Haus. Ein ausserkorenes Wesen der äußersten Zähigkeit und Tüchtigkeit.

J. H. Braach.

Hausfrauensorgen im Herbst

Wenn das Einmachen hinter uns liegt und wir den Herbst vor der Tür sehen, kommen allerlei neue Pflichten für die Hausfrau. Zunächst müssen wir die Winterkleider hervorholen und an die frische Luft bringen. Sie müssen gut gelüftet und gebürstet werden, denn auch wenn wir sie „eingemottet" hatten, haben sich doch bisweilen noch diese schlimmen Schädlinge eingenistet, und wir müssen dafür sorgen, daß der Schaden nicht größer wird. Kleine Löcher lassen sich durch Kunststopfen meist gut verdecken, größere Schäden sind durch Flicken auszubessern. Auf jeden Fall muß alles gut hergerichtet werden. Bei den Kindern werden wir oft finden, daß sie aus den vorjährigen Winterjacken herausgewachsen sind. Dann heißt es, die Kleidungsstücke für die jüngeren Geschwister zurechtmachen; wenn keine da sind, soll man die Sachen wegschenken, ehe sie verdorben sind. Sind sie überhaupt nicht mehr zu tragen, so kommen sie in den Lumpensack und werden so rasch wie möglich an den Lumpenhändler verkauft.

Außerdem aber müssen wir mit ordnender Hand durch die Wohnung gehen, der wir im Sommer, wenn wir viel im Freien waren, weniger Beachtung geschenkt haben. Da sind es so viele kleine Schäden, die sich mit den Jahren einstellen und die wirklich ausgebessert werden müssen. Jetzt gerade ist es Zeit, tatkräftig zuzugreifen. Möbelstücke, die unansehnlich geworden sind, reiben wir mit einer guten Möbelpolitur ab, aber erst nachdem wir sie vorher gründlich gesäubert haben. In einigen Räumen sind die Tapeten sehr beschädigt; wir müssen, daß wir auf dem Boden noch einige Reste von der Tapete haben, da ist es keine große Mühe, die Wände wieder hübsch und nett in Ordnung zu bringen. Wenn Stuhl- oder Sofabeine abgeschabt sind, so ist es nar nicht so falsch, an eine Erneuerung zu denken. Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Wer eine geschickte Hand und die nötige freie Zeit hat, kann es schon unternehmen, den Bezug eines Stuhls oder Sessels zu erneuern. Und wagt man sich nicht selber an die Arbeit, so muß man so viel zusammensparen, daß man die Sachen neu beziehen lassen kann, denn wenn man Polstermöbel in seiner Wohnung hat, so müssen sie auch so gehalten sein, daß sie eine Freude für das Auge sind. Mottengezerrissene oder abgeschabte Bezüge aber machen einen höchst liederlichen Eindruck.

Auch allerlei kleine Reparaturen in der Wohnung müssen ausgeführt werden. Türen und Fenster sind abzudichten, denn wenn die kalten Tage kommen, ist der Zugluft, der hindurchgeht, sehr unangenehm. Stühle und Tische soll man an den Füßen mit den sogenannten „Eisenleitern" versehen, — man schont damit Teppiche und Fußböden. Parkettfußböden sind mit Stahlspänen abzureiben, man soll keine zu große Fläche auf einmal vornehmen, sondern eine Stube langsam Stück für Stück „abziehen", man wird beglückt sein, wenn man hinterher die schönen hellen Fußböden sieht, die man dann nur zu bohnern und staubfrei zu halten hat.

Die Schublade oder Truhe, in der wir unsere Flicken aufbewahren, muß gründlich durchgesehen werden. Da sind viele Stücke, die wir nicht mehr brauchen, weil die dazugehörigen Kleider inzwischen eingegangen sind. Dann sollen wir die Reste fortgeben, damit sie nicht unnötig Platz einnehmen.

Eine der unumgänglichen Herbstarbeiten ist auch die Sorge für unsere Zimmerpflanzen, die wir meist während des Sommers im Freien hatten. Vielfach sind sie so kräftig gewachsen, daß der Topf zu klein geworden ist und sie umgepflanzt werden müssen. — Wir müssen auch daran denken, daß es nicht mehr lange dauert, bis wir die Blumenzwiebeln verschiedener Art in Gläser und Schalen legen müssen, damit wir in der sonst blumenarmen Zeit eine Freude für unser Auge haben. Die vorjährigen Blumenzwiebeln müssen wir jetzt im Freien auslegen, damit sie nächstes Frühjahr wieder blühen.

Ein neu erschienenes Bilderwerk:

Das Gesicht der schaffenden Frau

Das Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront hat im Auftrag der Reichsfrauenführerin ein Bilderwerk herausgebracht (erschienen im Verlag Otto Beyer, Leipzig, Preis 3 RM), das über in die Hand nehmen sollte, der über Frauenarbeit ein Wort mitreden will. Mehr als 100 Originalaufnahmen sprechen zu uns vom Tagewerk und Feierabend der schaffenden deutschen Frau. Der Photograph, — die meisten Bilder stammen von Theodor Gremmler. Vermen — hat die Frau aufgesucht an ihren mannigfachen Arbeitsplätzen, und er hat sie festgehalten mitten in ihrer Tätigkeit. In außerordentlich lebendigen Bildern sehen wir sie vor uns, die Arbeiterinnen in der Metall-, in der Chemischen und in der Uhrenindustrie, die Gärtnerin und die Torfstecherin, die Telefonistin und die Verkäuferin, die Aerztin und die vielen, vielen anderen. Jede steht da für alle ihre Berufskameradinnen, und das Bild einer jeden spricht eine eindrucksvolle Sprache vom Einsatz und von der Bedeutung der Frauenarbeit im deutschen Volks- und Wirtschaftsleben. Leistungsstarke und leistungsfreudige Glieder der Volksgemeinschaft sind alle diese Frauen.

Aber ihr Leben hat auch noch eine zweite persönliche Seite, davon erfahren wir, wenn wir sie bei ihrer Freizeit beobachten, die Mutter im Kreis ihrer Kinder, die Familie beim Sonntagsausflug. Von den vielen Möglichkeiten sinnvoller Freizeitverwertung durch die Einrichtungen der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" erzählen die Aufnahmen aus den Sport- und Gymnastikkursen, von den Urlaubsreisen und Schulungskursen. Möchte es nicht mehr allzulange dauern, daß wir auch von diesen Bildern sagen können, sie erzählen von allen, jede hat die Möglichkeit zu solchem Freizeitgenuß.

Eine knappe und klare Einführung von Alice Rilke gibt uns die wichtigsten Zahlen über die deutsche Frauenarbeit und umreißt das Schicksal der berufstätigen Frauen. Derer, für die Berufsarbeit nur Erwerb ist, weil ihre Lebenserfüllung in Ehe und Mutterschaft liegt; derer, denen die Ehe versagt ist und denen der Beruf deshalb voller Lebensinhalt ist, und schließlich derer, die innerlich berufen sind, denen der Beruf höchste Lebensaufgabe bedeutet und die durch ihre weiblichen und mütterlichen Kräfte mitwirken an der Gesamtheit der Nation."

Dieses einzigartige Dokument deutscher Frauenarbeit sollte jede Frau besitzen, denn es ist in hervorragender Weise geeignet, das Verständnis der schaffenden Frauen aller Stände für einander zu fördern.

Die ewige Hatz

Das Tempo der Stadtfrau ist von dem der Landfrau verschieden wie das eines Autos von einem Heuwagen. Trotz ihrer vielen Verrichtungen wird es der Landfrau nicht einfallen zu hetzen: sie steht des morgens in der Frühe auf, um vier, um fünf, füttert das Vieh, zieht die Kinder an, richtet das Haus und geht aufs Feld. Trotz aller Arbeit kann sie sagen: ich habe Zeit für alles, was getan sein muß.

Wir in der Stadt beeilen uns zu sehr. Von der Bereitung des Mittagessens mit seinem fanatischen Endspurt, der eine hochrote und völlig verausgabte Hausherrin an den Mittagstisch befördert, scheint alle Seligkeit abzuhängen. Die Hatz zur Straßenbahnhaltestelle, zum Markt macht uns zum Spielball unserer Pflichten, macht uns nervös und verbraucht vorzeitig unsere Kräfte. Selbst das kleine Kind, das zweijährige, dreijährige, möchten wir in diese Eiligkeit einspannen und zerren es hinter uns her, ein Verlangen, weil über des Kindes Kräfte hinaus, Wir können es heute, mitten in unserem hastigen Tun uns Einhalt zu gebieten, uns anzalen mit der Frage: Was tust du jetzt eigentlich, was und zu welchem Zweck? Steht deine Aufregung im Verhältnis zu der Wichtigkeit der Verrichtung? Muß uns nicht eine große Ruhe überkommen, wenn wir die Nichtigkeit eingesehen haben, uns den Blick geweitet haben für Wesentliches und Unwesentliches?

Einmal, ein einziges Mal nur ist uns die große Chance, ein Leben zu leben, in die Hand gegeben. Werden wir dieses Leben zu gestalten wissen? Wird nicht des Lebens Verzwicktheit uns immer wieder den eigentlichen Sinn verschleiern? Werden wir uns zugänglich erhalten für das Wesentliche?

M 1550. Flotte Bluse, die, aus Seide oder leichtem Wollstoff gearbeitet, gleich nett aussieht. Einen hübschen Farbeffekt bilden die Schleifen aus Leder oder Ripsband, die den Faltenschmuck an Vorderteil und Aermeln zusammenhalten. Linde-Schnitt Gr. II, III, IV.

M 2110. Schoßbluse, die mit dem weichfallenden Jabot auch für stärkere Damen kleidsam ist. Wählt man einen Krepp Satin, so wird sie, zum dunklen Samt- oder Seidenrock getragen, einen sehr geschmackvollen Nachmittagsanzug ergeben. Linde-Schnitt Größe III, IV.

M 1481. Reizend ist diese Taftblüschen mit den aufgesetzten Bündchen. Am gemusterter Seide gearbeitet, wirkt es sehr jugendlich, verwendet man jedoch einfarbigen Seidenstoff, kann es so einen durchaus nachmittäglichen Eindruck erzielen. Linde-Schnitt Gr. I, II.

M 1482. Sehr gefällig ist diese Bluse aus einfarbiger oder gemusterter Seide. Mit der modischen Halskrause und den weiten Aermeln ist sie das geeignete Kleidungsstück für junge Mädchen und Frauen, die sich gern gut anziehen. Linde-Schnitt Größe II, III.

Diese Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- u. Haushalte-Zeitschrift „Rhein.-Westf. Hausfrau" entnommen.

Unsere letzten Wildfrüchte

Brombeergelee: Reife Brombeeren werden aufgekocht, durch ein Tuch gedrückt und mit Zucker eingekocht, bis der Saft geliert. (Auf 500 g Saft rechnet man 500 g Zucker.)

Brombeermüsli: Eine Tasse Brombeeren werden mit dem Löffel zerdrückt, 4 Eßlöffel Zitronensaft, 1 Eßlöffel Weizenflocken und 2 Eßlöffel geriebene Nüsse werden mit den Früchten gut vermischt.

*

Hagebuttenmarmelade: Die Kerne werden sauber ausgeputzt, die Früchte mit wenig Wasser weichgekocht und durch ein Sieb gestrichen. Auf 1 Pfd. Frucht nimmt man ¾ Pfd. Zucker und kocht die Marmelade dick ein.

Hagebuttentunke: Die Hagebutten werden entkernt, gewaschen, weichgekocht und durch ein Sieb gestrichen, mit Zucker gesüßt und mit Apfelwein nach Belieben verdünnt.

Hagebuttenschaum: 3 Eßlöffel Hagebuttenmarmelade, 90 g Zucker, Saft und abgeriebene Schale einer halben Zitrone werden miteinander vermischt, der steife Schnee von 4 Eiern wird untergezogen, hügelartig angerichtet und mit gerösteten Mandeln bestreut.

Gesundheitspflege im Herbst

Der Herbst, die Uebergangszeit zum Winter, ist diejenige Jahreszeit, die einer besonders sorgfältigen Gesundheitspflege bedarf, um den Organismus auf die licht- und vitaminarme Winterszeit vorzubereiten und die natürlichen Abwehrkräfte unseres Körpers so zu stärken, daß sie den zahlreichen winterlichen Erkältungs- und Infektionsmöglichkeiten erfolgreichen Widerstand leisten können.

Licht ist ein Lebensanell für den Menschen, zugleich ein grimmiger Feind vieler Krankheitskeime, die ihn bedrohen. Der nahende Winter aber ist lichtarm, und wir müssen deshalb jeden sonnigen Herbsttag ausnützen und uns möglichst viel im Freien aufhalten. Für unsere Kinder ist das von ganz besonderer Wichtigkeit, denn Licht vernichtet die Diphtheriebazillen; je mehr sich Kinder im sonnigen Freien aufhalten, um so geringer ist für sie die Gefahr, diese gefürchtete Krankheit zu erwerben. In Großstädten, die im Herbst häufig von lichtverzehrendem Dunst erfüllt sind, sollen sich die Kinder außerhalb dieser Dunsthülle im Freien ergehen. Erwachsene selbstverständlich auch. Beide müssen hierbei berücksichtigen, daß die Herbstmorgen und -abende oft schon recht kühl sind und deswegen eine leichte Unterkleidung oder eine wärmere Oberkleidung getragen werden muß, um Erkältungen vorzubeugen. Wer frühmorgens fortgeht und erst nach Sonnenuntergang nach Hause kommt, darf trotz des Sonnenscheines den leichten Ueberzieher nicht zu Hause lassen und ihn lieber tagsüber über dem Arm tragen, als sich in der Morgen- oder Abendkühle zu erkälten. Das gilt besonders für Rheumatiker!

Die Nahrung des Winters ist bedeutend ärmer an Vitaminen wie die des Sommers, der Herbst bietet uns aber reichlich vitaminspendendes Gemüse und Obst. Diese Vitaminquellen müssen wir voll ausnutzen, um unseren Körper für die vitaminarme Winterszeit zu stärken und ihn mit einem Vitaminvorrat zu versehen. Vor allem sind die vitaminhaltigen Kohlarten zu bevorzugen, Blumen-, Rosen- und Winterkohl, ferner das Sauerkraut. Genießt man diese Kohlarten als Rohkost in möglichst fein zerkleinertem Zustande, so ist ihre von vielen so gefürchtete blähende Wirkung ganz geringfügig. Auch Sauerkraut ist am besten roh oder nur zur Hälfte gekocht zu verzehren. Von frischem Obst soll man besonders Weintrauben reichlich genießen, die infolge ihres Zucker- und Obstsäuregehaltes eine günstige Umstimmung des Organismus veranlassen. Als hervorragendes vitamin-A-haltiges Nahrungsmittel tritt im Herbst der frische Seefisch in den Vordergrund, den übervorsichtige Hausfrauen während des Sommers nicht gern auf den Tisch bringen. (Mit Unrecht, denn die neuzeitliche Seefisch-Beförderung und Aufbewahrung leistet auch im Sommer für einwandfreie Ware volle Gewähr!) Besonders der Hering als fast ständiger vitamin- und fetthaltiges Nahrungsmittel tritt wegen seines niedrigen Preises ist hoch einzuschätzen und auch Kindern zu geben.

Der Herbst ist diejenige Zeit, in der die Abhärtung des Körpers unter besonders günstigen Umständen eingeleitet werden kann. Hat doch jedermann während des Sommers Luft- und Wasserbäder genommen und dadurch seine Haut an die wohltätige Einwirkung heder gewöhnt. Regelmäßige Luftbäder und kalte Waschungen des ganzen Körpers, zweckmäßig mit einer der Körperkonstitution entsprechenden Zimmertemperatur verbunden, sind weiter täglich vorzunehmen und dadurch der Körper so daran zu gewöhnen, daß man sie auch den ganzen Winter über beibehalten kann. Sie sind der beste Schutz gegen alle Erkältungskrankheiten, denn sie veranlassen eine normale Hauttätigkeit und machen das so überaus wichtige Körperorgan Haut, das bei ungenügender Tätigkeit die Einfallspforte für vieler Erkältungskrankheiten ist, widerstandsfähig gegen diese. Die Widerstandskraft wird durch Bürstenmassage der Haut nach der kalten Waschung selbst ungerecht; diese einfache Art der Selbstmassage kann aufs wärmste empfohlen werden.

Dr. St.

Was mache ich mit den Resten?

Nur keine Aufregung! Reste sind da, um verwertet zu werden. Verderben braucht nichts, wenn wir nur die richtigen Rezepte anwenden und Obacht haben, ehe es zu spät ist. Also Fleisch und Kartoffeln blieben vom Mittagessen übrig? Nun, daraus machen wir einen Auflauf. Aufläufe werden in feuerfestem Porzellan oder Glas gebacken und in diesem auf den Tisch gebracht. Damit sie eine braune Kruste erhalten, bestreut man sie mit geriebener Semmel und belegt sie mit Butterflöckchen. Fleischrestenauflauf wird folgendermaßen zubereitet: die Kartoffeln werden in Scheiben geschnitten, das Fleisch wird feingewiegt oder durch die Maschine gedreht. Nun wird abwechselnd geschichtet, und zwar zu unterst Kartoffeln, dann Fleisch, darauf gegebene Zwiebeln, dann Tomaten, dann wieder Kartoffeln, dann wieder Fleisch, Zwiebel, Tomaten, Kartoffeln. Mit Kartoffeln müssen wir abschließen. Sodann wird Ei und Milch und eine Prise Salz abgequirlt und darübergegossen. Obenauf kommen geriebene Semmel und Butterflöckchen. Backzeit 30—45 Minuten. — Derselbe Auflauf kann auch ohne Tomaten hergestellt werden.

Möchten wir lieber ein kaltes Abendbrot geben, so stellen wir aus den Fleischresten einen schmackhaften Brotbelag her. Der Rest Fleisch wird klein gewiegt und mit Ei, Zitrone und Essig, Oel und Senf vermischt. Dieselbe Masse ist auch eine angenehme Füllung für Tomaten oder Gurken, die wir mit dieser Füllung dann kurze Zeit in einem Schmortopf in Butter schmoren lassen. Ist außer dem Fleisch auch noch Tunke übrig geblieben, können wir ein drittes, sehr handfestes Abendbrot herstellen. Wir schneiden das aufgewärmte Fleisch in Scheiben und belegen damit Brotscheiben, die wir zur Tunke mit Fleisch belegten Brotscheiben gießen wir die aufgewärmte Tunke und garnieren zuletzt noch auf je zwei Schnitten Brot mit Fleisch ein Spiegelei. Ist das zu fettspielig, kommen wir auch ohne Spiegelei aus.

Ist kein Fleisch vorhanden, sondern nur Kartoffeln, so verwenden wir die Kartoffeln am zweckmäßigsten zu Bratkartoffeln. Mit Salat und vielleicht Sehei oder Rührei ergeben sie immer ein willkommenes Abendbrot. Aus Gemüseresten können wir sehr schöne Suppen herstellen und sie entweder mit Brühe verlängern oder mit Wasser und Mehlschwitze. Haben wir keine Brühe, dann nehmen wir Würfel oder Fleischextrakt. Ebenso können wir auch aus Gemüseresten einen Auflauf herstellen. Er wird ebenso bereitet wie der Fleischauflauf; nur ersetzt hier das Gemüse die Fleischschichten. Fischreste können wir auch auf verschiedene Art verwerten. Wir können Fischklößchen, Fischsalat und auch Fischsuppe daraus herstellen. Ebenso ist Fischauflauf eine beliebte Speise.

Fischklößchen. Entgräteter Fisch wird mit Zwiebeln fein gewiegt oder durch die Fleischmaschine gedreht. Dazu geben wir ein eingeweichtes und ausgedrücktes Brötchen, nebst Ei, Salz und einer Prise Pfeffer. Alles wird gut durcheinander gemischt. Wir formen flachgedrückte Klößchen und braten sie auf beiden Seiten in heißem Fett. Kartoffelsalat, Gemüse als Beikost wie grüne Bohnen, Möhren oder Rotkraut wird gern dazu genommen.

Fischsalat. Die Fischreste werden sorgfältig von Haut und Gräten befreit, dann in feine Würfel oder Streifen geschnitten und mit einfacher Salattunke, Remoulade oder Salatmayonnaise gemischt und nach Belieben garniert. Wollen wir ihn besonders schön herrichten, dann nehmen wir Gurken und Apfelstreifchen dazu oder feine Sahnekresse.

Fischauflauf kann man auf verschiedene Art herstellen, d. h. die Zubereitung ist dieselbe wie beim Fleischauflauf, nur können wir die Kartoffeln auch durch Nudeln ersetzen. Eine Tomatentunke ist hierbei besonders zu empfehlen. Auch bei diesem Auflauf muß mit Kartoffeln oder Nudeln abgeschlossen werden. Eine Schicht von geriebenem Käse erhöht den guten Geschmack.

Brotauflauf wird ¾ Stunden im Ofen gebacken. Er wird mit Rosinen, Backflaumen oder Apfelringen geschichtet. Als Tunke gibt man eine Obst- oder Rotweintunke.

Diese Rezepte zeigen dir, daß nichts umzukommen braucht, daß du aus „Wenig" ein schmackhaftes „Viel" bereiten kannst.

Diwandecken nach schönen Mustern

Schöne Diwandecken sieht man leider nicht so häufig, wie es im Sinne einer schönen Raumwirkung wünschenswert wäre. Und der Grund hierfür? — In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts haben offmals Künstler, die vom Textilfach nichts verstanden, solche Decken entworfen. Auf dem weiten Wege vom Entwurf bis zur gewebten Decke wurde das Muster fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Schon beim Umzeichnen des Entwurfes auf das Patronenblatt verschoben sich die Konturen. Technische Notwendigkeiten beengten hier künstlerisches Wollen. Nicht allein, daß der Künstler damit rechnen mußte, daß das Ergebnis nur einen schwachen Abglanz seines Entwurfes darstellte, so kam noch hinzu, daß er keinen entscheidenden Einfluß auf die Farbenzusammenstellung hatte, sondern diese Aufgabe einem Fabrikanten überlassen blieb. Dem war es gleichgültig, was der Künstler schön oder nicht schön fand, er wollte verkaufen, und trug dem Schrei der Menge nach schreienden Farben Rechnung.

Ueber Geschmack läßt sich nicht streiten. Aber es gibt heute, selbst für Menschen, die weder eine eigene Meinung noch einen ausgeprägten Geschmack ihr eigen nennen, die Möglichkeit, unbeirrbar ein ausgezeichnetes Textil auszuwählen. Der Schlüssel für die sichere Wahl liegt in dem geheimnisvollen Wort „Traditionsmuster". Die Weber früherer Jahrhunderte konnten deshalb Erstaunliches leisten, weil sie in engster Verbundenheit mit dem Material und der handwerklichen Technik ihre kunstvollen Decken schufen.

Prachtvolle Decke für eine Liege (Deike M)

Die schönen und sinnreichen Muster längst vergangener Zeiten müssen wir wie eine heilige Kostbarkeit hüten. Unsere hier abgebildete Diwandecke stellt ein solches altes Muster bäuerlicher Herkunft dar. In der Mitte erhebt sich, nicht zu lange nach, der Lebensbaum, ein Symbol, das den alten Deutschen schon in vorchristlicher Zeit heilig war, und das sich durch Jahrtausende lebendig erhalten konnte. Der Lebensbaum ist umgeben von Tierszenen und mannigfaltigen Pflanzen. Die Alt-Angler-Kunstwerkstätten in Hannover betreiben hier wertvolles altes Volksgut und tragen Sorge, daß diese kostbaren Schöpfungen unserer Vorfahren uns in vorbildlicher Weise wieder zugänglich gemacht werden. Außer dem vorliegenden sind nur noch wenige Muster gleichen Ursprunges erhalten, unter anderem ein sehr schönes, das eine alte Schöpplungssage darstellt, der wahrscheinlich altmordische Anklassungen zugrundeliegen, die uns auf diese Weise überliefert sind.

Von dem gelblich-weißen naturfarbenen Gewebegrund heben sich die bildlichen Darstellungen in warmtiefer Jaquardfarbe angeschossener Wolle heraus. Die Decken sind in mehreren Farben erhältlich: schwarz, gelb, rot, braun und blau. In jedem Falle ist der Gewebegrund von der gleichen naturfarbenen Helle. Durch die verschiedenen Farben kann jeder die Wahl so treffen, daß die Decke zu seiner Umgebung und seinen Möbeln paßt.

Wer einen großen Raum auszustatten hat, kann auch mit solch einer Decke eine Wand bespannen, weil er dann das schöne Bildmuster in der Gesamtwirkung und in allen Einzelheiten ganz vor Augen hat und sich an ihm erfreuen kann.

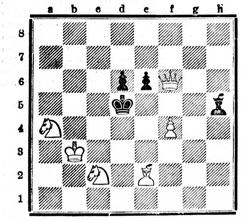
H. Scherer.

Neue Ideen der Modeschöpfer zeigt das soeben erschienene, zweite große Herbstmodeheft der „Dame". Viele hübsche, zum Teil bunte Modelle gehen einen guten Ueberblick über alles, was die Frauen in den kommenden Wochen vormittags, nachmittags oder abends tragen werden. Das Heft bringt auch einen interessierenden Bilderbericht von einem Besuch bei dem greisen Pariser Bildhauer Aristide Maillol.

*

Alljährlich, wenn das Erntedankfest vorbei ist, wird in den deutschen Gauen zur Woche des deutschen Buches aufgerufen. Die Reichsfrauenführerin Frau Gertrud Scholtz-Klink verkündet dazu im Oktober-Heft der Zeitschrift „Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk" (Verlag Otto Beyer, Leipzig), ein schönes Geleitwort, dem sich zum gemütlichen Beisammensein, „Bücher als Weggenossen" und „Das Erlebnis der Ernte in der Dichtung der Gegenwart" anschließen. — Von Josefs Vereins-Totenohl als deutscher Frau und Dichterin, die in unseren Tagen so Wesentliches auszusagen hat, erzählt Lene Bertelsmann in liebevoller Hingabe und Versenkung in das Werk der Dichterin. Alle Leser der Zeitschrift aber werden wirkliche Belehrung finden in dem Beitrag „Die Erneuerung des Familiengedankens in Deutschland" von Professor Dr. Hans F. K. Günther, dem auf dem Reichsparteitag 1935 der Preis der NSDAP. für Wissenschaften verliehen wurde.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Stellung: 10 Figuren. Weiß: König b 3, Dame f 6, Läufer e 2, Springer e 2 u. a 4, Bauer f 4. Schwarz: König d 5, Läufer h 5, Bauern d 6 und e 6.

Das Ei des Kolumbus.

Die Stimmung der Gesellschaft drohte einzuschlafen. Da fragte Gleichbereit: „Wer kann ein Ei auf die Spitze stellen?"

„Kunststück!" echote es um den Tisch. „Olle Kamellen. Auf den Tisch klopfen und die Spitze eindrücken! Das kann jeder!"

„Nein, so eben nicht." Gleichbereit holte ein Ei. „Seht ihr, ich nehme das Ei in beide Hände drehe es wie einen Kreisel und — setzt ihr — das Ei steht! Aber die Schale ist unverletzt!"

„Das kann jeder," knurrte Meckertown. Einige Tage später kam in einer anderen Gesellschaft Meckertown mit dem gleichen Kunststück an. Und siehe da: er konnte das Ei sooviel drehen, wie er wollte, es stand nicht. Was war da los?

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 4. Spanische Landschaft, 10. Flächenmaß, 11. Börsenausdruck, 12. Fluß in Sibirien, 14. Stammvater der Karolinger, 16. weiblicher Vorname, 18. fettige Flüssigkeit, 19. Raubvogel, 20. Inselgruppe bei Alaska, 25. Angehöriger eines asiatischen Volksstammes, 27. Stadt in Griechenland, 29. schlimmer Zustand, 30. Körperorgan, 31. Baum, 32. dünner Stab. — Von oben nach unten: 1. Ausgestorbene Rinderart, 2. großes Gotteshaus, 3. französische Insel, 4. Gesangstück, 5. türkischer Vorname, 6. alkoholisches Getränk, 7. afrikanischer Strom, 8. japanischer Staatsmann, 9. kleine Rechnung, 10. Christi Jünger, 13. Gebirgsgewässer, 15. deutscher Dichter, 17. Stadt in Marokko, 21. geograph. Begriff, 22. Planet, 23. Seegewächs, 24. Stadt und See in Pennsylvanien, 26. wie 5. senkrecht, 28. bewohnter Platz.

Bruchstückaufgabe.

S — — ma, F — — rt, A — — nd, K — — o, — — y, U — — a — —

Vorstehende Bruchstücke sind durch je zwei Buchstaben an den mit Strichen bezeichneten Stellen zu Hauptwörtern umzugestalten. Diese je zwei Buchstaben ergeben, aneinandergefügt, eine hervorragende Sportfliegerin.

Wortbaurätsel.

In vorstehendem Quadrat sind in jeder Reihe zwei Silben so hinzuzufügen, daß drei Wörter entstehen, die von links nach rechts wie von oben nach unten Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Weiblicher biblischer Personenname, 2. Textbuch, 3. römische Göttin.

Fehlrätsel.

Unter Hinzufügung der Silbe „fe" als zweite in jedem Wort bilde man aus nachstehenden 24 Silben zwölf Wörter, deren Anfangsbuchstaben, richtig aneinandergefügt, eine sportliche Veranstaltung ergeben.

ar — ar — buch — burg — da — e — ei
— ef — fluß — gi — gla — la — le —
lei — nach — nal — nik — re — rei
rei — sau — them — tre — wind

Ein PS

Auf Mühblättern steht man sehr oft die Gegenüberstellung eines Kraftwagens mit einer Pferdedroschke. In dem Text findet die PS-Zahl der beiden Gefährte eine Rolle. Der Kraftwagen hat — sagen wir — 30 PS und die Pferdedroschke 1 PS. Ist diese Gegenüberstellung richtig? Hat das Auto wirklich 30 PS und die Pferdedroschke 1 PS?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung:

1.) König d 5—c 6, Dame b 8—a 7; 2.) Dame d 7—d 8 †, Dame a 7—b 8; 3.) Dame d 8—a 5 †, Dame b 8—a 7; 4.) Le 4—a 6 und gewinnt.

Wenn Schwarz 1.) . . . , Db 8—b 4, dann 2.) Le 4—d 5!!

Buchstabenrätsel:

Ocker, Klara, Salta, Kutte, Arsen, Lucht, Achat, Psalm, Pilot, These. — Kalkschale.

Rätsel:

Drache.

Geographische Scherzrätsel.

1. In „Olmütz". 2. Peterwardein. 3. In „Solothurn".

Anfügungsaufgabe:

Samt, Okuli, Menge, Motto, Eloge, Recke, Fluch, Runke, Iburg, Sigel, Celle, Hetz, Eisrich. — Sommerfrische.

Kreuz- und Querworträtsel:

Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Ader, 2. Dufe, 3. Esse, 4. Reed, 5. Sofa, 6. Osla, 7. Flur, 8. Aare, 9. Heer, 10. Eule, 11. Else, 12. Rees. Von links nach rechts: 13. Mais, 17. Olsa, 18. Orel, 19. Malm. Von oben nach unten: 13. Moos, 14. Aera, 15. Fiel, 16. Salm. — Diagonale: A—B Ausschuß.

Haus, Hof und Garten

Ein bewährter Ziegenstall

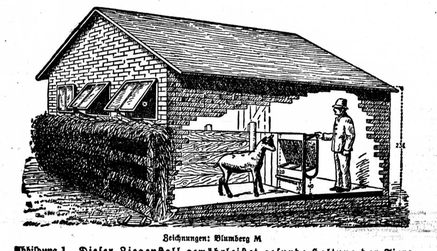
Der Ziegenstall muß eine gesunde Wohnung für ein Haustier sein, von dem wir Milch und Fettleistungen verlangen. So ist es bei Neuoder Umbauten notwendig, an einige Voraussetzungen zu denken, wenn der Stall wirklich gut sein soll. Als erstes muß ein Ziegenstall leicht zu reinigen, luftig, aber nicht zugig, und hell sein. Die Ziege darf nicht nur mit der elektrischen Taschenlampe im Stall zu finden sein. Die geöffnete Tür soll nicht die einzige Lichtquelle sein. Sonnenstrahlen sind erforderlich, und zwar so angelegt, daß die Sonne nicht direkt auf den Kopf und in die Augen der angebundenen Ziege fällt. Ratsam ist es, wenn irgend möglich, sich auf zwei Milchziegen in der Klauhbeschaffung und auf die Aufzucht eines Hammels einzustellen. So erzielt sich für drei Tiere der Bedarf von mindestens 8 mal 1½ Meter, also 4½ Quadratmeter, wenn möglich 6 Quadratmeter, ja selbst eine noch größere Fläche ist von Nutzen.

Beim Ziegenstall soll der Fußboden warm und undurchlässig sein. Er soll so viel Gefälle, etwa 3 Zentimeter auf 100 Zentimeter, haben, daß die Jauche nicht in den Boden sickert, sondern in eine Jaucherunde geht, die eingegrabenes Faß, nach außen abflüssen kann. Der Fußboden wird 5 Zentimeter stark aus Kokksschlackenbeton — 1 Teil Zement, 6 Teile Kokksschlacke — darüber 2 Zentimeter starke Feinschicht — 1 Teil Zement, 2 Teile Sand — evtl. aus flach gelegten, weht harten Ziegelsteinen (Klinker) hergestellt. Die Fugen sind mit Zement auszugießen.

Der Fußboden sollte 20 Zentimeter höher liegen als die Oberkante des Geländes. Die glatte Jaucherinne bleibt offen, da sie dann leser zu reinigen ist als eine gedeckte. Es empfiehlt sich, einen herausnehmbaren Latternrost zu fertigen, Zwischenraum zwischen den Latten ein Zentimeter. Noch ein Wort über die Ausmaße: Diese sind nicht willkürlich gewählt, sondern beruhen auf Erfahrung. Ist ein Stall zu hoch oder zu groß, so ist er kalt, ist er zu niedrig, so ist er leicht dunstig und feucht. Eine Höhe von 2,20 Meter ist vorteilhaft zu wählen. Die Stalldecke ist für Luft durchlässig.

Bei vorhandenen Räumen, die höher als 2,80 Meter sind, zieht man eine Zwischendecke ein, auf der die Streu z. B. aufbewahrt werden kann. Die Hühner über den Ziegen unterzubringen, ist nicht ratsam, obgleich Verfasser nicht auf dem Standpunkt der meisten Ratgeber in Büchern steht, daß Hühner und Ziegen nicht in einen Stall gehören, sie müssen nur scharf getrennt sein. Bei Neubauten jedenfalls zieht man die Höhe von 2,80 Meter und nimmt als Decke schwach gebrannte Ziegelsteine in Kalkmörtel mit Holzzementdach oder Gipsdielendecke mit Dachziegel. Ist ein nutzbarer Boden über dem Stall, muß die Decke natürlich tragfähig sein.

Die Lage der Fenster und Tür zur Ziege selbst zeigt die Abbildung 1. Ein Gang vor den Buchten ist ratsam, und die Ziegen stehen am besten so, daß sie vom Gang aus gut zu beobachten sind. Der Kopf der Ziege also dem Gang zu. Die Außenwände sind gut verputzt und mit Kalkmilch getüncht, was ab und zu zu wiederholen ist. Auf 20 Liter Kalkmilch ist 1 Kilogramm (250 Gramm) vorher gelöschtes Atzmehl zuzumischen, weil dadurch der Kalkanstrich besser hält.



Zeichnungen: Blumberg M

Abbildung 1. Dieser Ziegenstall gewährleistet gesunde Haltung der Tiere. Im Winter kann er gegen Kälte verpackt werden

Der Vorschlag, den die Abbildung 2 gibt, soll nur Richtlinie sein; immer läßt es sich nicht so einrichten. Der Stall wird von Südwesten durch eine Tür betreten, die in halber Höhe durchgeht ist, so daß sie unten geschlossen, mit der oberen Hälfte aber offen sein kann. Durch einen Anschlag, der vorhanden sein muß, wird eine Querritze in der Tür, durch die es ziehen könnte, vermieden. Der Gang ist zementiert oder mit Ziegelsteinen ausgelegt. Rechter Hand sind die drei Buchten für die Ziegen. Die ersten beiden A und B haben je eine Fläche von 2,40 Quadratmeter, welche durch 2 Meter Standlänge und 1,20 Meter Standbreite entsteht. Das Gefälle ist nach hinten, wo die Jaucherinne von Südwest nach Nordost läuft. Oder der Jauchering, also in der Südstwand sind die Fenster. Die dritte Bucht für das Lamm oder für vier bis fünf Stück Wassergeflügel, notfalls für eine dritte Ziege, ist nur 2×0,80 = 1,60 Quadratmeter groß. Wie sehen nun die Trennungswände und die Bodenfronten der Buchten aus? Wenigstens die Trennungswände müssen beweglich sein (Abbildung 3). Man muß sie herausnehmen können, teils der besseren Reinigung wegen, teils um gegebenenfalls die Ziege mit Lämmern in dadurch größerem Raum lose laufen lassen zu können.

Die Tür am besten aus Halsbohlen hergestellten Scheidewände sind 120 Zentimeter hoch. Natürlich kann man sie auch niedriger machen, wird sie aber nicht tun, weil sie dann leicht überklettert werden können. Die Trennungswände sind 120 Zentimeter hoch. Natürlich kann man sie auch niedriger machen, wird sie aber nicht tun, weil sie dann leicht überklettert werden können.

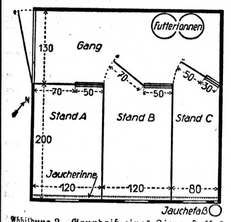


Abbildung 2. Grundriß eines Ziegenstalles Fenster nach Südost

Die Vorderfronten müssen ein Türchen zum Herauslassen des Tieres und Raufe und Krippe erhalten. Man kann die ganze Vorderfront zur Tür machen (Beispiel Stand C), nur ist es ratsam, den Gang so breit zu lassen, daß die geöffnete Tür im rechten Winkel zur Gangwand stehen kann (vgl. Abb. 2). Das hat manche Vorteile. Der Gang, der ja auch Aufbewahrungsraum für Futter und Geräte sein kann, ist ja kein verlorener Raum. Jedenfalls müssen in die Vorderfront, wie schon gesagt,

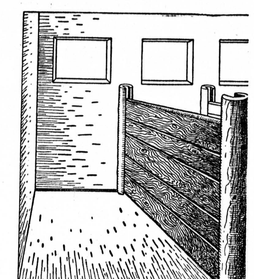


Abbildung 3

Die Trennungswände im Ziegenstall müssen fortnehmbar sein

Krippe und Raufe eingearbeitet werden, und zwar so, daß sich der Unterrand der Krippe 40 Zentimeter über dem Stallboden befindet. Die Ziege soll den Kopf tief stecken, ebenso wie das Pferd, damit der sonst entstehende lästige Seitenfrücken vermieden wird. Diese Krippe ist aus Hartholz oder Tonrohr. Sie muß ohne Ecken und Kanten, also gerundet glatt sein. Ueber ihr liegt vorteilhaft ein Gitter. Die Sprossen 25 Zentimeter auseinander, damit die Ziege das Futter nicht herauswerfen kann. Ueber der Krippe befindet sich die Raufe für das Heu oder Grünfutter. Die Abbildung 1 zeigt ihre Einrichtung. Die der Ziege zugekehrte Seite, die Freßseite, ist aus Holzstäben oder Drahtgeflecht mit 4 Zentimeter Maschenweite. Dieses Maß muß eingehalten werden, weil bei größerer Entfernung die Ziege zwiel Futter vergeudet. Wertvolle Blätter und überhaupt das, was jetzt beim Fressen herunterfällt, fällt in die Krippe und geht nicht verloren. Raufe und Krippe sind etwa 50 Zentimeter breit. Damit junge Lämmer an die Raufe heran können, sei geraten, 30 Zentimeter über Stallbodenhöhe an der Vorderfront eine Querlatte anzunageln, auf welche sich die Lämmer mit den Vorderbeinen stellen können.

Das Anlegen der Tiere wird nicht für empfehlenswert gehalten. Still es jemand tun, ist zu beachten, daß es so praktisch erfolgt — es gibt da bestimmte sinnfällige Vorrichtungen —, daß das Tier sich nicht erwürgen oder aufhängen kann. Selbstwurd wird auch im Ziegenstall unangenehm empfunden.

Ziehe selbst einen Nußbaum groß!

Immer wieder wird darauf hingewiesen, daß wir Walnußbäume pflanzen sollen. Die Gründe sind bekannt und brauchen nicht wiederholt werden. Viele sind in den letzten Jahren auch der Aufforderung, einen Walnußbaum zu pflanzen, nachgekommen, doch der Erfolg blieb oft versagt, der Baum wuchs nicht an, er ging ein. Die Anschaffung junger Walnußbäume ist ziemlich hoch ist, wurde der Anbau dann aufgegeben.

Was ist die Ursache, daß der Nußbaum so schwer anzuwurzeln? Die Walnuß treibt bereits als einjährige Pflanze eine verhältnismäßig lange Pfahlwurzel. Wird der Baum nun ausgehoben, so wird sie meistens verletzt. Beim Verpflanzen wird die Wurzel zurückgeschnitten, und gegen diesen Schnitt ist die junge Pflanze ebenso wie gegen jeden Schnitt an der Krone außerordentlich empfindlich. Hinzu kommt die sehr große Empfindlichkeit gegen Frost. Da also schon mit verhältnismäßig großem Ausfall zu rechnen ist, kann man sich wohl erklären, weshalb junge Walnußbäume beim Handel im Preis verhältnismäßig hoch sein müssen.

Für den, der Entbäumchungen beim Walnußanbau scheut hat und für alle, die aus verschiedenen Gründen vom Ankauf eines jungen Nußbaumes bisher Abstand nahmen, gibt es noch einen anderen Weg, um später einen Nußbaum auf dem Gehöft oder im Garten zu besitzen: man ziehe sich selbst einen Nußbaum groß! Der Weg nimmt zwar mehr Zeit in Anspruch, hat aber besondere Freuden.

Im Herbst wird ein Platz ausgesucht, wo der Nußbaum wachsen soll. Er wird etwa im Umfang von einem Quadratmeter tief umgegraben, dabei wird gute Kompoststerde oder verrotteter Dünger miteingebracht. Der Platz wird dann festgetreten, und fünf Nüsse werden, eine in die Mitte, die anderen vier von dieser im entsprechenden Abstand, etwa 6 Zentimeter tief eingesteckt. Der Platz wird nun gegen Beschädigungen durch ein Holzgestell oder noch besser durch ein engmaschiges Drahtgeflecht geschützt.

Wichtig ist die Saat. Hat der Nachbar einen alten Nußbaum oder kennt man einen in der Umgebung, von dem man weiß, daß er schon so manchen starken Frost, wie den des Jahres 1929, überstanden hat, so läßt man sich hier Nüsse geben; Walnüsse mit unbekannter Abstammung zu legen, ist schon wieder eine unsichere Sache. Man nimmt im September einwandfreie, voll ausgereifte Nüsse und legt sie an eine luftige Stelle, wo sie austrocknen können. Ende Oktober legt man die Nüsse an dem vorbereiteten Platz in die Erde.

Im nächsten Frühjahr erscheinen die ersten Keimlingsblätter. Mit Stroh oder Pferdedung werden sie lose umsteckt. Bei Nachtfrostgefahr wird ein Blumentopf über die Keimlinge gestülpt. Steter Schutz bei Frostgefahr ist so lange notwendig, bis das Stämmchen etwa zwei Meter hoch ist.

Laufen alle fünf gelegten Nüsse auf, so läßt man die beste Pflanze stehen, nimmt die übrigen als einjährige Sämlinge im Herbst oder Frühjahr vorsichtig heraus und versucht sie an einen anderen Platz weiterzuziehen.

Man mache einmal diesen billigen Versuch; glückt er, wird man besondere Freude an seinen selbstgezogenen Walnußbäumchen haben.

*

Wissen Sie das?

1156 verschiedene Kartoffelsorten, 950 Sorten Buschbohnen, 100 Sorten Gurken und 40 Sorten Spinat befanden sich vor wenigen Jahren im Handel. Diese wenigen Beispiele zeigen bereits, daß sich aus diesem Sortenwirrwarr nur der Eingeweihte herausfinden konnte. Der Reichsnährstand hat hier Ordnung geschaffen. Es gibt heute nur noch 66 anerkannte Kartoffelsorten, 24 Sorten Buschbohnen, 15 Sorten Gurken und 8 Sorten Spinat.

*

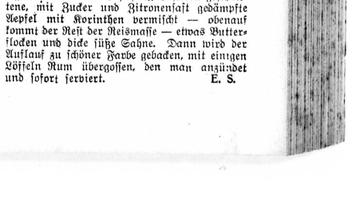
Der Deutsche verzehrt im Jahr 126 Brote bei einem Gewicht von 1,25 kg je Brotlaib, wogegen der Brotkonsum in Belgien 218 Brote je Kopf und Jahr beträgt. Lk.

Praktischer Ratgeber

Regenwürmer im Blumentopf. Starke Regenwürmer werden aus Blumentöpfen am besten entfernt, indem die Ballen ausgetopft werden und der Regenwurm, der meist am Topfrande liegt, mittels Finger oder Klammer herausgezogen wird. Ein anderes Verfahren ist, Schwefelkohlenstoff in den Topf zu gießen. In zwei etwa 5 cm tiefe Löcher wird je 1 ccm des Mittels hineingegossen, worauf die Löcher sofort zu schließen sind. Schwefelkohlenstoff ist sehr feuergefährlich, also Vorsicht! Es ist zu bemerken, daß ein bis zwei Regenwürmer, auch mehr, in großen Töpfen für den Pflanzenwuchs unschädlich sind. Sch.

Achtet auf den Wurzelkropf! Beim herbstlichen Pflanzen der Obstbäume achte man darauf, daß die Wurzeln gesund sind und keine knotigen, geschwulstartigen Verdickungen zeigen. Obstbäume mit diesen Erscheinungen sind vom Wurzelkropf befallen. Stark befallene Bäume sind zur Pflanzung ungeeignet. Bei schwachem Befall empfiehlt es sich, die Wurzeln in einen Ursulan-Lehmbrei zu tauchen. Man stellt diesen her, indem man mit einem 0,3prozentigen Ursulanlösung einen dicken Lehmbrei anrührt. Auch nicht befallene Bäume sollen vorbeugend mit den Wurzeln in diesen Brei getaucht werden. M. L.

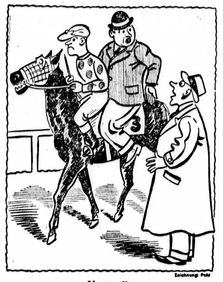
Kalbsleber mit feinen Kräutern. Die Kalbsleber wird in Scheiben geschnitten, gesalzen und gepfeffert, dann backt man etwa 100 g Sauerampfer, Petersilie, Kerbel, eine Zwiebel etwas Thymian, einige Wacholderbeeren recht fein und läßt die Kräuter in Olivenöl nebst etwas Brühe auf leisem Feuer eine Viertelstunde durchkochen. Die Tunke wird durch ein Sieb gegossen und mit etwas Mehl gebunden. Dann gibt man die Lebersscheiben hinein und läßt sie in einer weiteren Viertelstunde garkochen. Zuletzt fügt man einen Löffel Portwein oder Cherry hinzu. A. in L.



Zeichnung: Blumberg M

sollte man volle Futtersäcke lagern, dem sonst schimmelt das Futter. —r.

Kartoffellaufbewahrung im kleinen. Kleinere Kartoffelvorräte für den Haushalt werden meist im Kellerraum aufbewahrt. Sie müssen hier trocken, luftig und kühl, aber trotzdem frostgeschützt gelagert werden. Eine Aufbewahrung in Säcken oder großen, geschlossenen Kübeln ist nicht empfehlenswert. Die Knollen haben hier zu wenig Luft. Besser werden die Kartoffeln in Kisten gestillt, deren Boden und Seitenwände durchlöchert oder ausgelegt worden sind. Diese Kisten werden zweckmäßig auf Ziegelsteine gestellt. Durch diese Vorsichtsmaßnahme ist eine Gewähr für genügende Entlüftung gegeben. Auch im Garten oder auf freiem Felde können die Kartoffeln in Erdmieten aufbewahrt werden. Insbesondere ist das bei denjenigen Kartoffeln empfehlenswert, die erst im kommenden Frühjahr zur Verwendung gelangen. Die Aufbewahrung in Erdmieten ist entscheiden die gesündeste, besonders für die Pflanzkartoffeln. Kleine, runde Erdmieten werden in folgender Weise hergestellt: Man hebt den Boden in einem Umkreis von 1,50 m, 20 bis 30 cm tief, aus. Dann werden die Kartoffeln bis zu einer Höhe von 1 m aufgeschüttet. Die aufgeschichteten Kartoffeln sind zuerst mit einer 15 cm starken Schicht Glatstroh ringsum einzudecken. Darauf kommt eine Erddecke von etwa 10 cm. Später, wenn es kälter wird, dann kommt über diese Erddecke nochmals eine Schicht Stroh. Kartoffelkraut oder aus anderem sperrigen Material und zuletzt noch einmal eine Erddecke. Solche Decken bieten einen sehr günstigen Wärmeschutz und bewirken, daß die Temperatur in der Miete mehr gleichmäßig bleibt. Zur Entlüftung der Miete kann oben ein Strohwisch herausschauen. Unbedingt notwendig ist jedoch diese Maßnahme nicht. Wenn bei größerem Ernteovrrat eine kleinere, kreisrunde Miete nicht ausreicht, dann kann die Miete auch in beliebig längerer Form angelegt werden. Nur soll dann in diesem Falle der Ausbau, in den die Kartoffeln kommen, nicht breiter als 1,50 m sein. Voraussetzung für ein gutes Gelingen der Kartoffelüberwinterung ist in jedem Falle, daß die Knollen gut ausgereift geerntet werden. Aufgedumt müssen alle angefaulten oder feuchtig kranken



Kontrolle

Rennstallbesitzer: „Ich will doch selbst mal sehen, woran es liegt, daß das Pferd kein Rennen gewinnt."

Herbstliches Bunt

Auch im Herbst kommt die Liebe.
Der Schwärmer schwärmte:
„Gibt es etwas Kleineres als Ihre Füße, Marianne!?"
Marianne lächelte schmerzhaft:
„Doch! Meine neuen Schuhe!"

*

Der Schotte ging zum Geigenbauer.
Der Schotte ließ seine Geige bespannen.
„Vorerst nur drei Saiten", sagte er.
„Warum?"
„Das genügt. Ich fange erst an, zu lernen."

*

Reiten erhält Jugend und Gesundheit.
Dies dachte auch der dicke Bumsel.
„Ich bin heute drei Stunden geritten", erzählte er stolz.
„Wie ist es Ihnen bekommen?"
„Ausgezeichnet!"
„Und dem Pferd?"

*

Im Herbst zeigt der Rummel noch einmal seine Pracht.
Auch im Wurstelprater eröffnete Woolworths Weltwunderschau.
Kam ein Neugieriger:
„Wo ist die Dame mit dem Vollbart?"
„Auf einen Sprung nach Hause gegangen — seine Frau ist krank."

*

Die Konzertsaison beginnt.
Der Virtuose betrat das Künstlerzimmer.
„Wie ist mein Konzert besucht?"
Der Manager murrte:
„Bis jetzt können Sie noch jedem leicht einen Gegenbesuch machen!"

*

Wamsi ist dick wie ein Frosch.
Wamsi wollte abnehmen. Deswegen trat Wamsi im Sommer einem Ruderklub bei. Der Sommer ist vergangen. Im Herbst wog sich Wamsi. Er hatte fünf Kilo zugenommen.
„Haben Sie nicht fleißig gerudert, Wamsi?"
„Doch. Jeden Tag. Im Doppelvierer."
„Und da haben Sie nicht abgenommen?"
„Nicht ein Gramm!"
„Wieso nicht?"
„Ich war Steuermann!"

*

Im Herbst gehen die Blumensamenhandlungen schlecht.
Gestern aber kam einer und kaufte Stiefmütterchensamen.
„Nanu! Jetzt Stiefmütterchensamen?"
„Ja", sagte der Käufer.
„Haben Sie denn überhaupt einen Garten?"
„Nein", sagte der Käufer.
„Wollen Sie ihn in Töpfe säen?"
„Nein."
„Wozu kaufen Sie ihn dann?"
Der Käufer lächelte sanft:
„Schauen Sie, ich lebe das ganze Jahr so bescheiden und gönne mir gar nichts. Und heute will ich mir auch gern einmal etwas Unnötiges kaufen."

Nicht natürlich

„Alles geht auf dieser Welt natürlich zu."
„So? Na, dann sehen Sie sich mal meinen Koffer an. Wenn ich den für eine Reise packen will und alle Sachen endlich glücklich darin habe, dann geht er natürlich nicht zu."

Der Klauer kam ins Restaurant.
„Einmal Schweinsbraten!"
„Narrez?"
„Na! Ka Reh! Schweinsbraten!"

Ein bißchen zerstreut

Der Herr, dessen Zerstreutheit stadtbekannt ist, ruft einen in der Nähe seines Tisches stehenden Mann in schwarzen Kleidern heran und spricht:
„Oder, vor einer halben, vielleicht vor einer ganzen Stunde habe ich Sie gebeten, mir mein Mittagessen zu servieren. Habe ich es bekommen? Haben Sie mich vergessen? Oder habe ich überhaupt nichts bestellt?"
„Mein Herr", entgegnete der Mann, hier dürfen Sie nicht so laut sprechen — und hier bekommen Sie auch nichts zu essen — denn das hier ist der Lesesaal der Stadtbibliothek."
(Göteborgs Tidningen.)

Das kostenlose Auto

„Krause sagt, in den fünf Jahren, seitdem er sein Auto hat, hat er noch nie einen Pfennig für Reparaturen gezahlt!"
„Glauben Sie denn das?"
„Na, bei mir hat er doch unbezahlte Rechnungen. Ich mache doch seine Reparaturen!"
(Vart Hem, Stockholm.)

Die Unzertrennlichen

„Was du nicht sagst, Max und Walter haben sich gestern auf der Straße geschlagen? Die waren doch so eng miteinander befreundet, direkt unzertrennlich!"
„Das haben wir gemerkt! Wir brauchten mindestens vier Mann, um die beiden auseinanderzukriegen."

*

„Ich weiß nicht, ob Shakespeare, wenn er heute noch lebte, auch so berühmt sein würde!"
Meint Muntje:
„Aber natürlich! Dann wäre er doch der älteste lebende Mann der Welt!"

Humor des Auslandes

„Nun, Herr Kandidat, was ist Ihrer Meinung nach das höchste Gut, das uns die Chemie geschenkt hat?"
„Die Blondinen, Herr Professor!"

*

Wenn einer um die Ecke biegt, kann man nie wissen, was er will.
Mulle wußte es bald. Denn Styr stöhnte:
„Ich brauche dringend hundert Mark! Ich habe wirklich keine Ahnung, an wen ich mich darum wenden soll."
„Das freut mich."
„Das freut Sie, Mulle?"
„Ja. Ich hatte schon Angst, daß Sie mich darum bitten würden."

„Was sind Sie?"
„Holzwurm."
„Holzwurm?"
„Ja. Ich bohre für antike Möbel die Wurmlöcher."

Technisches Kolleg

Landstraße — Staub — Autos — müde Wanderer. Unter letzteren auch Pummel mit seinem Jungen.
Da fragt ihn der Sprößling: „Vata, wat is eegentlich een Leerlauf?"
In diesem Augenblick fährt ein Auto mit nur einem Insassen vorbei.
Pummel, brummig: „Een Leerlauf is, wenn eener alleene im Wiesipa sitzt!"

*

Der Schotte trat im Herbst einem Tennisklub bei.
Bisher kannte der Schotte Tennis nur von draußen und von weitem. Jetzt nahm er sich einen Trainer.
Der Trainer ermahnte:
„Vor allem eins: lassen Sie nie den Ball aus den Augen!"
Der Schotte nickte:
„Das ist doch klar! Wo die Bälle so ein Sondengeld kosten!"

„Was ist denn das für eine Suppe?" — „Das ist reine Fleischbrühe!" — „So, dann bin ich mein ganzes Leben auf Fleischbrühe gefahren."

Verlangen Sie die neuen Bildprospekt „Etwas Gutes" (kostenlos) von Dr. August Oetker, Bielefeld.

2 Pf. kost. jede Marke, welche Sie ohne Entnahmezwang aus mein. Einheits-Auswahlen ein. können. — Probeheft mit Standesangabe. Max Kirstgl, Markneuk., Hamburg 36/725

Nehmen Sie Rücksicht — auf Ihre — **Ohren!** bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie **„AKUSTIKA"** schalldurchlässige Ohrtropfe aus Tierhaar für 30 u. 80 Pfg. in Apotheken, Drog. käuf.

Rheinisches Technikum Höhere technische Lehranstalt **Bingen** Ingenieur-Ausbildung
Prospekte anfordern kostenlos

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photovorlagen usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Witwer, 48 Jahre, auf dem Lande, mit Kindern, in fester Arbeit tätig, mit schönem neuen Eigenheim (auch für seinen frauenlosen Haushalt eine tüchtige, kinderliebe Hausbalterin, nicht unter 40 Jahren. Später **Heirat** nicht ausgeschlossen. Gefl. Off. unt. Nr 7/1144 an „Der 7 Tag", Paderborn.

2 schwarzbraune, schlanke, fast Wadenheis im Alter v. 25 u. 26 J., möchten mit tatk. Herren in gel. Position zw. **Heirat** bekannt werden. Gute Wäsche- und Möbelaussteuer vorhanden. Ernstgem. Zuschr. mit Bild u. Nr. 7/1145 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kuckucksuhr 25 cm hoch alle 1/2, 1/1 Std. rufend, Nußbaumgehäuse, Werk sauber eingestellt, Schnellversand, Garantie **3.40** RM Nachnahme, Katalog frei, auch über Wand- und Tischuhren. **Carl Joos** Schwarzwald-Uhren Schonach W 97 (Schwarzw.)

Reelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, ½ kg 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Vollflaumen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Mantzoffek**, Gänsemästerei, Neutrebbin 96c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Das echte, gute Loden ab Mk. 3.11 und alle Herren- u. Damenstoffe erstklassig u. in wundervoller Auswahl wirkl. preiswert! Muster franco hin u. zurück, erbitte Angabe d. Gewünschl. **Tuch-Kaufmann** München101, Reichenbachstr.5

Hastreiter's Kräuterkuren gegen **Kropf** u. **Basedow** Tee zum Trinken und Umschläge unschädl. u. öffentl. Tausende von Erfolgsberichten. Verlangen Sie kostenlos Broschüre Nr. **Friedr. Hastreiter** Gauting bei München

Eisbär-Felle sind nicht besser, aber teurer als meine Reklamekarte Marke „Eisbär". Preis ab RM 7.–. Bildkatalog a üb. Teppich-, Deck- u. Pelzsack. frei. **W. Heino**, Lützenhöhen 27 d. Solingen.

Hoh. Nebenerwerb Ich kaufe d. Ernte. Wer Keller, Schuppen, Stall, Kisten, Garten, usw. hat und Champignon zieht, will, vr lange Auskunft. **H. Benecke, Hamburg** Heitmannstraße 12

Graue Haare verschwinden d. einfachen Mittel. Auskunft durch Frau A. Müller, München G 22, Alpenrosenstr. 2

Stottern Wirklich Hilfe. Prosp. u. achtinstitut Haeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 27

Kaffee direkt aus der Bremer Rösterei 2 Pfd. (—lieg.) franko Nachn. Rtm. 4.40 **Rösterei Graack** Bremen 50c Postfach 441

Kleider Mattenseiden-Kleider-Anzüge, Kleider und Mäntel. Großstadtmuß. Angebot u. Preisliste. — Alter, Körpergröße (Scheitel, b. Halbjährl., Knabe od. Mädch. u. Berüf angeb. Marine-Offizierstuche, Yachtflubjergen, farb. Kammgarne f. Anzüge, Damenmäntel, Kostüme, Kleider 3–4 monatl. Ratenzahlungen. Marine-Versandhaus Brenk, Preller, Kiel 84

Federbett m. Kissen 20 RM frei Nachn. Preisliste grat **Bettenversand Hoffmann Würzburg 39**

Muster frei. **Teppiche, Matratz.** Gardinen, Läufer **Polstermöbel** Zahlungserleichterung Teppich Frick, Essen 28

Katholi. Ehe dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jahrl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. **Neuland-Bund R Herne W 153**

Gute Musik Schallplatten Nadeln **HANDHARMONIKAS** Katalog fr. direkt v. **Musik-Spezialfirma HEROLD & CO. Klingenthal Sa. Nr. 15** Für andere Instrumente Sonderliste anfordern

EISU Stahl-Matr. **Betten** Schränken, Kinderbetten, Stahlröhr- u. Auflegematr. aus ein. Anstalt, Katal. frei. Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 1534

2000 Mark verloren!

Paul P. aus N. ist Schwerkriegsbeschädigter. Sein Leiden ist so arg, daß er seinen Anstellungsschein für den Unterbeamtendienst nie ausnützen konnte. Der Schein blieb wohlverwahrt im Kasten, und P. lebte recht und schlecht von seiner Rente und von kleinen Aushilfsarbeiten. Eines Tages begegnete er seinem alten Kriegskameraden Franz. Das gab eine Begrüßung und eine Fragerei. Als Paul gerade erzählte, warum er nicht Beamter geworden war, schlug ihm Franz auf die Schulter: „Da hast du wieder einmal den Rahm abgeschöpft. Mit den 2000 Mark Abfindung hast du dir sicher einen Laden aufgemacht." Paul erklärte, er wisse nichts von einer Abfindung, da wurde Franz ärgerlich: „Mensch, liest du denn keine Zeitung? Schwerkriegsbeschädigte, die infolge ihres Leidens keine Stelle einnehmen konnten, sind doch statt dessen mit 2000 Mark abgefunden worden!" Paul lief sofort alle in Frage kommenden Ämter ab. Aber vergeblich, denn der Termin war längst verstrichen . . .

Es wäre fix und fein, wenn man keine Zeitung liest!

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung

Wer Anzeigen liest, ist über das Fortschritt unterrichtet

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!

Sehr billig und doch Qualität! **Moderne Taschen- u. Armbanduhren** mit Garantieschein. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrentaschenuhr m. Kette, vernickelt, 36stündl. Aufwerk, vernick. M 1.50
Nr. 4 Versilberter Ovalring, vergoldeter Rand . . M 2.–
Nr. 5. **Besseres Werk**, fl. Form . M 2.50
Nr. 6. Sprung-Chr. 3Deck, vergold. M 4.–
Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk M. 7.–
Nr. 8. Armbanduhr m. Lederriemen M 2.50
Nr. 85. Dto., kl. Form, besser. Werk M 4.–
Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. M 6.–
Für Damen, m. Rieband . M 5.–
Dto., f. Herren, m. Lederband M 6.–
Nickeleinfa M. — 25. Doppelboden, vergoldet, M. -70. Kapsel M. -25. Wecker, gutes Messingwerk, M. 1.85
Nr. 642 **Tischuhr**, modernes Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.–. Versand gegen Nachn. **Katalog gratis** Jahresumsatz ca. 20 000 Stück
Fritz Heinecke, Braunschweig Lessingplatz

Ein Geschenk, das Freude macht!

Graue Haare verschwinden durch einfaches Mittel. Auskunft durch Frau A. Müller, München G 22, Alpenrosenstr. 2

Stottern Wirklich Hilfe. Prosp. u. achtinstitut Haeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 27

Kaffee direkt aus der Bremer Rösterei 2 Pfd. (—lieg.) franko Nachn. Rtm. 4.40 **Rösterei Graack** Bremen 50c Postfach 441

Wer Anzeigen liest, ist über das Fortschritt unterrichtet

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!

Expeditionsgebäude

Nr.		Mk. Pf.
10	**Schweres Stuhltuch** auch Haustuch genannt, dauerhaft u. reißfest, für strapazierfähige Bettücher usw. verwendbar. Breite 150 cm, per Meter	1.19
11	**Kräftiges Baumwolltuch** ungebleicht, geeignet für reißstrapazierfähige Wäschestücke Breite 140 cm, per Meter	-.85
12	**Schlafdecken** tamelhaarfarbig, feste haltbare, warme Sorte, mit hübscher Bordüre, daher vielseitig verwendbare Gebrauchsdecke dieser Art. Größe 130×190 cm, per Stück	2.70
13	**Handtücher** mit rohweißem Grund u. waschechter Streifenbordüre, haltbare Gebrauchsware dieser Art. Die Kanten dieses Tuches sind nicht ganz regulär eingewebt. Breite 40 cm, per Meter	-.25

Hier handelt es sich um ein Handtuch, welches in dieser einfacheren Art gut zu gebrauchen ist.

Versand erfolgt per Nachnahme. Bei Bestellungen über Mk. 30.– portofreie Lieferung.

Garantie: Was trotz der Preiswürdigkeit nicht entsprechen sollte, wird anstandslos zurückgenommen und der volle ausgelegte Betrag zurückvergütet.

JOSEF WITT GMBH WEIDEN-160 (OPF.)

5000 Arbeiter und Angestellte sind in meinen sämtlichen Betrieben beschäftigt.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": II. Vj. 36: 33 787. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Elbtalgebiet (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

7. Jahrgang, Nr. 41 Sonntag, 11. Oktober 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7 Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Herbstarbeit". Holzschnitt von Willi Döhler

Bavaria-Verlag, München. Klischee: Eigene Anfertigung

Kleiner Blick ins Leben

Mein Fenster geht auf einen stillen, mit Linden bestandenen Hof hinaus, der rundum von hohen Mauern umgeben ist. Wenn ich schreibe „still", so meine ich damit, daß weder Lautsprecher noch Grammophone die Ruhe unterbrechen — nur Vogelstimmen. Denn die Mauern ist nämlich über und über mit wildem Wein besponnen, und zwischen den Ranken und Blättern haben Hunderte und aber Hunderte von Vögeln ihre Schlupfwinkel: Drosseln, Grünfinken — und in der Dachrinne Spatzen. Aber auch mit den Vogelstimmen ist es schon stiller geworden; denn viele Sänger sind wieder fort zu den wärmeren Ländern. Aber die noch da sind, haben sich jetzt um so häufiger.

Ich habe nämlich vor dem Fenster ein Brett angebracht, auf dem ich täglich — auch im Sommer und Herbst — einige Male Futter streue. Die Drosseln kommen nicht, wohl aber die Grünlinge und Spatzen. Die sitzen während ich noch streue — bereits auf den Linden der benachbarten Bäume und machen ihre Hälse. Sie stehen sozusagen an. Und wenn ich habe ich das Fenster geschlossen, kommen sie angeschwirrt. Es wird dann draußen auf dem Brett außerordentlich lebendig. Zippel. mein zahmer Wellensittich, der mir häufig auf der Schulter sitzt, findet es hübsch, und ich finde es auch hübsch.

Mitunter aber mache ich auch unerfreuliche Beobachtungen. Neid ist ein häßlicher Charakterzug, der nicht nur manchen Menschen eigen ist. Unter Vögeln scheint er besonders verbreitet zu sein. Viele legen sich mit ihrem ganzen Körper über das Futter, machen sich so dick wie möglich und beißen alles weg, was in ihre Nähe kommt. Mit einer bemerkenswerten Wut! Und das tun sie nicht etwa, weil nicht genügend Futter da ist, sondern ganz offenbar, weil sie es nicht gerne sehen, daß andere auch fressen.

Tagtäglich erschien ein Grünfink, der sich in dieser Hinsicht vor allen anderen auszeichnete. Ich erkannte ihn an einem völlig unvorschriftsmäßigen Fleck am Hals. Er übertrieb die Sache. Kaum war er auf dem Brett gelandet, fuhr er mit aufgerissenem Schnabel und gesträubten Flügeln wie ein Teufel hin und her und stürzte sich auf jeden, der da saß und fraß. Er ruhte nicht eher, bis er alle meine anderen Gäste vertrieben hatte und auf dem Brett allein war. Dann hockte er sich — sichtlich tief befriedigt — hin und schlang in sich hinein, daß ihm die Augen aus dem Kopf quollen. Ein verabscheuungswürdiges Bild der Gier und Selbstsucht.

Oft schon war ich in Versuchung, in solchen Augenblicken an die Scheibe zu klopfen und ihn zu verjagen. Als rächende Nemesis gewissermaßen. Aber immer hielt mich der Gedanke zurück, ob mir wohl das Recht zustehe, „höhere Gewalt" zu spielen. Eigentlich, finde ich, steht es mir nicht zu. Wer ich bin, daß ich schicksalhaft den Finger erheben und „Du, Du!" sagen dürfte?

Ich habe es nie getan. Es hat mich manchmal schwer gewurmt. Seit gestern doch bin ich getröstet.

Gestern trieb er es ärger denn je, der fette Grünling. Er fuhrwerkte auf dem Brett umher, daß die Federn stoben, und trieb alle anderen mit wuchtigen Schnabelhieben fort. Dann setzte er sich triumphierend hin und begann, in sich hinein zu stopfen. Mir zuckte es in allen Fingern.

Da flatterte ein junger Spatz heran, ein flaumiger Federball mit einem gelben Streifchen um den Schnabel. Er ließ sich auf dem einen Ende des Brettes nieder und pickte nach einem Korn. Sofort fuhr der Grünling wütend auf ihn los. Der kleine Spatz flatterte erschrocken in die Höhe und versuchte es am anderen Ende. Dies hatte den zweiten Angriff zur Folge. Mit hängenden Flügeln raste der Grünling das Brett entlang und vertrieb ihn wiederum. Aber das Spätzchen wollte noch immer nicht verstehen. Mit Gottvertrauen und der Zuversicht, die die Jugend auszeichnet, versuchte es zum dritten Mal sein Glück. Jetzt glich der Grünling einer lebenden Kampfmaschine. Sein Anfturm erfolgte mit solcher Wildheit, daß der kleine Spatz einen heillosen Schreck bekam und voller Entsetzen in den nächsten Baum flüchtete.

Da saß er nun und durfte darüber nachdenken, wie schwierig und nahezu unbegreiflich das Leben mitunter ist. Der Grünling wandte sich indessen wieder seinem Futter zu.

In diesem Augenblick erschien ein anderer Spatz auf dem Brett. Kein junger — sondern einer von den älteren Jahrgängen. Ein Prachtexemplar mit rostrotem Schopf und tiefschwarzem Brustlatz. Ein Urbild der Standfestigkeit und Kraft. Er neigte den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite und betrachtete verzückt einen Sonnenblumenkern, der dicht vor seinem Schnabel lag. Der Grünfink ahnte nichts von seiner Gegenwart. Er fraß und drehte ihm den Rücken zu.

Erst das Geräusch, daß das Verspeisen des Sonnenblumenkerns mit sich brachte, machte den Grünling aufmerksam. Bestimmt war er der Meinung, das Spatzenbaby sei zurückgekehrt — dieses vorwitzige Ding, daß er schon dreimal verjagt hatte. Er [illegible]

riß giftig den Schnabel auf und stürzte blindwütig vorwärts . . . .

Es war ein Irrtum. Aber das erkannte er zu spät.

Der Spatz erwartete ihn, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern. Er wurde nur, wie durch ein Zaubermittel, fast doppelt so breit wie vorher. Dann hackte er zu — ein einziges Mal, nicht öfter! Ruhig, fest und kraftvoll, so wie ein Meisterboxer einen lang geübten Schlag anbringt. Und taumelnd, mit den Flügeln schlagend und sichtlich stark beeindruckt, verschwand der Grünling von dem Brett.

„Piep!" sagte der dicke Spatz draußen und plusterte sich noch einmal mächtig auf. Dann — nun ja — dann gab er auf Spatzenart seiner Verachtung Ausdruck und fraß geruhsam weiter.

Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit!

P. M.

Undank ist der Welt Lohn

Eine Anekdote von Barthold Blunck

Gottfried Freiherr von Spiegel, ein Diplomat in Diensten des jungen Herzogs Karl Eugen von Württemberg, hat in seinen hinterlassenen Papieren eine ebenso seltsame wie komische Begebenheit mit bemerkenswerter Offenheit und ohne Schonung seiner Person, die keine beidenhafte Rolle dabei spielt, aufgezeichnet. Die Geschichte soll hier wiedergegeben werden:

Zu Beginn des Jahres 17... hatte ich einen geheimen Auftrag nach Wien, zu welchem das Vertrauen meines Fürsten mich bestellt hatte. Ich reiste ohne Eile, zumal die kalte Jahreszeit es durchaus angeraten sein ließ, unbequeme Herbergen zu vermeiden. Von jener Reise ist mir ein merkwürdiges Erlebnis in Erinnerung, das mir in einer kleinen Stadt nördlich der Donau begegnete. Das Gasthaus in dem ich übernachten wollte, war ein großer, weitläufiger Bau; es lag unmittelbar an der Heerstraße. Als ich gefälligen Wirt meine Wünsche mitgeteilt hatte, empfahl er mir ein schönes Zimmer im ersten Stock, welches das einzige sei, das noch frei wäre. Da ich aus guten Gründen unerkannt zu reisen wünschte, ließ ich meinen Bedienten in einem Seitenbau wohnen, das Gepäck auch dort unterbringen und gebot ihm, sorgfältig acht darauf zu haben. Der Wirt führte mich auf mein Zimmer, das mir wohl gefiel und für das ich den Preis im voraus entrichtete, um mir eine zuvorkommende Bedienung zu verpflichten. Nachdem ich nun in meinem geräumigen Zimmer die notwendigsten Gegenstände untergebracht hatte, ging ich in den allgemeinen Raum zu ebener Erde, wo ein lustiges Feuer einladend prasselte, das mich und die wenigen anderen Gäste, die zu später Stunde noch heruntergekommen waren, für den kalten Tag angenehm entschädigen sollte. Ich wählte einen Tisch in der Ecke des Raumes, nicht zu weit vom Kamin entfernt, und trug dem Wirt auf, mir einen recht heißen Glühwein zu bereiten, den er mir auch bald selber herbeibrachte.

Wie ich, zufrieden so gut untergebracht zu sein, mit Genugtuung von dem vorzüglichen warmen Getränk probte, kam ein Mann zur Tür herein, der sich mit lustigen Neuglein im Kreise umsah und schließlich unter tiefen Verbeugungen sich mir nahte und, obwohl noch einige andere Tische nicht besetzt waren, um die Erlaubnis bat, bei mir Platz nehmen zu dürfen. Die Reise hatte mich ermattet, aber unter dem Einfluß des Getränkes war meine Laune besser geworden; so gewährte ich denn dem sonderbaren Kauz die Bitte, und unter Dankesworten setzte er sich mir gegenüber. Er mochte mich für seine Freiheit entschädigen wollen, denn sogleich begann er in munterem, aber respektierlichem Tone von den Begebenheiten in N. der nächsten größeren Stadt, zu erzählen, wo er wohlbestallter Schreiber des Rats zu sein vorgab. Seine Sprache war gebildet, auch seine Art zu plaudern war kurzweilig genug, um mir ein paar müßige Stunden zu vertreiben. Als bemerkenswert muß ich die ungewöhnlich dürre Gestalt des Mannes erwähnen, die förmlich unter einer gewaltigen Perücke einherzuwandeln schien. Anders konnte wohl ein Federfuchser nicht aussehen: er war unter Mittelmaß, trug einen zierlichen Stoßdegen an der Seite und hatte gepflegte weiße Hände, die aus dem feinberen, schwarzen Gewande wie Spinnentinger herausstrebten. Auffallend aber wirkte seine lange spitze hellrote Nase, die wie eine Leuchte aus dem pergamentfarbenen Gesicht hervorstieß. Er schien über mein Logis unterrichtet zu sein, lobte nebenher das Zimmer, welches bei weitem das schönste des Gasthauses sei, zögerte aber dann weiterzusprechen, als sei ihm etwas Bedenkliches eingefallen.

Befremdet über das unvermutete Schweigen des vorher so Gesprächigen, sagte ich anfangs nichts, da er aber hartnäckig verstummt schien, forderte ich ihn auf zu reden und mir den Grund seiner plötzlichen Anwandlung zu nennen. Er bedachte sich einen Augenblick, sah sich im Zimmer forschend um, neigte sich zu mir und flüsterte bedeutsam: „Gnädiger Herr, verzeihet mir, wenn ich Euch nicht sogleich Rede stand, aber ich kenne den Wirt, da mich von amtswegen häufig Geschäfte in diese Gegend führen. Nun möchte ich dem Ruf seines Hauses keinen Abtrag tun; erlaubt mir daher von anderem zu sprechen." Die geheimnisvolle Weise seiner Rede machte mich natürlich begierig, weiteres zu erfahren. Ich drang daher in ihn, mir mehr von dem zu sagen, was er eben so gefährlich angedeutet habe, und versprach ihm auf mein Wort, dem Wirt und den Gästen gegenüber zu schweigen.

Indem trat gerade der Wirt ein. Ich forderte neues Getränk für mich und den Schreiber, der nach etwas Zögern mit unterwürfigem Dank annahm. Kaum hatte ein Bedienstefter den heißen Punsch auf den Tisch gestellt und die Tür wieder hinter sich geschlossen, als mein Bekannter die Hände nachdenklich gegeneinander legte und sehr ernst begann: „Ihr möget mich schelten, daß ich Euch von Begebenheiten erzähle, die recht unzart und durchaus nicht erfreulich klingen; da Ihr, gnädiger Herr, mich indessen aufgefordert, der Wahrheit gemäß zu berichten, will ich es tun. Ich sagte schon, daß ich oft hierher komme, die Leute wohl kenne und von ihren Schicksalen weiß. Habt Ihr nicht bemerkt, daß dem Wirt, einen so guten Ruf er genießt, die Sorge aus dem Gesicht schaut? Das ist nicht verwunderlich und hat seinen guten Grund. Ist doch im Verlaufe des letzten Jahres sein einst so hocherühmtes Haus von schlimmen Ereignissen heimgesucht worden. Just in jenem Zimmer, das Ihr bewohnt und das Euch so wohl gefällt, sind in kurzer Folge gar fürchterliche Dinge vorgekommen. Ihr habt sicher gehört — obwohl man nicht gern davon wissen will, um die böse Sache bald vergessen zu machen — daß der alte Reichsgraf von Staufferen vor zwei Monden dort auf entsetzliche Weise ermordet wurde. Niemand weiß recht, wie es geschehen ist; denn als die Tür erbrochen war, fand man in dem gänzlich verschlossenen Raume den Grafen mit durchschnittener Kehle auf; neben ihm lag ein blutgetränktes Dandbuch; ein Scheermesser, das zum Morde gedient hatte, war hinter einem hohen Wandbord verborgen, das ohne Leiter nicht zu erreichen war. Somit war also ausgeschlossen, daß er etwa Hand an sich gelegt hätte. Von dem Mörder war keine Spur zu entdecken. In diesem Zusammenhange nun muß als seltsam vermerkt werden, daß in eben dem Zimmer ein Vertrauter aus dem kaiserlichen Hofkabinett der in Wien jedermann bekannte Herr von Czadwich genau zwei Monde vorher das gleiche Schicksal erlitten hat. Man mag hier von einem Zufall sprechen, aber ich weiß mehr . . ."

In diesem Augenblick unterbrach sich der Erzähler, da der Wirt zu einem der Gäste gerufen wurde. Ich betrachtete dabei die Miene des eben Eingetretenen und mußte meinem Tischgenossen Recht geben: das Gesicht des höflichen Mannes sah müde aus, als wohne hinter der freundlichen Stirne ein geheimer Gram. Es ging gegen Mitternacht; ich leerte mein Glas und dankte dem anderen für seine Unterhaltung, versprach ihm aber gleichzeitig etwas spöttisch, unter allen Umständen gerade in dem Zimmer zu schlafen, das nach seiner Erzählung so schlimme Geheimnisse barg. Übergläubisch sei ich nicht, fügte ich hinzu, und an Mut werde es mir nicht fehlen, wenn etwa das Gespenst die Spitze meines Degens fühlen wolle.

Der Schreiber erhob sich achselzuckend und sah mich ernst an; und in diesem Augenblick glaubte ich ehrliche Sorge in seinen Augen zu lesen, die in so lächerlichem Gegensatz zu seiner lustigen Nase standen. Er wollte sprechen, wie mir schien, um mich noch einmal zu warnen, schüttelte dann aber nur kummervoll den Kopf, drückte mir wie zu langem Abschied die Hände und flüsterte: Nun, so schütze Euch Gott, gnädiger Herr!" Sein Wunsch stand ungeleert auf dem Tische; wie er sich wieder setzen wollte, wendete er sich mir noch einmal zu und rief mir leise und eindringlich, alles, was ich an Warnungen bei mir trüge, ja dem Wirt anzuvertrauen. Ich beruhigte ihn lächelnd und versetzte, daß wohl keine Gefahr sei, da ich unter ehrlichen Leuten wohne; worauf er sich unter einer tiefen Verbeugung stumm wieder an den Tisch zu seinem Getränk setzte.

Als ich in mein Schlafgemach getreten war und der Hausknecht die flackernde Kerze auf ein Gesims gestellt hatte, konnte ich, entgegen meinem Vorsatze, mit einem Male nicht den Entschluß fassen, mich zu entkleiden. Ruhelos wanderte ich im Zimmer umher. Waren die Anstrengungen des letzten Reisetages oder gar der Genuß des Punsches, von dem ich sonst mäßiger zu nehmen pflegte, schuld daran, daß gräßliche Bilder vor meiner aufgestörten Phantasie erstanden? In diesem Zustande war gewiß an Schlaf nicht zu denken. Aber zugleich wollte ich der Schreiberseele nicht den Triumph gönnen, daß einzig er mich aus dem Hause hinausgeängstigt habe. Das Licht warf ungewisse Schatten gegen die Wände; das Feuer im Kamin war erloschen und ein kalter Hauch strömte von ungefähr durch das Zimmer, trotz der fest verschlossenen Fenster. So war mein Entschluß, unter keinen Umständen in diesem verwünschten Zimmer über Nacht zu bleiben, bald gefaßt.

Draußen war es abscheulich kalt, aber ich fühlte mich in der frischen klaren Kühle doch gemütter und zuversichtlicher als in dem unheimlichen Schlafraum. Im Gastzimmer war noch Licht. Als letzter saß dort, anscheinend in tiefes Sinnen versunken, mein Bekannter, der so grausige Geschichten zu erzählen wußte. Aergerlich wendete ich mich zum Gehen.

Es gelang mir in einem kleinen, recht unsauberen Gasthaus Unterkunft zu finden, wo ich aber nicht eine Stunde ruhigen Schlafes hatte. In schlechtester Laune ging ich am Morgen in den großen Gasthof zurück und begab mich in das verwünschte Zimmer, um wenigstens noch für einige Stunden den versäumten Schlaf nachzuholen.

Helles Licht fiel in den Raum. Doch wie ich mich dem Bett näherte, glaubte ich meinen Sinnen nicht zu trauen: es war benutzt? So hatte also doch ein Gast, der mich vergeblich erwartet hatte, darin seine Rast gehabt . . .

Plötzlich aber überkam mich eine gräßliche Ahnung. Wütend ließ ich den Hausknecht rufen, dem ich in der Nacht von meinem Weg-

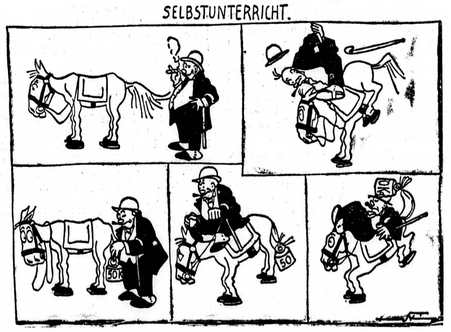
Vier Zwergschnauzer
Auf der Hundeausstellung am Kaiserdamm zu Berlin erregten diese vier Zwergschnauzer besondere Bewunderung. (Pressephoto, K.)

gange gesagt hatte. Er kam unverzüglich herbei und berichtete mir auf meine Frage, daß mein Bekannter, mit dem ich am Tische gesessen hatte, gekommen sei und das Zimmer für sich verlangte, welches ihm, wie jener versichert habe, von mir eingeräumt worden sei. Und er hätte es um so lieber gegeben, da man dem Herrn vorher das Nachtquartier habe versagen müssen, weil alle Zimmer belegt waren. Ob man jenen Menschen kenne, fragte ich. Nein er habe ihn nie zuvor gesehen, antwortete der Hausknecht, doch wolle er gerne den Wirt fragen . . . Ich hielt ihn zurück und forschte, wo der Gast sei. Der wäre wohl im Abreiten begriffen, meinte der Bediente.

In großem Zorn, aber äußerlich ganz beherrscht, ließ ich mir von meinem Diener sogleich den Degen einhängen und ging auf den Hof hinab. Ich kam rechtzeitig genug, meinen unbankbaren Freund noch anzutreffen. Er war aufgesessen; ich erkannte ihn an seiner rotseten spitzigen Nase, die mich gestern insgeheim so belustigt hatte und die nun aus der vermummten Gestalt wortwitzig herausfuhr. Der andere erblickte mich und verbeugte sich höhnisch im Sattel, trieb seinen Rappen an und rief mit spöttischer Stimme: „Habe vortrefflich geruht. Wünsche auch Euch wohl geruht zu haben, gnädiger Herr!"

Damit ritt er ohne Hast davon und ließ meiner Verblüffung Zeit, ihm nachzusehen, bis er um eine Biegung des Weges verschwand. —

SELBSTUNTERRICHT.



Dies nebenbei

Manchmal kommen noch richtige abenteuerliche Goldgräbergeschichten aus Amerika, wie eben diese, die einen beinahe glauben läßt, es gäbe noch die alten schönen Zeiten von Klondyke: Da erhielt jüngst George Holmes, ein bis dato armer Teufel, für seine Goldmine, die er paradoxerweise „Silberkönigin" getauft hatte, den hübschen, runden Betrag von 7½ Millionen Mark. Der tatendurstige junge Mann hatte seinerzeit für „ein Butterbrot" ein Stückchen Land in Mojave, einem Flecken in der Nähe von Los Angeles gekauft. Bald darauf fand man in der Umgebung des Nestes Gold, und eine Menge wilder Kerle aus allen Teilen der USA fühlten sich magisch von Mojave und seinem Gold angezogen. Holmes gehörte nun zu den Auserlesenen, auf dessen Gelände eine wirklich umfangreiche Goldader lag. Er war so klug, das spendable Angebot einer großen Gesellschaft, die ihm den ebenerwähnten Preis bot, anzunehmen. Er kriegte das ganze Geld in guten Schecks auf den Tisch des Hauses gezahlt, — die erste, was er mit seiner Frau damit machte, war eine Weltreise. Jetzt sind sie unterwegs, hoffentlich bringen sie noch ein bißchen Kleingeld mit heim.

*

Am 16. Oktober blickt die Münchener Pinakothek, die berühmte Sammlung alter Meister auf das 100jährige Bestehen ihres Hauses zurück. Der große Kunstfreund König Ludwig I. hat es für den unter seiner Förderung auf etwa 7000 Gemälde angewachsenen Bilderschatz errichtet. Wie dieses Reichtum in etwa 250 Jahren zusammengeströmt ist, erzählt im Oktoberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften Eugen Kalkschmidt in einem Beitrag, der eine lange Reihe der berühmtesten Gemälde der Pinakothek in farbiger Wiedergabe zeigt. Er berichtet auch über die Entstehung des Baues, der damals zum Spott der Münchener unreichbar weit draußen lag. Ursprünglich sollte er 800 000 Gulden kosten, was den leitenden Vertretern der Stände unerhört vorkam. Als dann gar der Baumeister Klenze wohlweislich nach der Grundsteinlegung, als 1½ Millionen Gulden forderte, streikten die Volksvertreter, und der König mußte zunächst eine halbe Million vorstrecken, damit der Bau vorwärts gehen konnte. Im Außenbau war 1830 vollendet. Der innere Ausbau der Säle und Kabinette dauerte länger, weil der König sich hier kaum genug tun konnte „Großartig, schön, prachtvoll sollen die Säle werden, welche die herrlichen Gemäldesammlung auf Erden einst enthalten schrieb Ludwig. Damasttapeten aus Lyon wurden trotz lebhaften Widerspruch der Kammern und Künstlerschaft verwendet, sie kosteten 35 000 Gulden. Die Loggien der Südseite erhielten über der Balustrade Standbilder von Künstlern nach Schwanthalers Modellen. Nach dem Vorbild von Raphaels Loggien im Vatikan sollte Peter Cornelius hier den „Gang der Kunstgeschichte" in Wandbildern darstellen. Die Ausführung seiner kleinen Vorzeichnungen erforderte von 1830 bis 1840 über 150 000 Gulden.

*

Es muß wohl gefährlich sein, einen Papagei fremden Menschen zu überlassen. Vor einem Londoner Gericht hatte jetzt ein origineller Prozeß anhängig: ein reicher Teppichhändler hat dort seinen Freund verklagt, dem er während der Zeit seines Urlaubs seinen Papagei in Pflege gegeben hatte, — denn in diesen sechs Wochen hatte der Freund sich den Schabernack geleistet, dem gelehrigen Papagei allerlei Worte beizubringen, die selbst wohlgesittete Londoner Dockarbeiter zum Erröten bringen können. Nun ist das Malheur das, daß dieser Teppichhändler den schönen Papagei in sein feudalen Teppichhandlung am Piccadilly als Staats- und Prunkstück im Fenster hängen hat. Als er vom Urlaub heimkam, setzte der geliebten Papagei auf seinen alten Platz am Fenster. Wie erschrak er aber, als die ersten Kunden kamen und sein Papagei waren gerade Damen der allerbesten London Gesellschaft, sie mit durchaus salonfähigen Grüßen empfing. Der Inhaber entsetzt, die Damen ebenso, — der Mann wurde aber noch betrübter, als es herausstellte, daß der Papagei diese Frechheiten nicht ablernte und hinterher auch fuhr, daß sein Freund ihm sie beigebracht hatte. Er machte kurzen Prozeß: Er klagte den lieben Freund, gab den Papagei eine Papageienschule, wo ihn der Meister den Gebrauch der unstatthaften Worte abgewöhnen soll . . . und den Schaden, die Kosten, die er dadurch hat, soll nun der Freund bezahlen. Demgemäß hat das Gericht auch bereits entschieden.

*

Seitdem bekannt geworden ist, durch welche Straßen sich im Mai nächsten Jahres der Krönungszug des neuen britischen Königs bewegen wird, sind die Fensterplätze an den betreffenden Straßen bereits ausverkauft. Mit den Tribünenbau wird ein schwunghafter und spekulativer Handel betrieben. Man hatte ursprünglich erwartet, daß die Preise für die Plätze sich verbilligen würden, weil die Strecke des Krönungszuges weit länger wird, als man angenommen hatte. Das ist aber nicht der Fall. Der billigste Preis, für den man heute noch eine Tribünenkarte erhalten kann, beträgt etwa 100 Mark, für die hintersten Tribünenreihen. Von der Londoner Stadtverwaltung werden die Preise als „vollkommen unmöglich" bezeichnet, zumal man annehmen muß, daß die Preise bis zum Krönungstag noch auf wenigstens 400 bis 600 Mark steigen werden. Amtswegen ist gegen die hohen Preise nichts zu machen.

Der deutsche Erntedanktag

Der Führer kommt

Jubelnd begrüßt, begibt sich der Führer zur Rednertribüne auf dem Bückeberg. (Pressephoto, K.)

Der Führer in Goslar

Nach dem Staatsakt auf dem Bückeberg begab sich der Führer zum feierlichen Abschluß des Erntedanktages nach Goslar, wo er die Ehrenabordnungen der Bauernschaften in der Kaiserpfalz begrüßte. (Heinrich Hoffmann, K.)

Fallschirmabsprünge von MG.-Schützen, ⟹

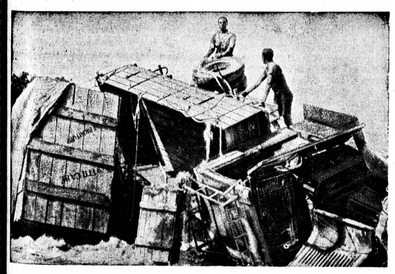
die auf dem Bückeberg zum erstenmal vorgeführt wurden. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

Gesetzlicher Schutz der geistigen Arbeit

Unter diesem Leitsatz standen die Ausführungen, die Reichsminister Dr. Goebbels auf dem zur Zeit in Berlin tagenden XI. Internationalen Autoren-Kongreß machte, der sich zu dem traditionellen Bankett im Hotel Kaiserhof eingefunden hatte. Namhafte Persönlichkeiten des kulturellen Schaffens der ganzen Welt nahmen daran teil. Vordere Reihe von links: Dr. Stoppani (Italien), der Vizepräsident der Reichsfilmkammer, Hans Weidemann, der Präsident der Reichsfilmkammer, Prof. Dr. Lehnich, der Präsident der Reichsschrifttumskammer, Staatsrat Johst, der italienische Propagandaminister Alfieri, Reichsminister Dr. Goebbels, Luigi Pirandello, Comm. Avv. Pirro (Italien), Comm. Avv. Pizzini (Italien). (Weltbild, K.)

Bürgerkriegsszenen in Paris

Anläßlich der großen kommunistischen Kundgebung im Pariser Prinzenpark kam es zu Gegenkundgebungen der ehemaligen Feuerkreuzler, so daß schwere Zusammenstöße trotz der 20 000 eingesetzten Polizeibeamten nicht vermieden werden konnten. Sie gingen mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen die ehemaligen Feuerkreuzler vor. (Scherl Bilderdienst, K.)



Unruhiges Palästina

Auf der Straße von Haifa nach Nazareth brachten arabische Aufständische diesen Autolastzug durch eine Zeitbombe zu Fall. (Weltbild, K.)

10 Jahre Zwangsarbeit

So lautet das Urteil der Sowjetgerichte über Menschen, die es wagten, gegen die Gesetze dieses Blutregimes zu verstoßen. Mit zynischem Grinsen beaufsichtigen die Juden Berman und Firin die zur Zwangsarbeit verurteilten Gois. (Mit Genehmigung des Nibelungen-Verlages.) (Weltbild, K.)

Neues aus Spanien

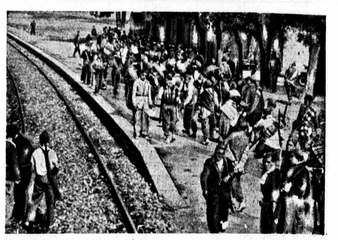


Bild links: **Die Helden vom Alkazar.** Die nach zweimonatigem Widerstande gegen die rote Uebermacht von den nationalen Truppen befreiten Streiter des Alkazar steigen von dem gänzlich zerstörten historischen Schloß Philipps II. hinab in die Straßen von Toledo. An der Spitze der Oberbefehlshaber der nationalen Truppen General Franco, mit dem Kommandanten der heldenmütigen Schar, Hauptmann Moscardo. (Weltbild, K.) — Bild Mitte: **Die Parade vor dem neuen Regierungschef.** Nachdem die Ernennung General Francos zum spanischen Regierungschef bekannt geworden war, fand in Burgos eine Parade der dort anwesenden Truppen vor dem General statt. Von links nach rechts: General Franco, General Cabanellas und General Mola (mit Brille). (Weltbild, K.) — Bild rechts: **Zurück mit der Eisenbahn.** Nicht schnell genug kann der Rückzug erfolgen. Nach einem mißglückten Versuch, den Vormarsch der Nationalisten vor Madrid aufzuhalten, wartet rote Miliz auf einen Zug, der sie nach Madrid zurückbringen soll. (Weltbild, K.)

Tante Veronika / VON ERNST WIECHERT

Der Albert-Langen/Georg-Müller-Verlag veröffentlicht unter dem für Ernst Wiechert so kennzeichnenden Titel: „Wälder und Menschen" seine Jugenderinnerungen, denen wir mit Erlaubnis des Verlags ein Kapitel entnehmen. Was Wiechert zum ganzen Buch sagt, trifft auch auf diesen Abschnitt zu: „Ich habe es beschworen. aus Lebenden und Toten, mit einem stillen und heitern Zauber . . ."

*

Und hier, bevor ich meine erste Kindheit in den Wäldern verlasse, um zu erzählen, wie die „Welt" mich empfing, will ich mit tiefer Dankbarkeit meiner Tante „Veronika" gedenken; denn von allen Menschen außerhalb unsers Hauses hat sie sichertich den größten Einfluß auf meine Entwicklung gehabt, nicht durch Vorbild oder Erziehung, sondern durch das unmittelbar Wirkende ihres geheimnisvollen Daseins, das mit Aberglauben, Spuk und Märchen bis zum Rande gefüllt war. Sie besaß nicht nur eine Zither, in deren Saiten für mich der Zauberklang des Jenseits rauschte, sie konnte nicht nur die Bibel nahezu auswendig, sondern sie hatte auch die Eigenschaft, am hellen Tag Gestalten zu sehen, die ein gewöhnliches menschliches Auge nicht sah.

Es kam vor, daß wir zusammen bei Neuschnee durch unsre Wälder gingen, und an einer Biegung des Weges konnte sie plötzlich stehen bleiben und mit gedämpfter, aber ganz ruhiger Stimme sagen: „Hast du gesehen? Da ging ein Mann über den Weg . . ." Nein, ich hatte nichts gesehen, aber ich konnte Spuren lesen wie ein alter Jäger, und wenn wir zu der Stelle hinkamen, die sie bezeichnete, war es keine besondere Kunst, zu sehen, daß keine menschliche oder tierische Fährte durch den ungetrübten, makellosen Schnee lief. „Sieh hin", sagte ich, „nichts ist hier gegangen." Aber sie lächelte nur, ein nachsichtiges Lächeln. „Meine Leute", sagte sie still, „gehen ohne Spuren über den Schnee . . ." Und wenn sie sich zur Seite wandte und, in die tief verschneiten Wälder hineinblickte, mußte ich glauben, daß sie etwas sah, so von Wahrheit erfüllt waren ihre hellen, glänzenden Augen.

Lange vor der Zeit der „Rückkehr zur Natur" sah sie Hosenstockenkleide, und wenn mein Vater rauchte, hob sie ihre Hand und sagte mahnend: „Der Teufel fährt aus deinem Mund!"

Vielleicht war sie nicht ganz der passende Umgang für ein träumerisches, dem Unwirklichen hingegebenes Kind, aber noch heute frage ich mich oft: wäre ich ein Dichter geworden ohne ihre Hand, die an jeder Stunde mich über die Schwelle führen konnte, hinter der die andre, die unsichtbare Welt hockte?

Immer, wenn die Fastnacht kommt und da ist und endet, liegt es aus dem Gewesenen empor, das Kinderland in den großen Wäldern. Zur Fastenzeit stehen sie auf, meine guten Toten, die mir Unsterblichen: Tante Veronika mit den blauen, ekstatischen Augen, bei der ich alljährlich zur Fastnacht saß . . ., der Kater Immergrün . . ., was war es doch, was auf ihren Knien . . ., was war es doch, was sie las, damals als ich ein Kind war? Und Haus. Der Schnee spann mich ein, und die Träume spannen mich ein, und nur bei den großen Wunderfesten stürzte das Licht einer fremden Welt sich in mich hinein. Dann bog Christkind kam über die Wälder vor unsre Fenster, und am Tag der heiligen drei Könige kamen fremde Kinder aus dem Morgenland mit einem roten Stern, und am Fastnachtsabend fuhren wir zur Tante Veronika in die kleine Stadt. Wir fuhren drei Meilen weit durch lautlose Wälder . . . Man hatte mich in Tücher gewickelt und unter die Pelzdecke gesetzt, und nur meine Augen waren draußen und sahen die dunkeln Fichten vorüberglelten, hinter denen der Abendhimmel wie eine Feuerwand brannte. Der Rücken des Kutschers war wie ein Gebirge über mir, und wenn ich sehr fragte, ob die Wölfe auf unsrer Spur seien, hob er nur wortlos die Peitsche, daß die Glocken lauter und tapferer klangen, die an den Zielen der Pferde hingen.

So fuhren sie mich ins Märchen, denn Tante Veronika war das Märchen. Meine Eltern setzten mich bei ihr ab und fuhren zum Maskenfest, dem einzigen Fest ihres Jahres. Tante Veronika aber schalte mich aus meinen Tüchern, setzte mich in ihren Sessel, schob die Brille auf ihre Nase und sah mich lange an. „Ein Dichter wirst du werden, Andreas", sagte sie dann jedesmal bekümmert. „Einen bunten Rock werde ich dir nähen, daß du anders bist als deine Brüder, und daß man dich erkennt, wenn sie dich nach Aegypten verkaufen . . ."

So geheimnisvoll fing es an, und so war alles andre. Tante Veronika schneiderte für wohlhabende Leute, und auf allen Tischen lagen die bunten Reste der Maskenherrlichkeit. Und auf der Kommode lag die Zither mit den schimmernden Saiten, und der Kater Immergrün, unbeweglich und fremd, saß auf der Ofenbank und träumte mit grünen Augen vor sich hin. Ich wurde gefüttert, als sei ich eben aus Aegypten heimgekehrt, im Ofen brannte das Buchenholzfeuer, hinter den Fenstern rauschte der Uebermut der Fastnacht, aber aus der Dämmerung der Ecken traten schon die Zaubergestalten, die Tante Veronika beschwor: Oberon und der Wolf aus den Wäldern, die Schöne mit den sieben Schleiern und der Nachtwächter, der die Haustreppe verzauberte. Und das Ferne wie das Nahe stand so dicht bei ihr, daß meine Seele erzitterte und in Grauen und Seligkeit versank. „Ist das alles wahr, Tante Veronika?" fragte ich atemlos. „Hast du das alles erlebt?" „Wahr?" erwiderte sie verblüfft. „Ist es nicht wahr, daß ich hier in meinem Sessel sitze? Siehst du, so sah vorgestern der Bürgermeister, den sie vor zwei Jahren begraben haben, an der Friedhofsmauer, als ich vorüberging. Es dämmerte schon, und der Schnee knirschte unter den Sohlen. Er sitzt und schreibt, graues Papier, sehr magere Hände. Sie müssen Handschuhe anziehen, Herr Bürgermeister', sagte ich laut. ‚Es sind siebzehn Grad Frost!' ‚Handschuhe?' sagte er. ‚Wirst noch ohne Handschuhe mit mir tanzen, Veronika.' Und dabei streckte er seine magere Hand nach mir aus. ‚Begehren Sie erst den Domino', sage ich, ‚den ich Ihnen vor drei Jahren gemacht habe! Sie sind wegfänger wurde, und von dem ich heimlich glaubte, daß er für den toten Bürgermeister bei siebzehn Grad Frost bestimmt sei. Selbst ihre StrickNadeln hatten etwas Geheimnisvolles, und plötzlich konnte sie eine von ihnen aus der grauen Wolle ziehen, sie hochhalten, den Kopf lauschend zur Seite wenden und leise, aber ohne Angst, sagen: „Hast du gehört? Der Mann in der Wand hat geklopft . . . er klopft immer um diese Zeit. Aber ich habe ein Kreuz in den Vorhang gestickt, und er kann nicht heraus . . . ich glaube, es ist Rebukadnezar . . ." Ich sah das Kreuz, eine halbe Spanne hoch, mit roter Wolle gestickt, und Tante Veronika erschien mir wie Gott, der Tote auferwecken und den Teufel bändigen kann.

„Ja, die Fastnacht . . .", sagte sie. „Da ist soviel unterwegs, siehst du, wovon sie heute nichts wissen. Deine Eltern, nun, die fahren sie nun drei Meilen im Schlitten und binden sich eine Maske vor und verkleiden sich als Jäger und Rokokopuppen und tanzen und reden viel und nicken sich wieder in ihre Pelzdecke und fahren nach Hause. Als ich jung war, vor vierzig Jahren, da gab es keinen Schlitten und keine Pelzdecke für uns. Meine Schwester und ich, wir mußten die Wirtschaft beschicken, die Kühe melken, die Ziegen tränken, bis zur Dämmerung. Und dann durften wir gehen. Die Kostüme kamen in einen Wäschekorb, Schuhe, Strümpfe, ein Taschentuch, und was wir brauchten. „Hast ihr auch die Trompete?" fragte mein Vater. Ja, die Trompete hatten wir. Und dann gingen wir los. Zwei Meilen, kleiner Andreas, und der Schnee trieb, daß keine Spur hinter uns blieb. Wir sangen zweistimmig, und nach jedem Lied wechselten wir die Seiten, damit die Hände uns nicht erfroren. Bei langen Liedern ließen wir eine Strophe aus. Nun ruhen alle Wälder . . . das war besonders schlimm. Ich glaube, es hat zwölf Strophen. Drei Stunden gingen wir, kleiner Andreas, und dann tanzten wir die ganze Nacht. Ich war Zigeunerin, und alle unsere Förster ließen sich von mir wahrsagen. Und zurück ging es wieder zu Fuß. Und bevor die Sonne aufgegangen war, mußte schon Feuer im Herd sein, und wir sangen noch, während wir die Kühe melken, nur nicht Nun ruhen alle Wälder . . .' Das paßte nicht für den Kultfall."

„Und die Trompete", fragte ich nach einer langen Weile. „Spielst du in der Kapelle, Tante Veronika?"

Sie ließ die Nadeln ruhen und sah mich an. „Eine Kapelle? Ach, Andreas, in manchen Dingen bist du schon so früh verdorben. Eine Kapelle, sagst er! Wir hatten Musik ohne Ende. Eine Geige, eine Klarinette und einen Kontrabaß. Mehr werden sie im Himmelssaal auch nicht haben . . . nein, die Trompete war für die Wölfe." „Für . . ." „Tante Veronika!" „Ja, für die Wölfe. Sie heulten damals in den Wäldern, denn die Winter waren streng, und wenn sie zu nahe kamen, setzten wir den Korb hin, und ich nahm die Trompete und blies. Da muß wohl schlimm gesungen haben, denn sie wagten sich nicht heran. Aber man mußte das Mundstück anwärmen, sonst bekam man die Lippen nicht wieder los . . . du glaubst es nicht? Komm her . . . siehst du es nun?" Und ich sieht sie in den Händen, ein explindetes, verbeultes Instrument, aber der Hauberbauch verschollener Zeiten drang klar aus dem dunkeln Metall in meine Hände, und ich glaubte, dunkle Flecke zu erkennen, das Blut von Wölfen vielleicht, oder den Rost von Tränen, die im Wintersturm auf das tröstende Erz gefallen sein mochten.

Und dann sagte Tante Veronika die Zither auf den Tisch, und ihre zarten und zerstochenen Finger spielten die Gavotte ihrer Jugendzeit, und aus den zitternden, leise flirrenden Tönen stieg die Welt der Wunder vor meinen Augen wieder auf. „Hamulaima . . ." flüsterten meine Lippen, und meine Hand sagte sich verstohlen auf das geflochtene Täschchen unter meinem Rock, in dem das Zauberwort sich verbarg. Und dann sang Tante Veronika mit ihrer dünnen, gleichfalls seidenen Stimme die Arie aus dem Oberon: „O Hüon, mein Gatte . . ." Und das Feuer erstarb im Ofen, und der Frost schrie im Eise auf dem See. Und wenn ich schon auf der Ofenbank lag und der Raum mit tausend Gestalten sich erfüllte, schlug Tante Veronika die schwere Bibel auf und suchte Salomo, das dritte Kapitel und las die feierlichen Verse, die ich nicht verstand: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde; Steine zerstreuen und Steine sammeln, herzen und ferne sein von Herzen . . ." Und eine süße Traurigkeit floß aus den alten Versen über mich hin und bedeckte mich und lag wie ein dunkles Wasser über meinen sinkenden Augen.

Jagd auf den Dachs (v. Roebel, M.)

Bis man mich wieder einhüllte in schwere Tücher und unter die Pelzdecke sagte, wo eine Steinkruke mit heißem Wasser stand. „Vergiß es nicht!" flüsterte Tante Veronika am Schlitten. „Wenn sie dich verkauft haben . . ., nach Aegypten . . ., Hamulaima . . ."

Gute alte Tante Veronika! Vierzig Jahre später nahm das „Feierabendheim" unsrer Kreisstadt dich für deine letzten Jahre auf, und immer zu Weihnachten schickte ich dir eine Kleinigkeit, daß du dich meiner erinnertest und ein paar Kerzen mehr auf deiner Tanne brennen konnten. Du hattest keine Schätze erworben, denn deine Finger konnten wohl die Zither, der Bibel umwenden und die Zither spielen, aber Rechnungen schreiben konnten sie nicht. Auch dort, unter den Mühen und Verbrauchten des Lebens, warst du immer noch ein strahlendes und unsterbliches Licht, der Weisheit und der Güte, und in keinem deiner Neujahrsbriefe vergaßest du, mich zu fragen, wie ich es nun mit dem Heiland hielte. In diesen Städten habe ich dir nie ausweichen können, aber niemals ist sie mir alt und abgebraucht gekommen, und immer sind mir die Tränen nahe gewesen, wenn ich die Wiederworte spracb und in der lautlosen Stille des Saales nicht meine, sondern deine Stimme vernahm.

So habe ich dir ein Stück Unsterblichkeit gewonnen, lange bevor diejenige dir zuteil wurde, auf die du gewartet und an die du so fromm geglaubt hast wie an das Evangelium.

Zahlen, die zu denken geben

Jemand, der es liebte, Zahlenspiele zu erdenken, hatte festgestellt, daß im Leben Napoleons des III. die Zahl 17 eine Rolle spielte. Sein voller Name Napoleon Bonaparte bestehe aus 17 Buchstaben, und diese 17 kehre als Quersumme aller für sein Leben bedeutsamer Jahreszahlen wieder. Geboren wurde er im Jahre 1808, Quersumme 17. Das Geburtsjahr seiner Gemahlin, der Kaiserin Eugenie, 1826, und 1853, das Jahr ihrer Verheiratung mit Napoleon, ergaben wiederum die Quersumme 17. Von 1853 bis 1870, dem Jahr des Niederganges seiner Herrschaft, seien 17 Jahre, und die Quersumme von 1871 sei ebenfalls 17. Als Napoleon starb, war sein Sohn Lulu 17 Jahre alt. Er fiel im Kampf mit Negern, von 17 Lanzenstichen durchbohrt.

Bismarck, dem man das einmal erzählte, war nicht abergläubisch und pflegte solche Zahlenspiele zu belächeln. Trotzdem behauptete er aber des öfteren, daß sein ganzes Leben durch die Zahl 3 beeinflußt werde.

„Ich habe 3 Herren gedient", sagte er, um diese Tatsache zu beweisen, „habe drei Vornamen und in meinem Familienwappen 3 Lindenblätter. Meine staatsmännische Tätigkeit stand im Zeichen von 3 Kriegen, und ich habe 3 Friedensverträge unterzeichnet. Während des deutsch-französischen Krieges ritt ich 3 Pferde, die eines nach dem anderen getötet wurden, nachdem ich dreimal aus dem Sattel geworfen wurde. Ich habe die Zusammenkunft der drei Kaiser vorbereitet und den Dreibund ins Leben gerufen. Ich habe 3 Kinder und der Wahlspruch meines Hauses lautet: „In trinitate robur" und wenn man den Witzblättern glauben will, habe ich auf meinem Kopf nur — 3 Haare."

Von Heinrich Lang

Der Brief mit den 200 Dollars

8

Katjas Bartisch war umlagert. Es galt für zahlreiche Lebeljünglinge der besseren Stände als schick, während der Nacht einmal bei Katia, dem „holy cross girl" vorzufahren und rasch einen Flip zu trinken. Wie eine Diva saß sie im Mittelpunkt ihrer lustigen Gäste, — ihre schönen Zähne blitzten verlockend und in hysterischer Abwehr zuweilen, wenn in ihrem Englisch rollte das gutturale R ihrer Muttersprache.

Da kam einer zur Tür herein, der geradewegs durch den Tumult der sich Amüsierenden hindurch auf die Bar zuschritt. Es war ein hagerer Mensch, der ein knitterbares Leinen trug. Er wirkte ziemlich rücksichtslos durch Katias Gästeschar, die vor ihr am Bartisch sich drängte, und griff plötzlich, dicht vor der schönen Russin angelangt, über die Bar hinweg nach Katias weißen Armen.

Sie fuhr auf. Ihre Augen weiteten sich in Ueberraschung. Dann lachte sie.

„Was ist, Mister Lewis?"

Aber ihr Lachen erstarb sogleich wieder, als sie Larry Lewis näher ins Gesicht sah. Der Mann war so bleich wie Kalk. — nur die häßliche Narbe auf seinen Wangen glühte.

„Wo sind Willard und Torrens?" zischte er, hastig nach links und rechts blickend. Und er sah sofort an der Russin Meinen, daß seine Frage umsonst war. Katja wußte so wenig wie er selbst, wo die beiden Männer steckten.

„Sie gingen ein Viertel vor drei am Nachmittag hier weg!" antwortete Katia endlich flüsternd. „Auf den Deutschen haben sie allerdings umsonst gewartet!"

„Der Deutsche kam nicht?" Larry Lewis' Gesicht verzerrte sich. Er fehlte beinahe. Dann aber wurde er still und saß eine Weile regelos auf seinem hohen Barstuhl.

Erst als Katja ihm ein Glas hinschob, sahen er wieder zu sich zu kommen. Er schrak auf, winkte dann, das Glas erblickend, mit der Hand ab, glitt von dem hohen Stuhl zur Erde und lief hastig aus dem lärmerfüllten Lokal hinaus.

Er brauchte draußen nicht weit zu laufen. Um die nächste Ecke stand mit abgeblendeten Lichtern ein Auto. Ein großer, dunkler Wagen, dessen Fenster von den herabgelassenen Vorhängen verhängt waren. Larry Lewis stieg ein in diesen Wagen. Der setzte sich alsbald in Bewegung und rollte langsam die Straße weiter.

„Es ist so!" keuchte Larry in das Wageninnere. „Die zwei sind hingegangen, wie es verabredet war. Der Deutsche hat gefehlt, es stimmt etwas nicht!"

„Es stimmt etwas nicht!" kam von hinten eine Stimme wie aus einem Grabe. Teddy, Edward und Dutton Mord waren im Wagen. Edward saß am Steuer. Der Wagen hielt wieder. Man schwieg, und jeder dachte nach.

„Zeit darf nicht mehr verloren werden!" sagte dann Lytton. „Haben die zwei Männer hier in Frisco Angehörige?"

„Torrens ist verheiratet!" meldete Larry Lewis.

„Gut! Weißt du die Adresse? Wir fahren auf der Stelle hin!

Edward Hombruck gab Gas. Larry dirigierte das Auto durch halb Frisco bis in eine Straße nahe dem China Bassin. Dort wohnte Fremitie Torrens in einem Hause, das an keinem Fenster mehr Licht zeigte. Man hielt. Larry stieg aus. Er machte Lärm, bis im Erdgeschoß jemand fluchend aus dem Fenster sah. „Die Frau Torrens? Bitter oben! Ich verbitte mir die Belästigung!" krakeelte eine Männerstimme.

„Sachte, alter Knabe!" spottete Larry. „Es ist wichtig!"

„Nicht für mich!" schalt der Gestörte und schlug das Fenster wieder zu.

Es dauerte zehn Minuten, bis man der Frau Torrens habhaft wurde. Sie trat in einem schmutzigen Frisiermantel in Erscheinung, der ehemals blau gewesen sein mochte. Ihr Mund war fast völlig zahnlos. Vermutlich hatte sie in der Eile vergessen, ihr Gebiß anzulegen.

Und als sie von den nächtlichen Besuchern gefragt wurde, wo ihr Mann sei, verfiel sie in eine Art Schreikampf. „Mein Mann? Was ist passiert? Sagt es mir gleich! Ich will es wissen! Wo ist mein Mann?

„So beruhigen Sie sich doch!" schalt Larry Lewis. „Sie alarmieren ja das ganze Viertel! Wir wollen ja nur wissen, ob er vielleicht zu Hause sei!"

Die Frau in dem blauen Mantel flatterte vor dem verhängten Auto auf und ab wie ein Gespenst. „O Gott! Ihr lügt! Ihr wißt mehr als ich! Ihr seid gekommen, mich vorzubereiten! Ihr habt ihn wohl gar schon da drinnen hinter euren Vorhängen?"

Die Stimme der Frau schrillte, daß man es straßenweit hörte. Sie warf sich zuletzt sogar gegen die Scheiben des Autos, versuchte, eine Tür aufzureißen und gebärdete sich wie eine Besessene.

„Zum Henker!" fluchte Lytton Er zwang aus dem Wagen und packte die Frau an den Handgelenken. Mit einem Gewimmer des Schmerzes verstummte diese alsbald unter dem starken Griff.

„Er ging um zwei Uhr fort!" sagte sie schließlich ruhiger. „Er wollte zu dem Chinesen, sein Geld holen."

Lytton und seine Kumpane wechselten einen Blick.

Dann sagte der „Hauptmann". „Mittreß Torrens, es gibt nur eines! Sie müssen die Polizei benachrichtigen! Ihr Mann wird vermißt. Ebenso der Kapitän Willard' Wir haben Gründe zu der Annahme daß ihnen etwas zugestoßen ist. Kommen Sie mit, wir fahren Sie zur Polizei!"

Die arme Frau des Steuermanns fand wie vom Donner gerührt. Ihr zahnloser Mund klaffte offen. Sie sah mit entgeisterten Augen auf Lytton Ward.

„Schnell!" drängte dieser.

Er faßte die Frau um den Leib und schob sie in den Wagen, ehe diese Zeit hatte, sich zu überlegen, was mit ihr geschah.

So kam es, daß auf einer der Polizeistationen von Fronkiskos mitten in der Nacht eine nur wenig bekleidete Frau vorstellig wurde, die unter Schreien und Geheul das Verschwinden ihres Mannes zur Anzeige brachte und sofortige Nachforschungen verlangte.

Die Policemen waren anfangs durchaus nicht geneigt, dem Ansinnen überhaupt zu entsprechen, denn es lag doch nahe, daß ein so alter Seebär, wie der Vermißte es war, einmal in irgendeiner Kneipe hängen geblieben sei und schon noch den Weg nach Hause finden würde.

Aber die rabiate Frau ließ sich nicht beruhigen. Sie tobte auf der Station herum, daß es den Beamten zuletzt angst und bange wurde. Nicht umsonst hatten Lytton Ward und seine Komplizen der Bedauernswerten das zweifelhafte Schicksal ihres Mannes in den düstersten Farben geschildert. Er verschmähte es durchaus nicht, der geriebene „Hauptmann", nötigenfalls sich — sonar der Polizei zu bedienen, wenn er etwas für seine Zwecke Wichtiges zu erreichen oder zu erfahren wünschte, — und in der Tat setzte die von ihm bis zur Raserei aufgeputschte Frau des Verschwundenen es durch, daß im Morgengrauen eine Polizeistreife auf Motorrädern ins Chinesenviertel sagte, das Haus Tieng Ki's umstellte und an der verschlossenen Tür Einlaß forderte.

Der Erfolg war merkwürdig.

Das ganze Haus schien völlig menschenleer.

Nichts regte sich. Niemand antwortete. Keine Katze war zu erblicken.

Der diensttuende Polizeisergeant wurde ärgerlich.

Er hatte ohnehin Weisung, die Nachforschungen so diskret als möglich durchzuführen. Nun stand man da, sechs Mann hoch vor einer verschlossenen Türe und erregte die Aufmerksamkeit der ganzen Straße.

Es blieb nichts übrig: Der Befehl zum zwangsweisen Oeffnen der Ladentüre mußte erteilt werden.

Man stand im Morgengrauen in dem muffigen Antiquitätenladen Tieng Ki's. Die Augen eines fast mannshohen Konfuzius blickten gelpenterhaft auf die uniformierten Eindringlinge, die sie unter all dem alten Plunder mit ihren Revolvern und Gummiknüppeln ziemlich zwecklos vorkamen.

Man fing nach einigem Zögern an, das Haus planmäßig abzusuchen. In welches sich nach den Angaben der Mittreß Dorothy Torrens ihr Mann am Nachmittag zwecks Entgegennahme von Geld begeben haben sollte.

Man fand nichts. Keine Spur von einem Bewohner, keine Spur von dem vermißten Steuermann.

Erst als es heller wurde, vermochte sich der schwitzende Polizeisergeant ein wenig besser zu orientieren. Er bemerkte, daß im Hintergrund des Ladens eine Türe sich befand, hinter der ein schmaler, dunkler Korridor gähnte.

„Mal hierher!" befahl er, plötzlich aufgeregt, ohne zu wissen weshalb. Man durchleuchtete den schmalen Gang mit sechs Taschenlampen. Und man gelangte an eine zweite Tür, die, nachdem man sie aufgestoßen, den erstaunten Policemen das elegante, höchst moderne Privatbüro des Mister Tseng Ki zeigte, diese Office, die mit dem muffigen Tröblerladen des Vorderhauses durchaus nicht in Einklang zu bringen war, und wo die Beamten nicht wußten, was sie mehr bestaunen sollten: Die breite, blanke Fläche der mächtigen Tresortüre oder die majestätischen Bedel der Zimmerpalmen oder das teure Holz des vornehmen Schreibtisches.

Den Polizeisergeanten dämmerte die Erkenntnis, daß in diesem Hause noch mehr zu finden sein müsse. was man sich bisher nicht hatte träumen lassen. Und er ging an Mitter Tseng Kis Telephon, das auf einem entzückenden. kleinen. fahrbaren Tischchen aus lackiertem Holz sich befand, und rief seine vorgesetzte Dienststelle an. die er um Entsendung eines besonderen Experten ersuchte.

Zwei Stunden später aber schrieen die Morgenblätter der Francisko Daily News mit großen Schlagzeilen die neueste Sensation der kalifornischen Metropole in das Erwachen des neuen Tages:

„Auffehenerregender Doppelmord im Chinesenviertel! Zwei Seeleute als Opfer! Die Leichen in einem unterirdischen Gang gefunden. Todesursache nicht feststellbar. Die Polizei steht vor weiteren Enthüllungen."

Man las es und nahm es zur Kenntnis. Man dachte sich nicht allzu viel dabei. Es war eine der täglichen Sensationen, auf die man als Leser und Abonnent seiner Zeitung eigentlich einen gewissen Anspruch zu haben glaubte.

Mord in China Town. Nun ja! Dort tat sich mancherlei, wovon man nur raunte und munkelte. Diese Gelben waren wie die Ratten.

Einige Neugierige fuhren mit ihren Wagen an dem Mordhause vorbei. Man sah, daß die Polizei das Haus noch nicht freigegeben hatte. Man sah eine Rotte Gaffer, die sich auf den Zehenspitzen stehend einander über die Schultern zu schauen bestrebt waren.

Man fuhr wieder weiter. Schließlich hatte man ja im Grunde andere Sorgen, als gedachte. Man mußte an alles denken bei so prekärer Lage.

Und Big Jack kam auch. Viel pünktlicher als es sonst seine Art war. Auf die Minute. Aber was er aus seinen blassen Lippen hervorbrachte, war nichts Gutes.

Er legte sich über das Steuerrad, hinter dem Lytton Ward saß, und keuchte dem „Hauptmann" mit verzerrtem Gesicht ins Ohr:

„Dreh herum, Lytton! Es ist nichts mit dem Fliegen! Sie sitzen schon auf dem Flugplatz. Dicke Luft, alter Junge! Nimmt mich wunder, daß ich ihnen nicht aufgefallen bin. Ob der gute Harald vergessen hat, mich auch zu signalisieren?"

Lytton Wards Gesicht war wie Stein.

„Gut!" sagte er kaum hörbar. „Machen wir es also anders. Es geht auch so! Hahaha!" Er lachte sogar. „Steig hinten auf, Jackie! Wir fahren noch einmal in unsern Bau. Ich gebe jedem von euch noch etwas Geld auf die Hand. bevor wir uns für eine Weile eingraben. Und tausend Dollar dem, der mir den roten Harold erledigt, den Judas!"

7.

Vor dem Portal von Mitreß Fergusons Landhaus stand die große, blaue Cadillaclimousine des Hausherrn fahrbereit.

Es war hohe Zeit, denn in dreiviertel Stunden sollte das Flugzeug starten. das sich Mister Ferguson bestellt hatte. um mal wieder nach Chikago zu fliegen. Sein Sekretär hatte ihm allerlei Unliebsamkeiten telephoniert. Lohndifferenzen in einem der Werke. Kündigung eines Lieferbertrages durch einen prominenten Kunden. Die Besuchsanzeige eines hohen Herrn der Regierung. Außerdem hatte Mister Ferguson auch Lust nach einem gemütlichen Bridgeabend in seinem Klub. Seine Frau hatte genugt, tags zuvor schlechter Laune zu sein. Sie war schon ganz und gar amerikanische Lady geworden, die ehemalige kleine deutsche Näherin. So sehr, daß sie stillschweigend und selbstverständlich ein restloses Eingehen des Gatten auf jede ihrer Launen verlangte.

Das gab hin und wieder kleine Mißhelligkeiten. Und dann pflegte Mister Charles Ferguson „rasch einmal" nach Chikago zu sitzen.

Knut Hamsun:

Herbstlied

Die bunten Blätter fallen
Vom müden Baum —
Die letzten Lieder hallen
Vor Nacht und Traum.

Ich bin so weit gegangen,
Sehn mich nach Ruh —
Mein Wähnen und Verlangen
Trieb immerzu.

Da fiel ein Sternlein nieder
Mit mildem Schein —:
Nun werd' ich still bald wieder
Und bei dir sein!

Er kam gerade in seinem weiten, flauschigen Sommermantel die Treppe herab; nicht gerade besser Laune, denn der Abschied von der Lady des Hauses war mehr als frostig gewesen; da fiel ihm ein. daß er den Kleinen noch nicht Lebewohl gesagt und blieb auf den letzten Treppenstufen stehen, einen der bereitstehenden Bedienten fragend anblickend:

„Wo sind die Kinder?"

Es ergab sich, daß die Kleinen sehr beschäftigt waren; sie hatten am Morgen dieses Tages einen allerliebsten, kleinen, weißen Eiel bekommen, den eine verliebte Tante zum Geschenk gemacht hatte. und mit dem geplagten Tiere tollten die zwei Kleinen jetzt auf den Wiesen herum die von sachkundigen Stachelbrüchten und betont harmlos aussehenden Gärtnerburschen insgeheim bewacht

In der Lüneburger Heide Photo Seidenstücker

Ich nehme die Bibel von meinem Bücherbrett und suche . . . Salomo, im dritten Kapitel . . ., da ist sie, die Stelle, die nie vergessene . . ., und ich sehe, wie sie die Brille vor die leuchtenden Augen schiebt, um lesen zu können, wie sie spricht: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde . . ., geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, das gepflanzt ist . . ., würgen und heilen, brechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen . . ., Steine zerstreuen und Steine sammeln, herzen und ferne sein von Herzen . . ."

Und während ich noch das schwere Buch in den Händen halte, so schwer, als lägen die vierzig Jahre in meinen Händen, die seitdem vergangen sind, stehen sie wieder auf die großen Worte, die sie in mein Kinderherz hineinsprach, die ich nicht verstand, aber deren Klang so groß und so feierlich war, vom Würgen und vom Heilen, vom Herzen und Fernesein vom Herzen.

Als ich ein Kind war, lebte ich in den großen Wäldern wie ein kleines Tier in seiner Höhle, und kein Fremder klopfte an unser gestorben darüber . . ." Und da ist er wag. im Nu, und nur ein kleines Loch ist im Schnee, wie ein Mauseloch . . ., wäre, sagst du? Er ist fie, die Stelle, die nie vergessene . . ., und ich sehe, wie sie die Brille vor die leuchtenden Augen schiebt, um lesen zu können, wie sie spricht: „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde . . ., geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, das gepflanzt ist . . ., würgen und heilen, brechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen . . ., Steine zerstreuen und Steine sammeln, herzen und ferne sein von Herzen . . ."

So erzählte Tante Veronika. Eine lesrauschende und betäubende Ueberraschungskunft ging von ihr aus, und nach einer Stunde begannen wir schon, wie sie mich aus Aegypten holen würde, wenn meine Brüder mich verkauft haben würden. Es gab keinen Zweifel mehr für mich, daß sie die Unterhandlungen bereits begonnen hatten. Und wir beschlossen, daß unser Erkennungswort „Hamulaima" sein sollte. Tante Veronika setzte es mühsam aus alten Kauberbüchern zusammen, schrieb es auf ein weißes Papier und hängte es mir in einem geflochtenen Täschchen um den Hals, denn sie nahm es mit ihren Märchen ernster als mit der Wirklichkeit.

Aber dann, wenn sie den Punsch in die Gläser goß und die Pfannkuchen auf den Tisch trug, mußte sie von den Fastnachtsfesten ihrer Jugend erzählen. Sie strickte an einem langen, grauen Strumpf, der von Jahr zu Jahr

Mister Charles Ferguson sah das bewegte Bild mit Lächeln. Es war wirklich drollig zuzusehen, wie die zwei Kleinen dem Eisclichen zusetzten. Aber bald erlosch das Lächeln auf Mister Fergusons Antlitz.

„Wo ist Miß Gerda?" fragte er, sich zu dem Diener umwendend, der ihm gefolgt war.

Es bedurfte keiner besonderen Erwähnung, daß die Kinder bei einem so gefährlichen Sport nicht allein gelassen werden konnten. Die deutsche Miß war „naturally" für jeden Unfall verantwortlich, der den Kleinen im Umgang mit dem Eisel etwa zustoßen könnte.

„Wo ist Miß Gerda?" fragte Mister Ferguson ein zweitesmal, als der Bediente mit der Antwort zögerte.

Da kam es endlich heraus, daß die junge Deutsche gerade vor fünf Minuten Besuch bekommen hatte.

„Besuch?" entrüstete sich Ferguson. „Während ihrer Arbeitsstunden? Aber das geht doch nicht! Hier sind die Kinder ohne jede Aufsicht — und Miß Gerda hat Besuch . . .?"

Es war wirklich empörend.

So sehr Mister Ferguson als hundertprozentiger Yankee auch der geborene Kavalier war gegen alles Weibliche, so fehr in seinem Hause das ungeschriebene Gesetz galt „Ladies first", — hier endete alles Kavaliertum. Mister Ferguson wurde böse. Ernstlich böse.

„Wo ist Miß Gerda?"

Der Diener wollte seine junge Kollegin in Schutz nehmen. Das ganze Personal war ja mehr oder weniger im stillen verliebt in das deutsche Mädchen, das gegen alle so liebenswürdig und freundlich war. „Miß Gerda empfing den Besuch eines ihrer Landsleute", begann er zu erläutern. „Der junge Herr ist sehr weit hergereist, sie wiederzusehen!"

„Das ist mir verdammt gleichgültig!" schnarrte der Hausherr eiskalt. „Wenn einem der Kinder etwas passiert, — wer gibt mir etwas für meinen Schaden? Dieser weit hergereiste junge Mann gewiß nicht!"

Der Diener machte eine höflich bedauernde Bewegung. „Miß Gerda geht mit ihrem Besucher vor dem Hause auf und ab!"

„Wie romantisch!" spottete Ferguson. Und dann ging er höchstselbst durch das Vestibül und trat vor das Portal, wo fahrbereit sein Wagen stand. Er hielt Umschau und erblickte in der Tat die deutsche Erzieherin.

Gerda war gerade dabei, sich von Herrn Hermann Winter zu verabschieden.

Sie glaubte auf Nadeln zu stehen. In der Frühe hatte sie ein Telegramm bekommen. Kurz und bündig. Beinahe schon befehlend. „Bin hier. Wünsche dich zu sehen. Winter." Und zwei Stunden später hatte Lulu ihr ins Ohr gesagt, während sie gerade die Kinder bei der Mittrefy vorführte:

„Er ist da! Er ist unten!"

Es hatte sich nicht vermeiden lassen. Nach einer Viertelstunde war Gerda hinabgehuscht, ganz schnell, wie eine Verfolgte, sich jede Sekunde gleichsam stehlend.

Jetzt aber drängte sie. „Ich bin im Dienst, Hermann! Ich muß dich bitten, ein andermal wiederzukommen!"

Er war so seltsam, ihr deutscher Landsmann. Trotz all seiner Eleganz und seiner Gepflegtheit war stärker als je dieses Fremdartige an ihm bemerkbar, dieses Unstete, dieses . . . Wilde . . .

„Du mußt Zeit für mich haben;" sagte er und versuchte Gerdas Hand zu ergreifen. „Ich habe zweitausend Meilen für dich durchfahren. Ich habe niemanden in der ganzen Union, als dich!"

„Heute abend vielleicht!" erwiderte Gerda jetzt, während ihr Herz vor Zwiefpalt zitterte. Und da traf Mister Fergusons Stimme an ihr Ohr.

„Miß Gerda!!"

Es klang in höchstem Grade unfreundlich, wie der sonst so höfliche Hausherr dies rief.

„Miß Gerda! Die Kinder sind ohne Aufsicht. Ich muß Sie schon dringend bitten . . .!"

Da ließ Gerda Paulini ihren deutschen Verehrer einfach stehen. „Schreibe mir! Lebewohl!" flüsterte sie nur noch. Dann rannte sie auf das Haus zu. Mit glühenden Wangen schlüpfte sie an dem zürnenden Mister Ferguson vorbei.

„Verzeihen Sie!" rief sie, ohne stehen zu bleiben. „Ein Landsmann! Es waren nur einige Minuten . . ."

Und schon war sie im Haus, das sie atemlos durchlief, um gleich darauf auf der Spielwiese bei ihren Schutzbefohlenen und dem kleinen Esel zu sein.

Mister Ferguson aber blickte auf die Uhr. Es war mittlerweile wirklich hohe Zeit geworden. Das Flugzeug wartete sicher schon, und die Linie pflegte bei Sonderflugzeugen jede Wartezeminute genauest zu berechnen.

Er warf sich also in seinen Wagen.

„Los!" befahl er, und das Auto fuhr an.

Es fuhr vorbei an dem jungen Manne, der Miß Gerdas Landsmann war.

Einen Augenblick sah Mister Ferguson dem Manne ins Gesicht. Er sah ein hartes, nicht unschönes Gesicht mit dunklen Augen, die unter buschigen Brauen wie unter geheimnisvollen Verdecken hervorblitzten.

Der Beachtell einer Sekunde war das nur. Dann war der elegante junge Herr schon

Die Blätter fallen! Aber die Sonne leuchtet durch das kahl gewordene Geäst

weit zurück. Stand im Staub des davonjagenden Autos. War verschwunden.

Fünfzig Minuten später war Mister Ferguson in der Luft; das Motorengebrüll umfing ihn, und im Hintergrund wurde die weite Wasserfläche des Lake Superior milchig und dunkig, um schließlich ganz zu verschwinden, während sich gleichzeitig voraus der Michigansee auftat, den die Maschine in fast genauer Südrichtung mit vollem Gas überflog.

Mister Ferguson sah weder den Lake Superior verschinken, noch hatte er einen Blick für die Wasserflächen des Michigan unter sich; er kannte die Strecke und sie bot ihm nichts Interessantes mehr; auf dem kleinen Tischchen vor seinem Platz lagen Geschäftspapiere und Zeitungen und ein paar Unterhaltungsbücher; und ein ellenlanges Exemplar der New York Times umgab ihn vollständig.

Mister Ferguson las allerlei. Er las von amerikanischen Budgetfragen und von der englischen Währung; er las von deutschen Kundgebungen für die freie Saar und von japanischen Flottenmanövern; es war ihm im Grunde so wichtig und unwichtig, wie das andere, denn er hatte schon seine Geschäfte im Kopfe, in denen er in weniger als zwei Stunden bis über die Ohren stecken würde, und in einem stillen Winkel seiner Brust gärte noch der heimliche Aerger über seine launische Gattin. Aber das bekämpfte Mister Ferguson sogleich.

„Ladies first!" Man mußte sie nehmen, wie sie Gott einem geschenkt. Jawohl, so war das und so würde es bleiben.

Also wühlte sich der verkränkte Mister Ferguson, der seine Gattin von einer kleinen Schneiderin zur Millionärin gemacht, von neuem eifrig in die Lektüre der New York Times.

Da stand gerade wieder ein etwas interessanter Artikel.

„San Francisco, den soundsovielten . . . Die Untersuchung des an den beiden Seeleuten im Chinesenviertel verübten Doppelmordes scheint sich allmählich zu einer nicht vorauszusehenden Sensation auswachsen zu wollen . . ." Mister Ferguson gähnte laut und von Herzen. Dann las er wieder weiter: „Abgesehen davon, daß es noch immer nicht gelungen ist, die Todesart der beiden Opfer festzustellen, die bekanntlich in einem geheimen Verlieb unter dem Boden eines Korridors gefunden wurden, hat es sich jetzt ergeben, daß der vermutlich an dem Verbrechen beteiligte Chinese Tseng Ki über große Geldmittel verfügen muß und daß sein angebliches Gewerbe, — das eines Altwändlers, — nur eine Tarnung war. Tseng Ki ist eben wie seine Tochter und sein sehr zahlreiches männliches und weibliches Hausgesinde spurlos verschwunden. Man nimmt an, daß der Chinese irgendein verbrecherisches Gewerbe getrieben hat und bringt den Vorfall in Zusammenhang mit einem erst kürzlich stattgehabten Zusammenstoß eines vermutlichen Schmugglerschiffes mit einer Polizeiwacht, wobei es beiderseits Tote und Verwundete gegeben hat, ohne daß es jedenfalls, daß verfolgte Fahrzeug zu stellen, welches vielmehr in der Nacht entkam. Interessant ist übrigens auch die Feststellung, daß der verschwundene Chinese weder für sein Haus noch für ein zweites, von ihm benütztes, luxuriös ausgestattetes Gebäude als Eigentümer eingetragen ist. Besitzer soll vielmehr ein — in Schanghai wohnhafter chinesischer Millionär sein, der auch sofort durch seinen Anwalt in San Francisco erklären ließ, daß ihm Tseng Ki nur brieflich bekannt sei und daß die leergewordenen Gebäude durch den beauftragten Anwalt verwaltet würden. Auch hierzu dürfte wohl noch manches zu bemerken sein . . ."

Mister Charles Ferguson gähnte abermals. Dann sah er auf die Uhr an seinem Handgelenk. Verteufelt langweilige Fahrt war das heute wieder. Und was gingen ihn schließlich diese chinesischen Schmuggler an? Genau gar nichts.

Also knüllte er das quadratmetergroße Zeitungsblatt ziemlich ärgerlich zusammen und starrte eine Weile zum Fenster hinab auf den See. Aber da ihm das meist auf die Dauer schlecht bekam, — er hatte nicht ganz unempfindliche Magennerven, — so verlieh er sich zuletzt doch und endgültig in die Lektüre seiner Geschäftsbriefe und kam ziemlich zerstreut und ärgerlich auf dem Flugplatz von Chikago an, wo er seinen ihn erwartenden Privatsekretär einen recht ungnädigen Empfang zuteil werden ließ.

Und erst am späten Abend, als Mister Ferguson schon längst in der behaglichen Atmosphäre seines Klubs die Sorgen und Nervenbelastungen des hinter ihm liegenden Tages vergessen hatte, kam ihm die Lektüre in den Sinn, die er im Flugzeug über dem Michigansee in sich aufgenommen.

Sein Partner am Bridgetisch war nämlich einer der Polizeigewaltigen von Chikago. Einer von den neuen Männern, die „eine restlose Ausrottung" des Gangstertums auf ihrem Programm hatten. Einer von den schneidigen Leuten, die sich des besten Hasses der Unterwelt erfreuten und die eigentlich jede Stunde gewärtig sein mußten, von irgendwo eine heimtückische Kugel zu erhalten oder mit ihren Autos in die Luft zu fliegen.

Mister Hutchins ging trotzdem seinen Weg und war sogar fast immer recht guter Laune dabei.

An diesem Abend allerdings war er etwas abgespannt. Ein wenig zerstreut. Er wurde auch nicht weniger als viermal vom Bridgetisch ans Telephon gerufen. Da ließ man das Spielen schließlich sein. Man plauderte ein wenig.

„Viel zu tun, wie es scheint?" fragte Mister Ferguson, neben dem Polizeiherrn auf einem Fauteuil Platz nehmend. „Ich las da heute im Flugzeug auch so eine tolle Sache aus Frisco . . ."

Mister Hutchins blickte auf. Dann lachte er. „Eine spaßige Geschichte. Fällt auch in mein Ressort!"

„In das Ihre?" wunderte sich Fugerton. „Wieso das?"

„Amerika ist kleiner als wir im allgemeinen annehmen", erwiderte lächelnd der Polizeigewaltige. „Jedenfalls steht fest, daß in diese Geschichte von San Francisco Fäden hineinspielen, die auch uns hier in Illionois interessieren. Ebenso meine Kollegen in St. Louis. Und noch die mancher anderen Stadt der Union. Wir sind dabei, wieder einmal eine ganz besonders gefährliche Bande unschädlich zu machen. Im Zuge unseres Programms, verstehen Sie?" Die Herren um Mister Hutchins nickten. Es traten noch einige andere näher. Man war sehr interessiert.

„Sie werden gelesen haben, daß wir vorige Woche eine große Razzia hielten. In Chikago, Milwaukee und Umgebung. Wir sistierten achthundert Menschen. Eine Rekordzahl, gewiß. Es war ein großer Schlag gegen die Unterwelt der Alkoholschmuggler, der Rauschgifthändler und der Kidnapper. Aber wenn Sie meinen, daß man mit solchen Razzien dem Uebel an die Wurzel kommt, so täuschen Sie sich, meine Herren. Die eigentlichen Drahtzieher, die führenden Köpfe des Verbrechertums, ermittelt man bei solchen Aktionen selten. Die sind besser getarnt, besser geschützt. Stehen nicht in vorderster Front. Angeln vielleicht gemächlich irgendwo auf einem versteckten Landsitz in Wyoming Forellen oder reisen first class im Pullmanwagen von einer Küste der Staaten zur anderen, dieweil in Frisco oder St. Louis eine Sache sich tut, die sie bis ins Kleinste vorbereitet und — last not least — finanziert haben!"

Man hörte voll Interesse zu.

„Aber manchmal haben wir auch Glück!" erzählte Mister Hutchins vom Polizeidezernat des Gouvernements Illinois weiter. „Und so hat es sich gut getroffen, daß ein langgesuchter Verbrecher — zu uns überlief, ich eine leichtere Bestrafung ausbittend für den Fall, daß er geständig sei und den Behörden alles mitteilen würde, was diesen von Wichtigkeit sein könnte. Nun, was dieser alte Junge alles auspackte, war allerdings von Wichtigkeit. Wir werden dem Burschen eine gewisse Dankbarkeit nicht versagen können. Haben wir doch auf diese Weise bis auf die Fingerabdrücke genau eine ganze Serie unserer Lieblinge evifiert bekommen, die wir jetzt mit hoher Wahrscheinlichkeit schnappen werden."

Man lachte um Mister Hutchins. Und dieser, gerade im Zuge des Erzählens, fing nun auch an, einige Dutzend Lichtbilder herumzuzeigen. Hochinteressante Sachen in der Tat. Dinge, die man vorerst in keiner Zeitung zu sehen bekommen würde. Das mit allen Schikanen ausgestattete, wie eine kleine Festung armierte Haus der Verbrecherorganisation in St. Louis, zum Beispiel. Gepanzerte Automobile. Versenkbare Maschinengewehrstände. Aber auch angenehmere Dinge. Wohlgefüllte Weinkeller. Reproduktionen von Nichtbildern, die von den Gangstern im Verkauf fröhlicher Gelage mit Damen aufgenommen worden und der Polizei in die Hände gefallen waren.

Mister Hutchins hatte auch eine Anzahl von Lichtbildern, welche die Angehörigen der „Organisation" selbst darstellten. Er gab sie der Reihe nach herum.

„Dies hier", sagte er, „ist der eigentliche Führer der Bande. Ein Abenteurer, seit etwa zehn Jahren im Lande, ursprünglich wohl braver Leute Sohn. Wir kennen ihn unter verschiedenen Namen. Wir haben ihn auch in unserem Album, versteht sich, obwohl sein Feld mehr der Westen war. Und wir hoffen um so mehr, ihn bald zu fassen, als er nach unseren vorhin erwähnten Informationen zurzeit eine Liebschaft in Chicago haben soll, eine junge Deutsche, deren Adresse allerdings wir noch nicht ermitteln konnten . . ."

Dies hatte Mister Hutchins gerade ausgesprochen, als im Kreise der Herren, die neben ihm saßen und vor ihm standen, ein erstaunter Ausruf, eigentlich schon mehr ein Aufschrei des Schreckens laut wurde.

Er rührte von Mister Charles Ferguson, der, unmittelbar neben Mister Hutchins sitzend, soeben das Bild des angeblichen Gangsterführers in die Hände bekommen hatte.

„Dies hier . . .?" stammelte Mister Ferguson, und sein Gesicht war so rot wie ein gekochter Krebs. „Mister Hutchins. — bitte — sagen Sie mir das noch einmal! Dies ist . . .?"

Der Herr von der Polizei beugte sich zu seinem Nachbarn herüber. „Jawohl, Mister Ferguson. Das Bild, das Sie da haben, ist der vermutliche Anführer der von uns aufgedeckten Organisation. Kein Amerikaner, soviel wir wissen. Er führt abwechselnd verschiedene Namen. Seine Leute nennen ihn Lytton Mard!"

Charles Ferguson aber fing an, nach Luft zu ringen.

„Mister Hutchins!" stöhnte er. „Ich will statt dieses Burschen den elektrischen Stuhl besteigen, wenn ich ihn nicht vor wenigen Stunden erst . . . persönlich gesehen habe . . ."

Es gab eine kleine Sensation in dem stillen Klubheim in Chikago.

Es gab ein nie dagewesenes Aufsehen, ein Geraune und Geflüster, ein geheimnisvolles Augenzwinkern und beinahe genießerisches Heimlichtun. Denn Mister Hutchins von der Geheimpolizei hatte sich mit Mister Charles Ferguson in einem besonderen Zimmer des Klubs eingeschlossen und niemand durfte diese beiden Herren stören.

Es war kein Wunder, daß in kurzer Zeit im Klub das Gerücht verbreitet war, daß sehr ehrenwerte Mitglied Ferguson sei das Opfer eines Erpressungsversuches, wenn nicht gar eines Attentates von Gangsters geworden, oder es sei zum mindesten ein solches gegen die Familie Ferguson in Vorbereitung. (Fortsetzung folgt)

1. Fortsetzung

Im Lande der aufgehenden Sonne

Fernöstliche Reise nach Japan

Ein Bericht von Johannes Mayrhofer

Auch in anderer Hinsicht ist das japanische Zimmer außerordentlich einfach, sozusagen leer. Vergleich mit unseren Wohnung n. Ein Jeder und einen Besuch absolviert, wird freilich löschen und alles sehr schön finden, da dabei aber den Eindruck nicht loswerden, er sich in einem mit allen möglichen Raritäten vollgepfropften Museum befindet.

Der Kleiderschrank hinter der Wand

Aber so leer das japanische Zimmer ist, die leeren hellen Wände, die weißen Türen, das gemalte feingegliederte Holz, das rechteckig auf kleinen weißen Papierfenster umrahmt, die auf Rädern, sondern in hölzernen Nuten verschiebbaren Türen und Wände, der saubere Fußboden, die schmale Veranda, das alles macht einen überaus freundlichen, anheimelnden Eindruck.

Doch betrachten wir die Sache einmal etwas näher in chronologischer Anordnung. Eine Dienerin führt mich in mein geräumiges Zimmer. Die erste Sorge ist die, es mit gemütlich zu machen. Ich muß die lästige, schwerfällige europäische Kleidung ablegen. Aber wo in aller Welt kann ein Kleiderschrank? In vielen westlichen Häusern habe ich schon Kleiderschränke erlebt, die meistens öffentlich zu werten waren und die deshalb keinen praktischen Wert besaßen, da sie vergessen hatte, irgendwelche Haken oder sonstigen Vorrichtungen anzubringen, um etwas aufhängen. Hier dagegen stört kein profaner Kleiderschrank das Auge. Dafür aber schiebt das dienende eine Wand zur Seite, und siehe! da ist ein Raum, groß genug, um etliche Anzüge und Reisekoffer aufzuhängen. Sie streckt die Hand aus nach meiner Jacke. Ich lege sie und im nächsten Augenblick verschwindet sie, sauberlich auf einen Bügel gehängt, im Inneren der Wand. Die Dienerin deutet auf meine Hose und bringt diese gleichfalls auf einem feinen Bügel fein sachgemäß unter. Sie möchte mehr von meiner europäischen Kleidung verstehen, aber jetzt wäsche ich den guten Mittelweg zwischen Europa und Orient, wenn es vielleicht nicht ganz stilgerecht aussieht, und kaffe mir die Kimonos anziehen, einen zarten, dünnen und darüber einen kräftigeren, gestiftierten, und ich bin fertig. Ich kann mich auf eine Matte niederlassen, wie es vielleicht wohl braver Leute Sohn. Wir kennen ihn unter verschiedenen Namen. Wir haben ihn auch in unserem Album, versteht sich, obwohl sein Feld mehr der Westen war. Und wir hoffen um so mehr, ihn bald zu fassen, als er nach unseren vorhin erwähnten Informationen zurzeit eine Liebschaft in Chicago haben soll, eine junge Deutsche, deren Adresse allerdings wir noch nicht ermitteln konnten . . ."

Dies hatte Mister Hutchins gerade ausgesprochen, als im Kreise der Herren, die neben ihm saßen und vor ihm standen, ein erstaunter Ausruf, eigentlich schon mehr ein Aufschrei des Schreckens laut wurde.

Er rührte von Mister Charles Ferguson, der, unmittelbar neben Mister Hutchins sitzend, soeben das Bild des angeblichen Gangsterführers in die Hände bekommen hatte.

„Dies hier . . .?" stammelte Mister Ferguson, und sein Gesicht war so rot wie ein gekochter Krebs. „Mister Hutchins. — bitte — sagen Sie mir das noch einmal! Dies ist . . .?"

Der Herr von der Polizei beugte sich zu seinem Nachbarn herüber. „Jawohl, Mister Ferguson. Das Bild, das Sie da haben, ist der vermutliche Anführer der von uns aufgedeckten Organisation. Kein Amerikaner, soviel wir wissen. Er führt abwechselnd verschiedene Namen. Seine Leute nennen ihn Lytton Mard!"

Charles Ferguson aber fing an, nach Luft zu ringen.

„Mister Hutchins!" stöhnte er. „Ich will statt dieses Burschen den elektrischen Stuhl besteigen, wenn ich ihn nicht vor wenigen Stunden erst . . . persönlich gesehen habe . . ."

Es gab eine kleine Sensation in dem stillen Klubheim in Chikago.

Es gab ein nie dagewesenes Aufsehen, ein Geraune und Geflüster, ein geheimnisvolles Augenzwinkern und beinahe genießerisches Heimlichtun. Denn Mister Hutchins von der Geheimpolizei hatte sich mit Mister Charles Ferguson in einem besonderen Zimmer des Klubs eingeschlossen und niemand durfte diese beiden Herren stören.

Es war kein Wunder, daß in kurzer Zeit im Klub das Gerücht verbreitet war, daß sehr ehrenwerte Mitglied Ferguson sei das Opfer eines Erpressungsversuches, wenn nicht gar eines Attentates von Gangsters geworden, oder es sei zum mindesten ein solches gegen die Familie Ferguson in Vorbereitung. (Fortsetzung folgt)

Der „ehrenwerte" Tee

Allen dem erwähnten Tisch steht noch ein niedriger, auf dem sich ein Gefäß mit Tee und glühenden Holzkohlen befindet, daneben ein Kessel mit Wasser. Und jetzt kniet das Mädchen an diesem Tische nieder und beginnt mit einem Tee. Der Tee, der „ehrenwerte Tee", ist ja überhaupt das allgemeinste Vergnügungsmittel. Selbst in meinem modernen Hotel in Tokio konnte ich mich nicht in einem der Gesellschaftszimmer niederlassen, ohne daß gleich ein Dienerin erschienen wäre, um mir eine Tasse Tee auf einem kleinen hölzernen Tablett zu verabreichen. Und wenn ich Besuch erwarte, so war gleich wieder die Dienerin da, die einen Gästen und mit den köstlichen Trank vorsetzte. Und all dieser Tee wird schließlich mit der Rechnung gesetzt.

Ratis mit Stäbchen

Kann werde ich gefragt, was ich als Abendessen wünsche. Man ißt nicht in großen Restaurants, sondern jeder Gast ist für sich allein auf seinem Zimmer. Das Essen wird auf dem großen Tisch serviert. Und ohne Messer und Gabel, mit den beiden Stäbchen, führt man sich verschiedenen bekannten und unbekannten Speisen, die da auf dem Tisch erschienen, zu Gemüte. Ich werde oft gefragt, wie man denn mit Stäbchen essen kann, den „ehrenwerten Tee", der doch eine so große Rolle in Japan spielt. Aber das ist sogar außerordentlich einfach. Denn dieser Tee besteht ja nicht gleichmäßig aus zusammenhangslosen Atomen, sondern eine etwas feuchte zusammenhaltgebende Masse, wenn der man so quem einen ganzen Klumpen mit den beiden Stäbchen erfassen und zum Munde führen kann. Selbstverständlich werden die beiden Stäbchen nicht wie Messer und Gabel von beiden Händen geführt, sondern nur von der Rechten gehalten.

Das Nachtlager

Dann eine weitere Frage: Wo ich zur Ruhe gehen will? Aber da ist ja nirgends ein Bett zu sehen. Macht nichts. Man schiebt einfach den zum einen dieser verschlossen Wände zur Seite und siehe da, dahinter in der Vertiefung der Mauer zeigt sich, schön zusammengelegt, das Nachtzeug. Es ist den Tag über unsichtbar. Man braucht kein eigenes Zimmer zum Schlafen. Und man braucht vor allen Dingen keine Bettstelle, diese greuelvolle unästhetische Erfindung westlicher Kultur.

Was den Matten, den Tatami, wird zunächst ein Futon ausgebreitet, ein Mittelding zwischen Matratze und Steppdecke, schön, weich, behaglich. Darüber noch zwei weitere Exemplare. Dann kommt das Linnentuch. Eine Wärmsäcke erscheint. Jetzt ein Kopfkissen, eine Rolle mit undefinierbarem Inhalt, darum gebunden wieder ein Linnentuch. Nun werden drei oder vier bunte Decken über das Bett gebreitet. Ich fürchte, es wird etwas zuviel des Gutten. Eine schwere Last, von der man Alpdrücken bekommt.

Die Futons werden am Tagende aufgeschlagen, daß man schön, wie in einem großen Sack, ruhen kann. Es wird in erreichbarer Nähe ein Tablett auf den Boden gestellt mit einer Karaffe kalten Wassers und einem Glas. Das Zimmertelephon wird gleichfalls in der Nähe untergebracht. Und jetzt verschwindet die Bedienung. Gute Nacht! Man kann zur Ruhe gehen.

Buddha und die Polizei

An den Türen zum Vorraum und zur Veranda sind keine Schlösser und keine Schlüssel zu entdecken. Wozu auch? In europäischen Hotels frei sich wirde ich niemals im unverschlossenen Zimmer schlafen. Vor wenigen Tagen noch las ich in der Zeitung, wie in einer friedlichen Stadt Bayerns ein Fassadenkletterer zu einem Gast im ersten Stockwerk eines Hotels hineinwollegen, mit ihm ein Schnapserl und getrunken hat. Solche Possen braucht man in Japan nicht zu fürchten. „Der Japaner fürchtet Buddha und die Polizei." Und ich kann nur betonen, daß ich in Sendai und in all den anderen echt japanischen Hotels großartig auf den Matten entschlafen habe und daß mir niemand die Brieftasche wegnehmen oder mich ermordet hat. Und während am anderen Tage die Sonne strahlend aufgeht, erhebe ich mich neu gestärkt und ziehe die papierbespannten Fenstertüren meiner Veranda auseinander, um mich des Lebens und des Anblicks einer fremdartigen und dabei so wundervoll interessanten Welt aufs neue zu erfreuen.

Geheimpolizist oder nicht?

Mein interessantester Besucher war ein freiheitsamer Herr, der ein paar Vereine gegründet hatte, deren Mitglieder ausschließlich Japaner und Japanerinnen waren, die an den Versammlungsabenden sich in englischer Sprache unterhielten. Er legte keinen Wert darauf, Präsident dieser Vereine zu sein, diese Ehre überließ er neidlos einem Professor von der Kaiserlichen Universität oder sonst einem Herrn mit klangendem Namen, während er selbst in Wirklichkeit die Seele der Veranstaltungen war. Ich habe in diesen Vereinen im Verlauf der folgenden Wochen, sozusagen wenn ich einige Tage in Tokio verweilte, sehr schöne, anregende Stunden verlebt. Und ich habe auch außerhalb dieser Vereine viel Freundlichkeit von diesem neuen Bekannten erfahren. Ein deutscher Landsmann sagte mir schmunzelnd lächelnd: „Sie wissen gar nicht, ob das nicht ein verkappter Geheimpolizist ist." Nun, die Polizei in Japan ist ersten Ranges, hervorragend tüchtig. Und sie sorgt auch dafür, daß keine unerwünschten Elemente im Lande ihr Unwesen treiben. Als Kaiser Kangteh von Mandschukuo in Japan verweilte und ich mich zufällig gleichzeitig mit diesem in Kobe aufhielt, wurde ich plötzlich auf der Straße von einem Geheimpolizisten angehalten und mußte Auskunft darüber geben, wer ich sei. Aber in diesem Falle glaube ich doch daß mein neuer Freund in Tokio nicht die Aufgabe hatte, meinen Spuren zu folgen und mich zu überwachen. Das hätte ich doch bei irgendeiner Gelegenheit herausgefunden.

Japanische Bäder

Reinlichkeit, Sauberkeit ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften des japanischen Volkes. Darum spielt das Bad eine ganz hervorragende Rolle in diesem Lande. Immer wieder sieht man die überschlanken, hohen Schornsteine der öffentlichen Badeanstalten. Wer es sich leisten kann, richtet sich, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, das Bad in seiner Wohnung ein. Und die heißen Quellen des vulkanischen Landes bieten außerdem das herrlichste Badewasser, heiß genug, wo es der Japaner liebt, ohne daß man erst umständlich ein Feuer anzuzünden hat.

Das Bad für alle

Im Yashima-Hotel in Tokio war in jedem Stockwerk eine Badegelegenheit mit echter Landesfitte. Durch einen kleinen Vorraum gelangte man in ein geräumiges Zimmer mit steinernem Fußboden und Abfluß, so daß man sich nicht zu fürchten braucht, auch mit dem Verschütten großer Wassermengen irgendeinen Schaden anzurichten. Die Ausstattung des Raumes besteht aus verschiedenen Holzbottichen und einer Waschgelegenheit mit fließendem kaltem und warmem Wasser. Der wicht gste Gegenstand der Einrichtung jedoch ist die große Holzkiste in der Ecke, über welcher wiederum Röhre für kaltes und warmes Wasser angebracht sind. Es wäre unmöglich, in diesen mächtigen Holzkasten hineinzusteigen, wenn nicht an der Seite eine schmale Leiste angebracht wäre mit einem entsprechenden Fußeinschnitt im Innern des Behälters. Morgens in aller Frühe wird dieser große Kasten mit heißem Wasser gefüllt, im Laufe des Tages wird dieses Wasser gelegentlich erneuert. Aber — welch ein Gegensatz zu unseren europäischen Gewohnheiten! — im übrigen wird das Wasser nicht für jeden Badegast erneuert, wenn man natürlich auch Gelegenheit hat, noch heißes oder kaltes Wasser hinzuzulassen zu lassen.

Auch in der japanischen Privatwohnung besteht diese merkwürdige Einrichtung: zuerst badet der Gast, dann der Herr des Hauses, die Frau, die Kinder, die Dienstboten.

Vorher abseifen

Eine Methode, die in demjenigen, der etwa nie davon gehört, ein gelindes Grausen hervorruft. Aber die Sache ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Es ist nämlich ganz selbstverständlich, daß niemand das Bad dazu benutzen darf, sich zu waschen, sich zu waschen, sich einzuseifen. Das hat man gefälligst auftechald der großen Badetruhe zu besorgen. Man kann da nach Herzenslust vor der Sefe Gebrauch machen, man kann sich mit kaltem oder warmem Wasser begießen, sozial man will, aber man darf nur in vollständig tadelloser Verfassung in das Bad hinabsteigen. Das Bad ist nur dazu da, sich zu erfrischen, sich zu erholen, sich neu zu beleben. Und während man in anderen Ländern ein kühles oder kaltes Bad sehr schätzt, kann der Japaner es kaum heiß genug haben. Ich muß gestehen, daß ich mich beim Baden meistens erst vorsichtig orientiere, ob ich mich nicht verbrühen und unglücklich machen würde. Oft genug habe ich doch noch einen Schuß kalten Wassers dazugenommen. Aber freilich, man muß auch Rücksicht nehmen auf den nächsten Badegast, der sich wundern würde, wenn das Wasser nach seiner Meinung nicht mehr den nötigen Siedegrad hätte.

Der Badekasten ist viel höher als unsere europäischen Badewannen, aber in anderen Dimensionen sieht er diesen oft nach, so daß man sich im Bade nicht richtig ausstrecken kann, sondern wie ein verunglücktes zusammengeklapptes Taschenmesser dasitzen muß. Aber man gewöhnt sich an vieles.

Es gibt aber auch Bäder, die den weitesten Spielraum in der Bewegung ermöglichen. Großartig sind manche Schwimmbäder in den Hotels, welche sich die heißen Quellen zunutze machen. Was für Landschaftsbilder entrollen sich vor unserem Auge etwa in Unzen und in Beppu auf der Insel Kyushu! Wie dampft und kocht und brodelt es da an allen Ecken und Enden! Wie offenbaren sich da die unterirdischen Mächte der Natur der dünnen Erdkruste gähnen und toben! Freilich habe ich im Yellowstone-Park in Amerika, wo die riesigen Geyser zum Himmel emporrauschen, gewaltigere Naturschauspiele gesehen, aber auch die Szenerien vom Unzen und Beppu bleiben mir unvergeßlich in der Erinnerung. An solchen Orten nun wird das vulkanische heiße Wasser praktisch in den großen Hotels verwertet. Große Badebassins in weiten, herrlichen Hallen und schöne, geräumige Privatbäder findet man da.

Der Märchenteich hinter Glas

Das Raffinierteste, was ich in Japan an Badeeinrichtungen gesehen habe, war jedenfalls das große Touristenhotel in Miyanoshita. Da gibt es im Garten, hoch oben auf einem Hügel, ein herrliches Schwimmbad im Freien, es gibt Badezimmer von annähernd derselben Einrichtung, wie wir sie gewohnt sind, und es gibt Baderäume, die so oder so noch in besonders phantastischer Weise ausgestattet und geschmückt sind. Da ist z. B. ein „Traumteich" oder Märchenteich: Durch ein geräumiges Vorzimmer gelangt man in einen großen Raum, in dem sich ein Gewässer befindet wie ein beschedener See oder Teich in der freien Natur. Von dem dunklen Gestein, das ihn umrahmt, plätschern unablässig Wasserströme hernieder. Ein paar mächtige Bäume mit grünem Laubwerk neigen sich über ihn. Im Hintergrunde findet sich — durchaus echtes Glas — der herrliche Fujiyama.

Dann gibt es noch ein „Aquariumbad", wo die eine Wand großenteils von einem Behälter mit Fischen in den verschiedensten Formen und Farben ausgefüllt ist, und ein „Nymphen-Bad", in dem lebensgroße Marmorgestalten stehen und winken. Man kann also recht behaupten, daß es der Erfindung des Hauses an Phantasie und Unternehmungslust gebricht.

Selbstverständlich spielt das Baden im freien Meeresgewässer in diesem herrlichen, reich gegliederten Inselland der wärmeren Jahreszeit auch eine Rolle. Ich brauche kein Wort darüber zu verlieren. Nur eines sei noch erwähnt, daß man in Beppu nicht nur Schlammbäder nehmen kann, sondern daß es zu den besonderen Spezialitäten dieses geschätzten Badeortes gehört, sich am Meeresstrande möglichst vollständig in den heißen Sand einzugraben und da erquickender Ruhe zu pflegen. Das muß doch, so sollte man meinen, selbst dem hartnäckigsten Rheumatismus den Garaus machen.

Ein Kapitel Shintoismus

Vor nicht allzu langer Zeit hatte es in der japanischen Presse Empörung ausgelöst, daß ein paar christliche Studenten in einem Shinto-Tempel gewisse Ehrfurchtsbezeigungen unterließen, die sie als religiöse heidnische Akte betrachteten und deshalb mit ihrem Gewissen nicht in Einklang bringen konnten. Es ist um diesen Shintoismus etwas ganz Merkwürdiges. Der Laie in Europa, der sich mit diesen Dingen nie beschäftigt hat, hält ihn kurzerhand für eine Religion in gleicher Weise wie den Buddhismus. Und der Name Shinto, der „Weg der Götter", ist ja sicherlich dazu angetan, in dieser Meinung zu bestärken. Andererseits hatte mir schon bei meiner ersten Reise im Jahre 1930 ein Shinto-Priester in Kamakura erklärt, Shinto sei überhaupt keine Religion, sondern eine Form der Verehrung. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Vielleicht kann man sagen, daß achtzig Prozent von allem, was sich Shintoismus nennt, überhaupt keinen religiösen Charakter trägt, keineswegs als heidnische Religionsübung anzusprechen ist, sondern lediglich eine Aeußerung des Respektes, der Ehrfurcht vor dem Kaiser, eine Loyalitätsbekundung oder dergleichen darstellt.

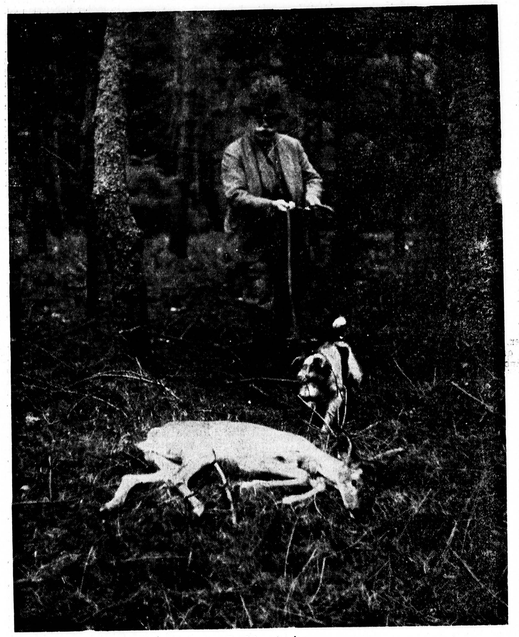
Das Verhalten der jungen Studenten rief nun aber eine große Pressekampagne hervor, wirbelte viel Staub auf, bis endlich durch dankenswerte klare Erklärungen und Entscheidungen von ministerieller Seite festgestellt wurde, daß es sich bei vielen Dingen durchaus nicht um Akte religiöser Natur handelt. Weitere Richtlinien wurden dann der christlichen Bevölkerung gegeben durch den Apostolischen Nuntius. So ist jetzt der Weg geebnet für eine von der früheren Praxis abweichende Stellungnahme, die gewiß nicht engherzig, sondern sehr großzügig genannt werden kann.

Verneigung vor der Größe Japans

Auch ich selbst habe auf meiner Reise hier und da mit ruhigem Gewissen mich den Uebungen des Volkes angepaßt, ohne natürlich wirklich religiöse Handlungen hinterlistischen oder buddhistischen Charakters mitzumachen. Aber wenn ich etwa an dem ehrwürdigen Yasukuni-Schrein vorübergehe, welcher dem Andenken der Soldaten geweiht ist, welche in verschiedenen Kriegen und Kämpfen ihr

Was Foxel alles kann

Wenn man im Getriebe der Stadt diese herrlich getrimmten, wie Kavaliere unter den Hunden dahintrippelnden Draht-, Glatt- und Kurzhaar-Foxterrier sieht, so denkt man, daß diese Hunde nur zur Zierde in einem hübsch eingerichteten Damenzimmer ein herrliches Leben führen. Einen ganz anderen Ein-



Riemenarbeit: Sicher führt der Drahthaarterrier an das verendete Stück.

druck von dieser Hunderasse bekommt man, wenn man sie draußen im Walde als Kamerad des Jägersmannes arbeiten sieht. Der Foxterrier, schon an und für sich sehr scharf, ein Feind jeglichen Raubwildes, leistet gerade in der Erdarbeit, wie der Waidmann das Fuchs- und Dachsgraben und -sprengen nennt, Hervorragendes. Er ist aber auch zu anderen Arbeiten jagdlicher Art zu gebrauchen, z. B. beim Auffinden des krankgeschossenen Stück Wildes, der sogenannten Schweißarbeit (Schweiß=Blut), bei dem Stöbern zu Land und zu Wasser. Sein Gehorsam wie die Riemenführigkeit und das Ablegen am Stande und beim Fortgehen, macht ihn zu jeglichem Gebrauch geeignet. Der Foxterrier fürchtet sich sogar nicht, seinen Herrn beim Angriff eines Wilddiebes mit Einsetzen seines Lebens zu verteidigen. Bei den Gebrauchsprüfungen wird der Foxterrier ergiebig auf sein ganzes Können hin angesehen und Hunde, die hier Hervorragendes leisten, werden als Zuchthunde in die Zwinger genommen. Früher war gerade England das Land, wo der Foxterrier edelster Art gezogen wurde, doch heute sind wir auf dem Wege gutes Material zu züchten.

Hugo Schmidt

Wasserarbeit: Eine Stockente ist aus dem Brack zu bringen

Fotos (3) Bavaria-Verlag, Gauting / (Eig. Klischeeanfertigung)

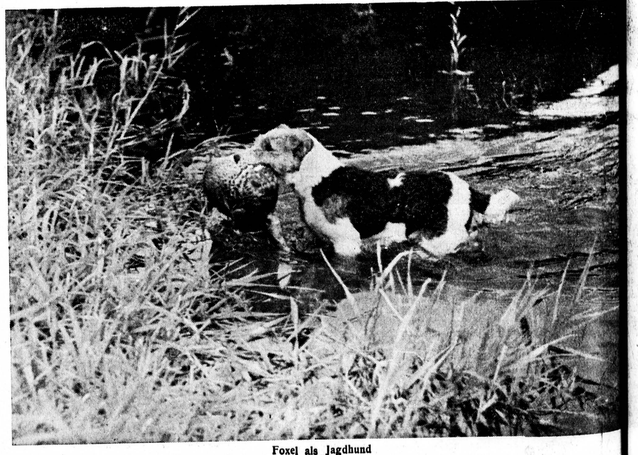
HIRSCHHOCHZEIT

Mondhell und kalt fällt die Oktobernacht
Gespensterhaft auf Heide, Moor und Wald.
Die dunklen Tannen atmen nur ganz sacht,
Und fern im Grund des Käuzchens Ruf verhallt.

Sanft singt der Wind. Des Waldes König spricht.
Das alte Herz von junger Minne voll.
Ein Donnerwort, das sich an Felsen bricht
Und widerklingt wie Trutz und Kraft und Groll.

Stolz zieht der Hirsch. Seit ihn die Liebe narrt,
Vergißt er Furcht und Scheu und Heimlichkeit;
Das Rudel, das er herrisch um sich scharrt,
Verteidigt er in hartem Kampf und Streit.

Der Wald erzittert unter seinem Wort.
Der Nebenbuhler röhrt im dichten Tann
Und stehlt sich grollend aus dem Jagen fort,
Sonst trägt der Platzhirsch ihm die Fehde an.



Foxel als Jagdhund

Blick nach Südosten

Im deutschen Vorfeld Schlesiens

Das Siedlungswerk deutscher Stämme im Südosten

Wie ein selbstbewußt geschwungener Arm reckt sich Schlesien nach Südosten. Diese Richtung ist nicht das zufällige Ergebnis politischer Grenzziehungen. Nimmt man Brandenburg als das Zentrum der deutschen Ausbreitung im Osten an, so weisen deutlich zwei Stromrichtungen der Kolonisierung den Weg, den die Rückgewinnung deutscher Lebensgebiete genommen hat. Der nördliche führt, ans Meer gelehnt, über Pommern, West- und Ostpreußen nach den baltischen Provinzen. Der südliche, dessen Richtung Schlesien anzeigt, führt an die Nordkette der Karpathen und, dieser folgend, über Galizien, dem Buchenlande (Bukowina) nach der Moldau und nach Bessarabien. Der nördliche Strom hat durch die staatenbildende Kraft des Deutschen Ritterordens einen starken Auftrieb erhalten. Sein Lauf ist heute durch den Korridor unterbrochen. Der südliche versickerte im oberschlesischen Winkel, weil hier den völkischen Kräften des Deutschtums politische Kräfte nicht zu folgen vermochten. Als die schen Städte aus dem Erdboden. Das vierzehnte Jahrhundert sieht sie zu hunderten, die deutschen Dörfer zu tausenden emporblühen, in einem breiten Kranz von Krakau bis tief ins ruthenische Ostgalizien hinein. Przemysl, um nur eine zu nennen, ist eine deutsche Stadt gewesen. Welcher deutsche Feldsoldat ahnte das im großen Kriege unter der Unaussprechlichkeit ihres Namens!

Rheinländer: Franken und Flamen

Die west- und niederdeutschen Stämme der Franken und Flamen sind die Träger der Kolonisation. Oft bilden Klöster den Kernpunkt der Siedlungen. In der ältesten, noch vorhandenen Urkunde verleiht Herzog Heinrich von Schlesien und Krakau dem Krakauer Paladin Theodor das Recht, am Flusse Dunajez in Westgalizien Deutsche anzusiedeln. Die Stadt Krakau selbst wird 1257 erstmalig genannt. Um 1273 entsteht Neu-Sandez, um 1300 Lemberg, 1381 Lancut (Landshut). Verballhornte Namen weisen heute noch auf den deutschen Ursprung, so Sibenwirthowa das 1452 gegründet wurde, oder Cuntzendorph, das schon 1388 erwähnt wird. Zahllose Städte und Dörfer, die in Urkunden genannt werden, sind heute freilich nicht einmal mehr der Lage nach bekannt.

Das herrliche Kämmereigebäude in Neiße (Oberschlesien) unweit der Grenze

Photos (2) Dr. L. Koszella (Eig. Klischeeherst.)

Das deutsche Krakau

Die heute völlig polnische Stadt Krakau wird ihren deutschen Ursprung dennoch verkünden, solange die herrliche gotische Marienkirche steht, in der es bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein nur deutsche Gottesdienste gab und deren Weihwasserbecken heute noch die Inschriften tragen: „Hilf Libir Got" und „Hilf Hergot Gesus." Daß die Stadt bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein rein deutsch war, beweisen die Namenslisten ihrer Zünfte, die um 1400 beispielsweise solche Namen aufzählen: Jintroge, Kurczmacher, Kuttenmaler, Kuttenstricker, Lantczkorner, Lantczsneider, Lantczwescher, Lantczwescherin, Lantczwescherknecht, Lantczwescherjunge, Lantczwescherlerner, Lantczwescherstul, Lantczwescherstuben, Lantczwescherstuben, Lantczwescherstuben

Welt der Frau

Haus, Wirtschaft und Staat

Eine Epistel für die Hausfrau!

Sagt nicht, wenn man ein Haus betritt, der erste Blick, was Geistes Kind die Hausfrau ist, ob sie Ordnung versteht und Regel in ihrer Wohnung hält, oder ob sie umgekehrt nicht die notwendige Sorgfalt auf ihr Hauswesen legt? Man braucht sehr oft gar nicht einmal ins Innere zu treten, schon von außen verrät das Haus den Ordnungssinn der Frau oder seinen Mangel. Hinter den großen Fassaden städtischer Häuser verbirgt sich freilich meist der häusliche Sinn oder das Gegenteil davon. Man sehe aber einmal eine Reihensiedlung, eine Werkswohnungsstraße und vergleiche Haus mit Haus! Das eine schaut froh aus hellen Scheiben in den Tag, Blumen blühen an den Fenstern und im Garten, das andere aber hat blinde Scheiben, durch die schmutzige Gardinen gar noch schmutziger scheinen, und rund herum machen sich Müll und Unrat breit.

Dieser Unterschied liegt nicht am Verdienst der Männer, der eine verdient genau soviel wie jener; es liegt auch nicht an der Höhe des Wirtschaftsgeldes, das der Mann am Lohn- oder Gehaltstage der Frau auf den Tisch legt. Es kommt auf die Hausfrau an. Unordentliche Männer, die ihr Geld in Kneipen vertun, sind nicht immer von Natur aus unordentlich, gerade so oft oder fast noch häufiger verliebt es die Frau nicht, den Manne seine Häuslichkeit zu bereiten und ihn an das Heim zu fesseln. Aber so wie es Frauen gibt, die ihre Männer aus dem Hause in die Kneipen treiben, so gibt es auch Frauen, die es verstehen, den Mann durch Sauberkeit, Freundlichkeit und Ordnung daheimzubehalten. Hausfrau sein heißt mehr, als lediglich mit dem Wirtschaftsgelde recht und schlecht den Monat oder die Woche sich hindurchwinden. Hausfrau sein, heißt im höchsten Grade guter Hausgeist sein, in seelischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht.

Zum Hausfrau sein gehören darum nicht allein Gemütswerte und Seelentugenden, sondern auch wirtschaftliche Fähigkeiten und haushälterische Fertigkeiten. Das Wirken der Hausfrau vollzieht sich meist, von der Oeffentlichkeit abgesondert, in den Mauern der Wohnung. Sie muß sich mit Selbstlosigkeit der Sorgen und Bedürfnisse des Mannes und der Kinder annehmen. Sie muß die hungrigen Mäuler stopfen, muß für die von der Arbeit oder vom Spiele müden Leiber die Betten spreiten, sie muß aus den Räumen den Staub des Tages fegen, sie muß für Kleider und Wäsche sorgen. Aber ihre Pflicht geht weiter, als daß sie das eben nur so tut, daß es gerade langt; sie muß nicht nur die Zimmer säubern, sie muß sie auch durch ein Blümchen freundlich machen; sie muß nicht nur die Mägen füllen, sie muß auch schmackhaft kochen; sie muß nicht nur mit Kleidern die Blößen der Kinder decken, sie muß ihnen auch nette Kleider kaufen, in denen sie sich wohlfühlen. Ja, sie muß noch mehr: Sie kann nicht nur auf Schönheit und Schmackhaftigkeit sehen, sie muß auch auf Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit achten. Hausfrau zu sein, ist eine hohe Kunst! Ein Segen fürs Haus, wenn sie verstanden wird!

Wären damit die Pflichten der Hausfrau erschöpft? Nein! Ihr vielfältiges Wirken und die weitgreifende Wirksamkeit dieses Wirkens legen ihr auch Pflichten auf gegen Staat und Volksgemeinschaft. Wir sagten schon: Ihr Schaffen bleibt der großen Oeffentlichkeit fast verborgen. Aber es ist doch für den Haushalt des Staates darum nicht unwichtiger. So muß die Hausfrau bei ihren Wirtschaften nicht allein an sich und ihre Familie denken, sie muß gerade heute, wo wir nicht als Meier und Müller zu denken haben, sondern als glückhaftverbundene Glieder des deutschen Volkes, bei allem auch das Wohl der Gesamtheit im Auge haben!

Was kaufe ich für 36 Milliarden Mark?

Aus diesen Ziffern mag man die Bedeutung der Hausfrau für die Volkswirtschaft erkennen: Zwei Drittel des Volkseinkommens gehen durch die Hand der Hausfrau. Das bedeutet, daß die Hausfrau im Jahre rund 36 Milliarden Mark in die Wirtschaft leitet. Das ist auch die Schlüsselziffer, aus der wir das Gewicht hausfraulicher Wirtschaft für das Wohl und Wehe des Staates erkennen, die Hausfrau aber selbst ihre Verantwortung vor der Allgemeinheit begreifen soll.

In dieser Erkenntnis erhält auch das Wort des Führers in Nürnberg sein volles Gewicht, als er sich an die Frauen wandte, bei ihrem Wirtschaften die Einkäufe so zu machen, daß sie vor der gesamten Volkswirtschaft zu verantworten seien. Jede denkende Hausfrau weiß, was das heißt. Denn sie erkennt, was in unserer Lage, die uns nicht erlaubt, nach Herzenslust fremd, Waren einzuführen, im Augenblicke knapp und was reichlich vorhanden ist. Das ist keine vollkommene Wirtschafterin, die feilstellt, daß heute Rindfleisch knapp ist und nun beginnt, aber schleunigst statt des einen ursprünglich gewollten Pfundes nun zwei zu kaufen, oder, wenn ihre Nachbarin ihr das Rindfleisch vor der Nase wegkauft hat, nachher greinend ihren Mann empfängt: „Ich nun wollte ich so gerne wieder heute Schmorbraten machen, den du so gerne ißt, aber denke nur den Jammer: Jetzt gibt es doch kein Rindfleisch!" Eine verantwortungsbewußte Hausfrau und Gattin wird ihrem Manne, der müde von der Arbeit heimkommt, nicht mit solchem Gemäre den Kopf vollklingen, sie wird Mittel und Wege finden, ein Essen zu bereiten, daß der Mann den Schmorbraten gar nicht vermißt und ihm dazu ein freundliches Gesicht machen und sich diebisch freuen, daß es ihm auch ohne Schmorbraten schmeckt. Dann hat sie dann hat er seine Freude. Wem trotz aller Erfahrung bisher noch nicht das Licht aufgegangen ist, daß wir uns mit unserer Lebensmittelversorgung nach der Decke strecken müssen, dem ist nicht zu helfen, oder es wird ihm erst geholfen durch noch mehr Enttäuschungen und noch mehr Aerger. Das Leben wird dadurch nicht schöner. In Deutschland braucht keiner Hunger zu leiden. Wir haben genug zu essen. Wir brauchen auch nicht immer Werktagskost zu essen. Wir haben genug, um uns beizeiten einen Festtagsbraten zu leisten. Aber es kann nicht jeder nach Herzenslust Filetchen kaufen, solange wir nicht die Kunst verstehen, Schweine und Rinder aus lauter Filetchen zu züchten. Wir wollen uns nicht zu sagen, wo Lücken in unserer Ernährung sind, aber wir haben genug Sinn, diese Lücken zu füllen. Wir müssen aber unseren Küchenzettel nach dem Maße des Vorhandenen einrichten. Hier ist der Platz der Hausfrau in der Verantwortung für unsere Volkswirtschaft!

Tausende Adolf-Hitler-Köge — vergebens!

Damit ist es noch nicht genug; ein Zweites, ebenso wichtiges kommt dazu: Die Hausfrau muß der Vergeudung von Lebensmitteln durch den Verderb steuern. Im Haushalte darf nichts verkommen. Achtsamkeit nutzt dem eigenen Haushalt und dem des Staates. Richtig durch Einweichen oder Kühlung oder sonstwie frisch halten! Das sind Fertigkeiten, die eine gute Hausfrau beherrschen muß. Ob es das Wirtschaftsgeld erlaubt, daß der Käserest verschimmelt oder die Brotschnitte vertrocknet, darauf kommt es nicht an. Sitzt das am Wirtschaftsgelde daran, dann bekommt die Hausfrau eben zwei Wirtschaftsgeld. Der Haushalt des Staates kann das nicht vertragen. Eine kurze Rechnung: Wenn in den 17½ Millionen deutschen Haushalten wöchentlich eine Scheibe Brot von 50 Gramm vertrocknet, so macht das im Jahre 455 000 dz Brot. Da man schließlich für das Brotgewicht dem Hartkorngewicht gleichsetzen kann, werden also 455 000 dz Korn vergeblich gezeugt. Bei einem Roggenertrage von 17 dz je Hektar werden also 26 705 ha umsonst bestellt. Die Roggenanbauflächen von Braunschweig oder Württemberg sind nicht so groß. Die Roggenbauern von Braunschweig oder Württemberg täten also gut daran, nichts zu tun und sich einfach ohne Gegenleistung ihr Geld von den nachlässigen Hausfrauen auszahlen zu lassen. Die deutsche Ernährungswirtschaft würde nicht gestört. Gewichtskilometer und Gewertkilometer ringen wir mühsam in jahrelanger Arbeit dem Meere ab. Unser Stolz ist der Adolf-Hitler-Koog. Er ist 1 833 ha groß! 26 705 ha aber werden der Nachlässigkeit in jener vertrockneten Brotschnitte geopfert!

Was hier vom Brote gesagt wird, gilt ebenso und teilweise noch mehr vom Fleisch, von der Milch, vom Käse, vom Obst, von den Kartoffeln und so weiter. Hier anderthalb Millionen Mark Lebensmittel verkommen jährlich in Deutschland, die Hälfte davon allein in den Haushalten. Der Haushalt trägt daran, das Volk trägt daran. Tausende Adolf-Hitler-Köge müßten wir unter Mühen gewinnen, um den Verlust der Unachtsamkeit wettzumachen. Eher aber wollen wir uns zusammenraffen, die Gedankenlosigkeit ablegen und das, was uns die Erde gegeben hat, vor dem Verderb schützen.

Die Hausfrau darf stolz auf ihre große Rolle sein, die sie im Haushalte des Staates spielt, aber dieser Stolz muß sie anspornen, daß sie sich zu weiterem Dienste an der Volksgemeinschaft aufrafft!

Am Tage 10 Pfennige gespart!

Schwapp!, schwapp, schwapp! Warum nicht noch einen Schwapp ins Aufwaschwasser, Dora! Ja, warum den: eigentlich nicht?

Auf zehn Liter Wasser zum Beispiel einen Eßlöffel Imi, das genügt, um Wasser fettlösend zu machen. Woher ich das weiß? Vielleicht hat's mir ein Wichtelfräulein zugeflüstert. Oder sollte ich die Gebrauchsanweisung genau durchgelesen haben? Natürlich war anschließend daran notwendig, daß ich mir den Raumin halt des Abwaschtisches einmal ausgemessen habe. Und dann auch gleich den der Badewanne wegen der Zusätze zum Spülwasser für die Kinderwäsche. Und den Rauminhalt meines Waschtopfes. Denn es war der Tinte in ein kleines schwarzes Heftchen schrieb. Schließlich will man nicht allwöchentlich Wanneein- Wanneaus füllen.

Wir sprechen vom Sparen. Wir haben den Ehrgeiz, am Tage allein an Reinigungsmitteln zehn Sparpfennige zu schaffen. Also: wir lesen die Gebrauchsanweisungen besser durch. Noch was: wir gewöhnen uns den großzügigen Gebrauch mit der Streudose, mit der Imibüchse, mit dem Sodapaket ab. Wir messen richtig mit dem Löffel ab. Schließlich ist unser Maß-Fingerspitzengefühl keine Dezimalwaage, das grammweise funktioniert.

Lesen, messen, sich klar machen. Sich Reinigungsvorgänge vorstellen, chemische Vorgänge zu verstehen versuchen. Wartet mal, studiert nicht irgend jemand in der näheren oder ferneren Verwandtschaft Chemie?

Beim Wäschewaschen kann viel verschwendet oder viel gespart werden. Man achte zuerst auf die Beschaffenheit seines Wassers. Welches Wasser — es gibt Glückliche, die über mehrere saubere (!) Regentonnen verfügen — braucht kleine Mengen Zusätze zum Enthärten. Die Länge der Einweichzeit kommt dem sparsamen Gebrauch eines Einweichmittels zugute.

Seifenreste von Kernseife sammelt man und verwendet sie bei der nächsten großen Wäsche. Toilettenseife legt man, um sie stets trocken zu halten, auf sogenannte „Seifensparer", ovale Gummiablagen mit hochstehenden Gummizäpfchen, zu haben in hübschesten Farben.

Zur Reinigung von Fußböden nehmen heute viele Hausfrauen den Mop. Tränken ihn mit Moppolitur. Auch hier soll man wenig nehmen und die Politur gut einziehen lassen. Stets lege man den Mop in die Schachtel zurück, damit die Politur nicht verflüchtet. Bohnerwachs wird hauchdünn aufgetragen, durch das mechanische Reiben mit der Bürste soll sich das Terpentin verflüchtigen, der Wachs übrig bleiben. Ebenso verhält es sich beim Schuhoutzen. Wie wird doch mit Schuhcreme verschwendet! Schuhe brauchen nicht jeden Tag mit Creme eingerieben zu werden. Entstauben, abreiben, blank reiben genügt nicht nur, gibt sogar besseren Glanz.

Gestrichene Möbel und Türen, Badewannen, Ausgüsse und so weiter, sie werden sauber und blank, wenn wir mit Petroleum reinigen. Petroleum löst fast jeden Schmutz wundervoll und verflüchtet rasch. Es ist sparsam und angenehm im Gebrauch.

Wir wollen unseren Haushalt nicht mechanisch machen. Denken bei allem ist die allergrößte Hauptsache. So kommen wir Schritt für Schritt voran, im Interese eines gepflegten und wohlgeordneten Haushaltes, im Interesse einer kleinen Sparsumme, die uns in Notzeiten einen Rückhalt gibt.

Etwas Neues für die Hausfrau

Ein neues Gerät, das für Haushalt und Industrie in gleicher Weise zu verwenden ist: Der Universal-Greifer. Er dient im besonderen zum Festhalten von Reinigungstüchern und Lappen, die nun nicht mehr in die Hand genommen zu werden brauchen. Unser Bild zeigt die vielfältige Anwendungsmöglichkeit dieses neuen Hausgerätes. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

Schöne Kissen

Kissen sind aufgelöste Schwere. Graziles Durcheinander. Sind bestimmende Vollkommenheit für ein Zimmer und unbekümmerte Verräter deines Geschmacks. Sie sind dein Bekenntnis zur Farbe und Lebensfreude. Sie verraten eben dich ganz und gar, — Pessimismus, — Optimismus. Verschwendende Geste, — sparsamstes Abzirkeln. Uebermütige Fantasie, — armseligen Einfall — graziöses Schenken, steifleinenes Festhalten. Kissen verraten, wie du dich in sie hineinschmiegen oder heranwagen wirst, wie du sie zur Heimat deiner Träume, oder nur zur schönen Fremde machst. — Kissen sind Wesen, die um dich werben, die viel von dir verlangen, dann aber auch viel geben werden.

So ein Gebilde aus Daunen, mit feiner Schelmerei, mit bewußtem Uebermut an Farbe, Form und Schwunglinie, mit raffinierter Aufteilung der Flächen, mit bizarer Koketterie und doch erhabener Vornehmheit — —! herrlich!

Oder so ein gutmütiges Bauernstück! Mit Herzen, mit Blumen, mit Früchten darauf. Mollig und mütterlich und die unentbehrliche Zutat für die derbe Bank, die eine weiche Rückenlehne braucht. Und die Zutaten so lächerlich einfach! Abfälle sind es ja, nichts als Ueberbleibsel, Schnipselchen, die du sonst wegwirfst! Nur die Stiche sind edel, und die Muster naiv-reizend.

Aufpassen! Kissen vertragen sich schwer untereinander. Du mußt sie abstimmen auf Charakter, Temperament, Farbe, Ausdruck. Sie fordern letzte Anstrengungen von dir in bezug auf Geschmack und Wirkungssüße. Hast du Mut? Dann laß Farben brennen und lachen, leuchten und funkeln — aber dulde kein unreines Grau, kein liederliches Rot, kein infames Gelb, kein grünliches Schwarz, keine Halbheit, die nach Schwermut schmeckt und Geiz. Kissen sind ja erst vollendet, wenn sie dem Begriff Luxus unterstellt, also ein Loslassen in Schönheit und Eigenart sind.

Frauen und Kissen! Eines ohne das andere nicht denkbar. Und Frauen sind es, die immer wieder neue Ideen haben, dieses geliebte Gebilde ihrer Anmut neu sprechen zu lassen. Tausend Arten, hundert Möglichkeiten, unzählige Varianten. Gestickt, genäht, gehäkelt, gestrickt, gebatikt, gemalt! Rund, eckig, viereckig, drei-, sechs-, achteckig! So kugelt die Kissenpracht bunt durcheinander. Schwer, einzelnes herauszuholen, zu loben, zu bewundern. Ein Neues vielleicht: gespritzte Kissen! Zarte Seide, eingespannt unter formensichere Schablone, wird mit einer Spritzpistole „bemalte". Die Wirkung ist über alles Erwarten gut. Es ist ein Gebilde entstanden, das dir eine königliche Geste bestätigt, die zu tun dir das Leben so selten erlaubt.

Elfriede Jessen.

Auf der Ofenbank Foto Weller (Deike)

„Dem lieben Gott gewidmet"

Zum 40. Todestag Anton Bruckners am 11. Oktober

Von F. N. H. Schulz

Dort, wo sich der klare Himmel des nördlichen Alpenlandes über Oesterreich wölbt, wurde Anton Bruckner am 4. September 1824 geboren. Seine Wiege stand in dem kleinen Dorfe Ansfelden, wo sein Vater Schulmeister war. Sein braves Weib hatte ihm zuerst das Tonerl, danach 10 weitere Kinder geschenkt. Kaum, daß sie auf den Beinen stehen konnten, versammelten sie sich um den Vater, um ihn singend in seinem Dienst an der Orgel zu unterstützen.

Anton ging noch nicht zur Schule, als er schon die Geige und das Spinett zu handhaben verstand.

Als er 13 Jahre alt ist, stirbt sein Vater an der Schwindsucht. Der Anblick des Sterbenden erschüttert das Kind so tief, daß es am Totenbett in Ohnmacht versinkt.

Lesen, messen, sich klar machen. Sich Reinigungsvorgänge vorstellen, chemische Vorgänge zu verstehen versuchen. Wartet mal, studiert nicht irgend jemand in der näheren oder ferneren Verwandtschaft Chemie?

Beim Wäschewaschen kann viel verschwendet oder viel gespart werden. Man achte zuerst auf die Beschaffenheit seines Wassers. Welches Wasser — es gibt Glückliche, die über mehrere saubere (!) Regentonnen verfügen — braucht kleine Mengen Zusätze zum Enthärten. Die Länge der Einweichzeit kommt dem sparsamen Gebrauch eines Einweichmittels zugute.

Seifenreste von Kernseife sammelt man und verwendet sie bei der nächsten großen Wäsche. Toilettenseife legt man, um sie stets trocken zu halten, auf sogenannte „Seifensparer", ovale Gummiablagen mit hochstehenden Gummizäpfchen, zu haben in hübschesten Farben.

Zur Reinigung von Fußböden nehmen heute viele Hausfrauen den Mop. Tränken ihn mit Moppolitur. Auch hier soll man wenig nehmen und die Politur gut einziehen lassen. Stets lege man den Mop in die Schachtel zurück, damit die Politur nicht verflüchtet. Bohnerwachs wird hauchdünn aufgetragen, durch das mechanische Reiben mit der Bürste soll sich das Terpentin verflüchtigen, der Wachs übrig bleiben. Ebenso verhält es sich beim Schuhoutzen. Wie wird doch mit Schuhcreme verschwendet! Schuhe brauchen nicht jeden Tag mit Creme eingerieben zu werden. Entstauben, abreiben, blank reiben genügt nicht nur, gibt sogar besseren Glanz.

Gestrichene Möbel und Türen, Badewannen, Ausgüsse und so weiter, sie werden sauber und blank, wenn wir mit Petroleum reinigen. Petroleum löst fast jeden Schmutz wundervoll und verflüchtet rasch. Es ist sparsam und angenehm im Gebrauch.

Wir wollen unseren Haushalt nicht mechanisch machen. Denken bei allem ist die allergrößte Hauptsache. So kommen wir Schritt für Schritt voran, im Interese eines gepflegten und wohlgeordneten Haushaltes, im Interesse einer kleinen Sparsumme, die uns in Notzeiten einen Rückhalt gibt.

Schon war sowohl in formaler wie inhaltlicher Beziehung so gewaltig, daß niemand sich das Woher erklären konnte. Bruckner hatte lange an den strengen Formen der klassischen Kunst festgehalten. Seine Ehrfurcht vor den Meistern war so groß, daß es ihm freventlich erschien, über sie hinauszustreben. Als man ihn in späteren Jahren nach dem Geheimnis seines ganz unerwarteten Durchbruches zu Neuem fragte, antwortete er, immer noch ein Kind: „I hab mi net traut".

1868 bringt er seine erste Sinfonie in C-Moll heraus. Die Aufnahme in Linz ist erfreulich. Aber Bruckner fühlt, daß man ihn nicht versteht. Da bricht das Kind Gottes in sich zusammen. Sein Arzt kündigt ihm die Gefahr des Irrsinns an. Er darf nicht an seine Orgel. Er darf nicht komponieren, noch sonst irgend eine Arbeit verrichten. Alles steht auf des Messers Schneide. Er fühlt sich „gänzlich verkommen und verlassen, entnervt und überreizt". Aber in Bad Kreuzen überwindet er seine Krankheit. Und mit seiner Gesundheit wächst aus ihm heraus die große Messe in F-Moll, das innigste Gebet seiner Seele, das der Gerettete dankbar zum Himmel schickt.

1867 war Sechter in Wien gestorben, und an Bruckner erging der Ruf, die freigewordene Lehrstelle am Konservatorium zu übernehmen.

Bruckner zögert. Was soll er in Wien? Er fürchtet sich vor dieser Welt, in der der Unglaube thront, die Eitelkeit am Werke ist, der Liberalismus alle geschichtlichen Bande auflöst und Eduard Hanslick, der allmächtige Kritiker der „Neuen Freien Presse", seine Hinrichtung schon am Werke Richard Wagners vollzogen hat? Herbeck, der Leiter der Wiener Konzertgesellschaft, muß persönlich nach Linz kommen, um den Domorganisten zu überreden. Endlich gibt Bruckner nach. Am 1. Oktober 1868 tritt er seine Stellung als Professor für Generalbaß, Kontrapunkt und Orgel am Konservatorium in Wien an.

Alle seine Befürchtungen werden bei weitem übertroffen. Er steht mit seinem Kinderglauben in einer Welt des Irrsinns. Seine Gottinnigkeit prallt gegen die Bedürfnisse der Zivilisation, sein schöpferischer Geist gegen den gesellschaftlichen Anspruch. Die wendigen Handlichianer überschütten den hilflosen Meister mit Hohn. Der unendliche Atem seiner neuen sinfonischen Form wird als Formlosigkeit gebrandmarkt. Man hetzt das Konzertpublikum in eine solche Abneigung gegen Bruckner, daß er während der Aufführung der dritten Sinfonie den Saal verläßt.

Bruckners Not ist groß. Aber „Aus tiefster Not schrei ich zu Dir" wird immer mehr Zeitstern seines schöpferischen Müssens. Er schreibt die Vierte, die einige Jahre nach ihrer Vollendung sogar mit teilweisen Erfolge aufgeführt wird, danach die Fünfte mit ihrem beispiellos grandiosem Finale, das den vollendeten Durchbruch in das Reich Gottes bedeutet. Aber sein trauriges Los ist es, dieses Wunderwerk niemals gehört zu haben. Als es 1894 in Graz zum ersten Male aufgeführt wird, ist der Meister schon so schwach, daß die Reise außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt.

Seine Meisterschaft in der Verbindung von Himmel und Erde schreitet fort. Von der Siebenten an beginnt die Welt stärker auf den Meister zu hören. Dirigenten vom Range der Nikisch, Muck und Mottl setzen sich in Deutschland für ihn ein. München, Leipzig, Karlsruhe und Berlin melden Triumphe. Da überkommt Bruckner ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit und er schreibt sein Te Deum nach einem alten Text des Bischofs Ambrosius von Mailand. Das Werk wird 1886 mit gewaltigem Erfolge sogar in Wien aufgeführt und Speidel verkündet im „Fremdenblatt": Mit Stimmen und Geigen, mit Pauken und Trompeten lobt er seinen Gott ... Wie im Sturm, wie in einem Wirbelsturm trägt er seinen Herrn empor ... Das Publikum konnte sich dieser Wirkung nicht entziehen und rief den Komponisten unermüdlich."

Wagner und Bruckner
bei ihrer Begegnung in Bayreuth, von der Bruckner sagt, daß sie ihm große Anregungen für sein Schaffen gegeben habe. Eine schlichte, aber treffende Studie. (Bilder (2): Eig. Klischeeherst.)

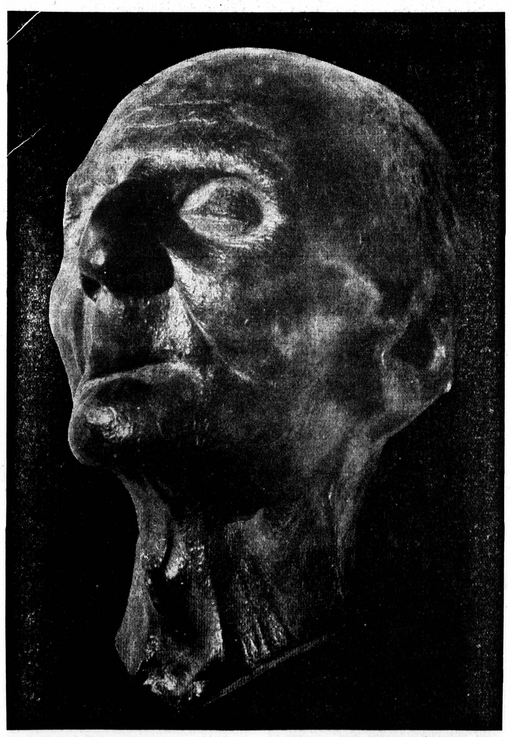
Anton Bruckner hat den Kampf zwischen dem Dämonischen und dem Göttlichen siegreich bestanden. Das Adagio wird seine vollkommene Ruhe in Gott. Es rückt in den beiden letzten Sinfonien hinter das Scherzo. Die Dämonen sind zur Ruhe gebracht.

In den letzten Lebensjahren beginnen die Ehrungen für den Meister. Man beginnt auch in Wien die Größe des Genies zu fühlen. Die Universität erneunt ihn zum Doctor honoris causa, und der Rektor der Universität begleitet das Ereignis mit folgenden Worten: „Wo die Wissenschaft Halt machen muß, wo ihr unübersteigliche Schranken gesetzt sind, dort beginnt das Reich der Kunst, welche das auszudrücken vermag, was allem Wissen verschlossen bleibt. Ich, der Rektor magnificus der Wiener Universität, beuge mich vor dem ehemaligen Universitätslehrer von Windhag."

Am 4. Juli 1895 bezieht Bruckner ein Zimmer im Kaiserlichen Lustschloß Belvedere, das schnell sein Todeszimmer werden soll. Unermüdlich arbeitet er an seiner Neunten. Er ist voll des Bewußtseins von seinem Ende. Das unsterbliche Adagio, das er „Abschied vom Leben" nennt, wird sein Schwanengesang. An die Spitze der Partitur aber setzt er die Worte: „Dem lieben Gott gewidmet". Noch am Vormittag seines Todestages schafft der Unermüdliche an dem Finale seiner Neunten.

Hugo Wolf durfte noch einen Blick durch die halbgeöffnete Tür des Sterbezimmers werfen und beschreibt das erschütternde Bild: „In einem einfachen Metallbett, in Kissen ganz vergraben, lag Anton Bruckner, mit schmal gewordenem, blassen Antlitz, den Blick starr und unbeweglich zur Decke gerichtet, auf den Lippen ein verklärtes Lächeln, und diese wie zu seligem Gesang leise bewegend, schlug er, die ganz abgezehrte Rechte auf der Bettdecke, mit ausgestrecktem Zeigefinger den Takt zu einer Musik, die nur er allein zu hören vermochte, und die der allem Irdischen schon völlig entrückte Meister mit in die Ewigkeit hinüber genommen hat."

So starb der Welt einfältigster, letzter großer Sinfoniker. Seine Gebeine ruhen in einem freistehenden Sarge unter der von ihm so sehr geliebten Orgel von St. Florian. Alles, was nach Bach groß war, strebte zu Gott. Anton Bruckner lebte in ihm.



Die Totenmaske Anton Bruckners Photo nach der Originalmaske in Wien

Der neue Mantel

M 22026 M 22024 S 22066 M 22027 M 22049

Der Wintermantel, den wir uns selbst nähen, darf dem modischen Einfluß nicht allzusehr unterliegen, denn er soll längere Zeit getragen werden. Dennoch können wir bei der Anschaffung eines neuen Mantels die hübschen Einfälle der Mode berücksichtigen, die in diesem Jahr bei der Lösung von Kragen und Revers besonders stark in Erscheinung treten.

Modelle aus „Beyers Mode für Alle."
Zeichnungen: Schröder

B 39209

M 22026. Neu an diesem sportlichen Mantel aus weichem grünen Wollstoff ist die boleroartige Teilung. An die Stelle von Pelz tritt hier Stepperei. Im Rücken eine Kellerfalte. Erf.: 3,45 m Stoff, 130 cm br. Bunte B.-u.-Schn. f. 88 u. 96 cm Oberweite.

M 22024. Sehr elegant wirkt der breite, mit Persianer besetzte Kragen an dem schwarzen Bouclémantel. Die Ärmel greifen rückwärts auf die Hinterbahn, in aufspringende Biesen abgenäht. Erforderlich: 3,15 m Stoff von 140 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte sind für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich.

B 39209. Die kleidsame Bluse aus dunkelbraunem Taft wird zu dem nebenstehenden Complet getragen. Sehr modisch ist die spitze Form der Kragenecken. Die puffigen Ärmel verbreitern die Schultern. Erforderlich: 1,80 m Blusenstoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich.

S 22066. Zu dem flotten Herbst-Complet wählt man holzfarbenen Wollstoff, von dem sich der dunkle Persianer des Kragens und der Ärmelgarnitur wirkungsvoll abhebt. Raglanärmel. Erforderlich: 3,45 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Obw. erhältlich.

M 22027. Die Form dieses Mantels aus dunkelgrünem Wollvelours mit der kleinen Pelzgarnitur ist auch für stärkere Damen vorteilhaft. Im Rücken Längsteilungen. Erforderlich: 3,65 m Stoff, 140 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte sind für 96, 104 und 120 cm Obw. erh.

M 22049. Eine neue, sehr kleidsame Ausführungsmöglichkeit zeigt der Sportmantel aus Noppenstoff. Die breiten Revers, die dem Kragen angeschnitten sind, können auch übereinandertretend geschlossen werden. Erf.: 3,90 m Stoff, 130 cm br. Bunte Beyer Schn. f. 96, 104, 120 cm Obw.

Billige Wildgerichte

Wer mit Lust und Liebe ein Wildgericht bereiten will, aber dabei sparen muß, der wird finden, daß auch aus dem Hochfleisch vom Edelwild wie Hals und Brust oder aus der Hirschzunge und der frischen Rehleber oder aus dem Blatt — alles meist sehr billig zu haben — schmackhafte, an Güte und Feinheit hochwertige Gerichte zu bereiten sind, die durchaus mit dem Braten vom Rücken und von der Keule konkurrieren können.

Wir geben als Beispiel die Bereitung eines Hirschragouts. Hals, Brust und Blatt von einem Rothirsch werden gelöstert, gewaschen, mit Knochen in gute Teile geteilt und mit Apfelwein oder Zitronensaft, Wasser, einigen Zwiebeln, 1 Lorbeerblatt und 2 Nelken gargeschmort. In Würfel geschnittener Speck wird mit 1 Löffel Zucker, 1 feingeschnittenen Zwiebel und etwas Mehl hellbraun angeröstet und mit etwas Brühe des Fleisches nicht zu dick eingekocht. Diese Brühe gießen wir schließlich auf das Fleisch und lassen es darin weichkochen. Das Fett schöpfen wir später ab und nehmen die Fleischstücke heraus. An die Sauce, die noch etwas einkochen muß, geben wir etwas saure Sahne und schmecken sie mit Salz und Zitronensaft ab. Man kann auch wohl etwas Wein hinzugeben. Das Fleisch muß in der Sauce zum Schluß noch einmal heiß werden.

Haben wir aber z. B. ein eingelöstes, schönes Rehblatt eingekauft, so können wir es auch im ganzen braten. Es läßt sich köstlich bereiten, wenn wir es in Milch marinieren oder in Apfelwein dämpfen.

Dazu häuten wir das Rehblatt, spicken es, legen es in eine Marinade aus Zwiebel- und Wurzelwerkscheiben, 2 zerdrückten Wacholderbeeren, 1 Lorbeerblatt, einigen Gewürzkörnern und roher Milch oder Apfelwein. In dieser Milch bzw. Weinmarinade lassen wir das Fleisch 3 Tage lang bei täglichem Umwenden in einer irdenen Schüssel stehen. Danach wird das Fleisch herausgenommen, gut abgetrocknet und in einen Schmortopf gelegt. 125 g heiße Butter darüber gegossen, gesalzen und von beiden Seiten angebraten. Dann legen wir die Zwiebel- und Wurzelscheiben wieder auf das Fleisch und lassen alles zugedeckt im Ofen dämpfen, bis das Wurzelwerk gelb geschwitzt ist. Inzwischen gießen wir die Marinade durch ein Sieb, lassen sie aufkochen, gießen sie dann zu dem Fleisch und lassen es unter fleißigem Begießen und Umwenden zugedeckt weiterdämpfen. Die Sauce wird vor dem Anrichten mit saurer Sahne durch ein Sieb gegeben und mit Mehl sämig gemacht.

Ein gutes Gericht ist auch das Wildgoulasch. Das Hals- und Schulterfleisch zerteilen wir in walnußgroße Stücken und braten es mit heißer Butter und würzig geschnittenem Speck und ebenso viel Zwiebeln im Schmortopf hellbraun an. Darüber gießen wir dann heißes Wasser und lassen alles etwa 9 Stunden fest zugedeckt dämpfen. Anrichten wie hat. Kann zum Schluß noch ein Glas Rotwein zugießen. Wenn nötig, wird die Tunke mit etwas Mehl sämig gemacht und mit Paprika gewürzt.

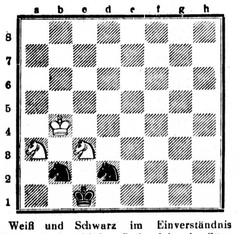
E.-S. B.

Buchecke

„Heilkräuter nach Kneipp"

Unter diesem Titel erscheint soeben in neuer Form und Bearbeitung „Kneipps Pflanzenatlas". Dem umfassenden Hauptwerk dem „Großen Originalkneippbuch". Fünf die 20 Tafeln des vorliegenden Buches mit den sieben farbigen Abbildungen von über 100 Heilkräutern entnommen. Einige Abschnitte über das Sammeln, Aufbewahren und Bereiten der Heilpflanzen, ihre genaue Beschreibung und Anwendung, je ein Verzeichnis der deutschen und lateinischen Pflanzennamen und was besonders hervorzuheben ist: ein Verzeichnis der Krankheiten mit Angabe, welche Kräuter jeweils für die Heilung geeignet sind, ist in selbständiger neuer Bearbeitung beigefügt. Ein Abschnitt „Teemischungen" und eine Uebersicht über die Sammelzeiten der wichtigsten Heilpflanzen erhöhen den praktischen Gebrauchswert des überaus nützlichen Buches. (Kart. 2.80 RM. Verlag Adolf Köstel & Friedrich Pustet. München.)

Schachaufgabe



Weiß und Schwarz im Einverständnis sollen so in der üblichen Reihenfolge der Züge spielen, daß die Könige und Springer die Plätze tauschen; dabei darf jedoch nie ein König in ein Schach gestellt werden. — Weiß zieht an. Die Bewegung der Figuren darf auf auf den 16 Feldern ai bis d4 erfolgen!

Zweifältige Scharade.

Das eine ist es, wenn der Tag erwacht;
Jedoch wie lange man gewacht,
Man findet's oft so nah in tiefer Nacht,
Und glaubt dann, daß es noch nicht eilt.
Das andere hat zweierlei Natur,
Man denk' es groß, man denk' es klein,
Es kann ein Teil von einem Ganzen nur
Und kann auch selbst ein Ganzes sein.
Mein Ganzes ist bald kalt bald warm;
Verschieden ist's bei reich und arm;
Dem Kranken leid tieb dem Gesunden,
Und kommt schon in den Morgenstunden.

Silbenrätsel.

Aus den 47 Silben:

ba — bar — chi — de — di — di — di — e — e — en — er — furt — ge — he — hof — i — ka — ker — to — kun — lus — lan — land — laus — le — lek — li — mit — na — ne — ni — pel — ra — ran — rat — ri — saff — san — schar — si — tem — ur — vi — wa — wan — zet — zir

sind 17 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Kleines Gefecht
2. Hinterindischer Strom
3. Südamerikanischer Staat
4. Stadt in Afghanistan
5. Gewürz
6. Salatpflanze
7. Erzeugnis der Bäckerei
8. Tropenfrucht
9. Afrikanische Insel
10. Berliner Vorort
11. Bauwerk f. Schaustellungen
12. Beweisstück
13. Dänische Insel
14. Stadt in Prov. Sachsen
15. Männlicher Vorname
16. Arabischer Richter
17. Russisches Gouvernement

Hat man die Wörter richtig gefunden, so geben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben ein Zitat von A. W. von Schlegel.

Bruchstückrätsel.

U—l, G—r, E—t, S—l, J—a, A—l, A—h, O—a.

Die vorstehenden Bruchstücke sollen durch Hinzufügen je eines Buchstabens in der Mitte zu Wörtern umgestaltet werden. Miteinander verbunden, ergeben diese Buchstaben ein Ausrüstungsstück für Wanderer und Bergsteiger.

Kopfwechselrätsel.

Malta — Ammi — Damm — Deckel — Sichel — Halbel — Rumpf — Barze — Nadeln — Fissel — Kuppe — Dose — Kaune.

Vorstehenden Wörtern gebe man einen anderen Kopf. Sind die zu suchenden Wörter gefunden, so ergeben deren Köpfe, miteinander verbunden, ein erfrischendes Getränk.

Logogriph.

Lingen — Idria — Raab — Kent — Alster — Binz — Lublin — Beuthen — Iller — York — Camburg — Laubenheim.

Aus vorstehenden Wörtern bilde man durch Umdeutung der Anfangsbuchstaben andere, und zwar wieder geographische Namen. Diese Anfangsbuchstaben müssen, miteinander verbunden, ein Sprichwort ergeben.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung:

1. Df6 — f7, Lh5 × f7
2. Le2 — f3 matt.

a) 1. . . . Kd5 — c6
2. Se2 — b4 matt

b) 1. . . . Kd5 — e4
2. Sa4 — c3 matt

c) 1. . . . Beliebig
2. Df7 — b7 matt.

Das Ei des Kolumbus.

Gleichbereit benutzte ein gekochtes Ei, denn er wußte, daß jedes gekochte Ei sich kreiselnd auf die Spitze stellt, das rohe dagegen nicht. Das wußte Meckertown nicht, und deshalb gab lang sein Experiment nicht.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 4. Aragonien, 10. Ar, 11. Limit, 12 Ob, 14. Pivin, 16. Lotte, 18. Del, 19. Mar, 20. Pleuten, 25. Tatar, 27. Argos, 29. Elend, 30 Niere, 31. Linde, 32. Grete. — Von oben nach unten: 1. It, 2. Dom, 3. Re, 4. Arie, 5. Alt, 6. Gin, 7. Mill, 8. Ito, 9. Rota, 10. Apostel, 13. Bergler, 15. Maten, 17. Tanger, 21. Land, 22. Erde, 23. Tang, 24. Erie, 26. Alt, 28. Ort.

Bruchstückaufgabe:

Selma, Filet, Abend, Kino, Chlor, Uran, — Elli Beinhorn.

Wortrauträtsel:

Delila, Libretto, Latona.

Fehlrätsel:

Saufewind, Eiferei, Gisela, Efeiel, Lesebuch, Moseba, Eisenach, Glaserei, Arsenal, Trefeburg, Themseinß, Aufsenik. — Segelregatta.

Ein PS

Es ist richtig, daß der Motor des Kraftwagens, wenn es die Messungen exakt haben, 30 PS im Dauerbetrieb entwickelt. Niemals aber beträgt die Kraft des Pferdes auf die Dauer eine Pferdestärke. Ganz abgesehen davon, daß es verschiedene Pferderassen gibt, ist auch sonst die körperliche Leistung eines jeden Pferdes verschieden, sie läßt sich also nicht auf einen Nenner bringen. Zudem arbeitet ein Pferd nicht ununterbrochen wie eine Maschine. Er braucht Erholungspausen, Schlaf usw. Die Leistung beträgt also niemals eine Pferdestärke sondern bestenfalls nur den sechsten Teil davon.

Die Eiskönigin im Filmparadies

„Hollywood — etwas verrückt" meint Sonja Hennie

Eine Unterredung unserer Korrespondentin Pauline Gale mit dem Filmstar

Zwei Meldungen über Sonja Henie, vielfache Weltmeisterin und Olympia-Siegerin im Eiskunstlauf und Liebling aller fünf Erdteile, lassen augenblicklich die Welt aufhorchen: die eine verkündet, daß sich die Eiskönigin mit Tyrone Power jr., dem Sohn eines Hollywooder Filmmagnaten, verloben werde, und die andere besagt, daß ihr erster Film bei der soeben erfolgten Vorführung vor Fachleuten einen ungewöhnlichen Erfolg hatte.

„Ob ich den Eislauf aufgeben werde? Nein, ganz bestimmt nicht! Ich werde ihn weiter ausüben, wenn nur zwischen zwei Filmen Zeit bleibt. Das heißt, wenn ich Glück habe und man mir eine zweite Rolle anbietet!" Das war Sonja Henies Antwort auf meine erste Frage. Mit ihrer lustigen Stupsnase, ihren immer lachenden, leicht mandelförmigen Augen und den verschmitzten Grübchen in den Wangen, ist sie die Verkörperung guter Laune und frischer Jugendlichkeit. Eingeweihte sagen, wenn sie nur halb so gut spielt, wird sie ihr eigenes Gewicht doppelt in Gold verdienen.

Liebe zum Film

„Sie glauben ja gar nicht, was für einen Spaß mir alles in Hollywood hier macht!" bekannt die Eiskönigin lachend. „Die entzückenden Kostüme sind für mich angefertigt worden, und man hat eine richtige Eisbahn im Atelier aufgebaut, nicht die übliche Imitation, auf der ich kaum gerade stehen kann. Denn Eiskunstlaufen ist nicht so leicht, wie es sich ansieht. Es ist durchaus nicht irgendein Herumgelaufe auf dem Eis, wie es einem gerade gefällt. In Generationen sind gewisse klassische Figuren ausgearbeitet worden, an denen man das Gefühl eines Eisläufers mit Genauigkeit messen kann. Es gibt 80 Meisterschaftsfiguren, die jeder im Wettbewerb beherrschen muß. Die Juroren gibt dem Läufer sechs Figuren auf, bis zur letzten Minute weiß man natürlich nicht, welche sechs es sein werden. Es ist also durchaus nicht eine Probe auf künstlerische Phantasie, sondern auf die Fixigkeit, die festgelegten Aufgaben zu bewältigen. Ich habe drei Jahre lang geübt, bevor ich wagte, die „einfache" Pirouette auf den Zehenspitzen vor der Oeffentlichkeit zu demonstrieren."

Mit 18 Jahren ging Sonja nach London und bildete den Balletstars bei der weltberühmten russischen Tänzerin Karasjavina. Sie tanzte im „Sterbenden Schwan" auf der Bahn des londoner Eispalastes, und ihre Vorstellung war so erfolgreich, daß sie zu einer Wiederholung vor König Georg V. und Königin Mary sowie dem Prinzen von Wales gerufen wurde. Sie gab Privatvorführungen ihrer Kunst vor fast allen europäischen Staatsoberhäuptern. Sie tanzte auf dem Eis vor dem König von Schweden und dem König von Belgien, selbstverständlich auch vor König Haakon VII. von Norwegen. Der norwegische König schickt ihr vor jedem Auftritt ein Telegramm. Der Führer und Reichskanzler überreichte ihr schon mehrmals herrliche Rosensträuße, von denen sie getrocknete Blumen wie eine Kostbarkeit aufbewahrt. In ihrem schönen Heim in Beverlen Hills in Hollywood enthält ein Zimmer nur all ihre goldenen und silbernen Medaillen und Plaketten.

Aerger um den Namen

Nachdem sie die Olympia-Meisterschaft 1936 im Eiskunstlauf gewonnen hatte, folgte sie einer Einladung nach USA. und trat in Los Angeles auf dem Eis auf. In fünf aufeinanderfolgenden Vorstellungen sahen insgesamt 30 000 Menschen ihre Kunst, und unter ihnen befanden sich alle Filmmagnaten. Ein Regen von verlockenden Angeboten prasselte auf sie nieder. Wer der größten Filmgesellschaften buhlten sich um ihre Unterschrift für einen Vertrag, dessen Bedingungen sie diktieren konnte. Schließlich entschied sie sich für das Angebot der 20th Century Fox Filmgesellschaft, die um den neuen Star viel bereitet wird.

„Ich brannte vor Neugier, den fertigen Film zu sehen," gestand Sonja. „Ich war es ja inzwischen gewöhnt, vor großen Mengen eislaufen. Aber die Kamera machte mich ängstlich. Bisher hatte man mich immer nur von weitem gesehen, aber hier filmte man mein Gesicht, meine Beine in Großaufnahme, und das ist doch ganz etwas anderes."

„Wie mir die amerikanischen Männer gefallen? Nicht so besonders. Ich war überrascht, wie wenig wirklich gut aussehende Männer in Hollywood sind. Nur einer . . ." Nachdenklich sieht Sonja zu Boden, während sie das sagt. „Die Frauen? Ich finde sie ja alle sehr hübsch, aber — sie sehen sich alle so sehr ähnlich!"

Trotzdem ist sie gern in der Filmstadt. „Es ist etwas verrückt, aber nett", ist ihre Meinung. Manchmal sehnt sie sich zurück, aber man wird ihr höchstwahrscheinlich aber das nach Hollywood bringen, wonach sie sich sehnt, als sie gehen ließen. Es ist ihr Bruder Leif, der in Oslo geblieben ist, und ihr schwarzer Scotchterrier „Lill", den sie oft zurückdenkt.

Wenn sie keine Aufnahme hat, schlendert sie gern in den Studios umher und sieht sich die Bauten an. Sie war jedoch sehr enttäuscht, als man sie zu einer Aufnahme der Garbo nicht hereinließ, weil es ein „Geheimbau" war.

„Glauben Sie, daß ich meinen Namen ändern sollte?" fragt sie mich unvermittelt. „Alle haben hier doch andere Namen."

„Nein", erwiderte ich sogleich. „Sonja Henie ist ein sehr berühmter und sehr schöner Name, sie dürfen ihn unter keinen Umständen ändern."

„Aber keiner kann ihn doch hier aussprechen. Jeder nennt mich „Hiena". Ich heiße aber „Henie" mit langem „i" am Ende. Das wird mich noch zur Verzweiflung bringen!"

Und sie machte ein sehr böses Gesicht, die kleine Eiskönigin in Hollywood. zb.

Sonja, wie hast du dich verändert!

Sonja Henie, die bekannte Eislaufkünstlerin, in einer Szene ihres ersten amerikanischen Films, mit dem sie ihr Debüt als Filmschauspielerin gibt. (Atlantic, K.)

Ein Tiroler Heimatfilm

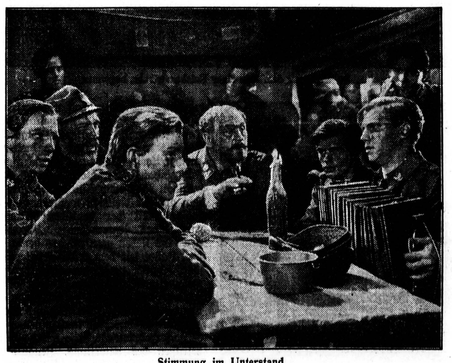
Bei uns in Deutschland ist es nicht allgemein bekannt, welche Bedeutung die Tiroler Standschützen für ihre Bergvolk haben und welche Rolle sie in der Geschichte ihres Vaterlandes spielen. Sie sind die Beschützer des heimatlichen Bodens, die gerufen werden, wenn der Feind im Anzuge ist und die Grenzen gefährdet sind. Mehr als einmal haben sie sich bewährt und haben gekämpft bis zum letzten Mann für die Sicherheit der von den Vätern ererbten Scholle.

Von diesen prächtigen Gestalten, die treu und fest in Not und Tod zusammenstehen, handelt der neue Tonfilm „Standschütze Bruggler", der für die Ufa von Peter Ostermayr unter der Spielleitung von Werner Klingler im Hochgebirge und im Atelier gedreht wurde. Dem Buch liegt der bekannte Roman von Graf Wolff-Metternich zugrunde, der den gleichen Titel trägt.

Die Handlung spielt in Tirol und führt mitten in den Weltkrieg, als die letzten Wehrfähigen aufgeboten wurden, unter denen sich junge Burschen von 16 Jahren befanden. Sie haben ihre Berge verteidigt, und ihnen ist es zu danken, wenn der Feind nicht in ihre Städte und Dörfer, ihre Täler und Fluren eindrang. Zäh und unerschütterlich hielten sie stand, bis das deutsche Alpenkorps zu Hilfe herbeieilte und später die österreichischen Truppen aus Galizien heranzegogen wurden.

In lebendigen und packenden Bildern wird geschildert, wie außerordentlich schwierig sich der Hochgebirgskrieg gestaltete und welche schier übermenschlichen Leistungen die braven Standschützen vollbringen mußten, um unter den ungünstigen Verhältnissen in Schnee und Eis, in Frost und Unwetter auszuharren und ihren Platz zu behaupten.

Unter diesen harten, unvergnügten Kämpfern, die keinen Augenblick den Mut verloren, befand sich auch der junge Student der Theologie



Stimmung im Unterstand

Hans Spitzenberger, Hans Lipp, Fritz Holbauer, Egon Lippert, Friedrich Ulmer, Erik Ploehler, Gustl Stark-Gstettenbauer und Helmut Jeserer in dem Peter Ostermayr-Film der Ufa „Standschütze Bruggler". (Photo: Ufa)

Die lustige Dicke vom Film

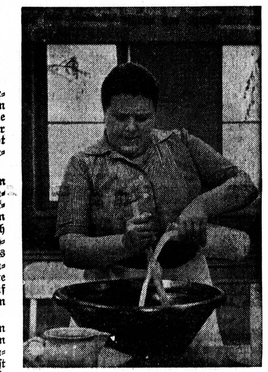
Kleines Porträt der Schauspielerin Else Reval

Bei dem Spielleiter Dr. Alwin Elling, der gerade das Lustspiel „Familie Hummel" für die Bavaria gedreht hat, treffe ich Else Reval, die sich lachend als „Die lustige Dicke vom Film" bezeichnet. Aber hinter dieser kleinen Selbstironie steckt eine fleißige Künstlerin, die nicht umsonst so oft in den verschiedensten Filmen auf der Leinwand auftaucht. Else Reval ist die ausgezeichnete „französische Provinzlerin" im Film „Varieté" gewesen, die Partnerin Weiß-Ferdls in „Befehl ist Befehl", die Heimagnatin in „Stadt Anatol" und nun die resolute, aber eindringliche „Auguste" in „Familie Hummel". Als ich sie das letzte Mal sah, unterhielt sie sich mit Aribert Wäscher über die phantastischen Aussichten, die eine Erdbohrung in Anatol haben könnte, wenn man nur Kredit hätte. Den „Kredit" beschafft man sich in einer zukunftsfrohen Stadt einfach durch luxuriöses Auftreten; das weiß auch die Frau Heimagnatin. Aber dann rächt sich die Spekulation der Nichtsnutz, und das Kartenhaus stürzt in sich zusammen. Aus der brillantglitzernden Magnatin aus der Oststadt ist die Auguste des Spiels um die Familie Hummel geworden, einer fröhlich-unbeschwerten, ganz sich unproblematischen Komödie der Irrungen, wie man sie sieht, ohne in ihr gleich die letzte Offenbarung der Kunst zu erblicken.

„Wir wollen freilich auch ein wenig Lebensphilosophie dabei treiben", sagt Else Reval, die seit der klassen Groteske im „hyperamerikanischen Stil" ist in Deutschland glücklicherweise längst vorbei. Es geht auch ohne die beliebte Serie von Purzelbäumen und Treppenkollpern; auch dieser lustige Film muß lebendig und wirklich sein, man speist unsere Filmbesucher heute nicht mehr mit Chaplinaden ab. Die gesunden und urwüchsigen Volksstücke von der Bühne haben ja auch dem Filmlustspiel neue Impulse gegeben, und ich glaube, es steht nicht schlecht um das neue deutsche Lustspiel im Film."

Die auf der Leinwand so „unproblematische" Else Reval macht sich — und gerade die Komiker sind ja oftmals Menschen mit ernsten Gedanken — gern ihr Bild vom Sinn und Wert der künstlerischen Arbeit, und sie ist ja auch nicht gestern zum Film gekommen! Sie hat eine lange Berufslaufbahn hinter sich, unsere „Vertreterin des dicken Fachs", wie ein respektloser Regieassistent sie nennt. Als vierjähriges Mädel war sie in der Berliner Staatsoper zum erstenmal auf den Brettern zu sehen, ein zierliches, kleines Persönchen, das die Zuschauer mit — Spitzentanz erfreute. 1912 wurde aus der Siebzehnjährigen eine Solotänzerin, die dann zum Schauspiel hinüberwechselte und früh zum stummen Film kam.

„Ich habe zwei Ideale!" verschießt Frau Reval, „das eine ist meine Kunst, das zweite — und das ist beinahe ebenso wichtig — mein sauberer und allezeit gastfreier Haushalt. In dem darf ich übrigens immer die — Hauptrolle spielen! Und ich halte wenig von Frauen, die nicht gute Hausfrauen sind, ob sie nun Künstler sind oder nicht. Man sage mir nichts gegen meine Späße, ich koche sie mit ebensoviel Verantwortungsbewußtsein, wie ich meine Rollen studiere."



Else Reval in dem Althoff-Film der Bavaria

Scharf es auch den Kindern ein:
Abends als Letztes
Chlorodont

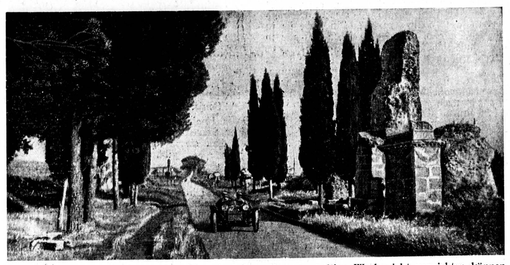
Vom Pirschpfad zur Reichsautobahn

Die Geschichte einer Straße

Blättern wir im Buche der Geschichte des Verkehrs und der Wirtschaft zurück, so ist es nicht uninteressant zu beobachten, welche gewundenen Wege diese beiden gewaltigen Faktoren auf ihrem Entwicklungsgang einschlugen, wie nach einer Zeit des Fortschritts das Neue wieder versiel und das Alte wieder neu wurde, wenn auch unter ganz anderen Umständen. Dies gilt ganz besonders für den Verkehr. Vom Altertum an gerechnet bis zum vorigen Jahrhundert bediente sich der Verkehr ausschließlich nur der Straße. Die gewaltige umwälzende Erfindung der Dampflokomotive verlegte dann den Schwerpunkt auf das Schienennetz. Die Landstraße, die bereits auf eine große Vergangenheit zurückblicken konnte, aber bereits im Mittelalter schon einen Niedergang erlebt hatte, verlor wieder an Bedeutung, ja versiel sogar der Vernachlässigung. Die letzten großen Fortschritte im Bau von Kraftfahrzeugen haben diesem Verkehrsmittel eine neue Beliebtheit verschafft. Der Verkehr ist zur Landstraße zurückgekehrt, mit dem Unterschied nur, daß die Fahrzeuge nicht von Pferden, sondern vom Motor angetrieben werden. Blicken wir heute auf das gewaltige Werk der Reichsautobahnen, das im Werden begriffen ist, so wollen wir kaum an die Länge des Weges glauben, den die Entwicklung des Straßenbaues bis zum heutigen Tage genommen hat.

Der Mensch der Urzeit wohnte vor Tausenden von Jahren in Gruben und Höhlen und war in erster Linie Jäger. Seinen ganzen Lebensunterhalt erwarb er auf der Jagd, und stets waren es die gleichen Wege, die er ging, um Auerochs und Wisent an der Tränke zu jagen. So wurden diese Pfade zum ersten regelmäßig begangenen Weg, zum Urahnen unserer heutigen Straße. Auch die jüngere Steinzeit (4000 bis 1900 v. Chr.) kannte schon „Straßen", auf denen sich die ersten Anfänge des Verkehrs entwickelten. Es sind zwei riesige Systeme in Westdeutschland, deren Linien sich auch bis auf den heutigen Tag noch erhalten haben. Das eine ist die Rheintalstraße bis zur Kölner Bucht und das andere der hessisch-niedersächsische Graben von der Wetterau an der Fulda entlang und der Werra bis zur Leine. Diese beiden Straßensysteme sind nicht nur durch Aufzeichnungen, sondern auch durch Funde, die man besonders in der Gegend von Göttingen bis Gießen gemacht hat, einwandfrei festgestellt.

Die Bronzezeit sah zum erstenmal einen Verkehr mit dem Ausland, die Anfänge des Imports und des Exports. Verschiedene Metalle, die zur Waffenherstellung und vor allem für Schmuck unbedingt notwendig waren, wie Kupfer, Zinn, Silber und Gold mußten eingeführt werden. „Depotfunde" nennt der Fachmann die Schätze, die von Großhändlern jener Zeit vielleicht bei Kriegsgefahr im Boden vergraben wurden und deren heutige Entdeckung uns über die Wege des Handels von damals wertvollen Aufschluß gibt. Demgegenüber stand die Ausfuhr, die vor allem das Gold des Nordens, den Bernstein, zum Gegenstand hatte. Forschen wir hier nach, so stoßen wir auf die sogenannten „Bernsteinstraßen", die vielleicht die ersten Fernhandelsstraßen überhaupt genannt werden können. Elbaufwärts ging die älteste von ihnen. Eine Abzweigung wandte sich durch das damals schon dicht bewohnte Saalegau weiter durch das Fichtelgebirge und Naabtal bis zur Donau. Hier traf sie auf eine andere Straße, die elb- und moldauaufwärts über den Böhmerwald ging. Ueber den Brenner schritt sie weiter fort zum Po. Eine andere Straße führte von der Elbmündung nach Massilia an der Rhonemündung, dem heutigen Marseille. Sie ging ebenfalls an den Flüssen



Die Via Appia — heute. Jahrtausende haben dieses gewaltige Werk nicht vernichten können.

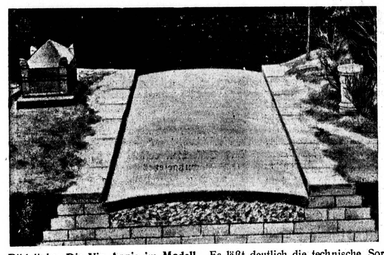


Bild links: **Die Via Appia im Modell.** Es läßt deutlich die technische Sorgfalt erkennen, mit der die alten Römer Straßen bauten. — Bild rechts: **Die „Landstraße" des Mittelalters.** Eins der zahlreichen Modelle, die in der Gruppe „Straßenbau" im Deutschen Museum, München, einen eindrucksvollen Ueberblick über den Werdegang der Straße geben.

Rhein und Mosel aufwärts zur Sonne. Ein Zweig führte wieder durch die Lüneburger Heide, das niedersächsische Bergland, weiter nach dem Oberrheintal und dann ebenfalls zur Rhone.

Hier ist zum erstenmal der Verkehrsweg aus der Entwicklung der sich von selbst ergebenden Naturwege herausgetreten. Es handelt sich bereits schon um ausgewählte Wege, die mit planmäßig angelegten Bauten allerdings noch nichts zu tun hatten. Aber auch daran machten sich die Germanen bald. Der Bau von Knüppeldämmen durch Moor und Sumpf war ihr Verdienst, eine Wegebauart, die die Römer von ihnen übernahmen und die uns auch heute noch bekannt ist.

Aber auch die klassische Antike hat bereits gewaltige Straßenbauten aufzuweisen. Schon die Karthager, die alten Aegypter und Phönizier leisteten Beträchtliches auf diesem Gebiet. Bei der Errichtung der Cheopspyramide, dem heute noch unverändert erhaltenen gewaltigen Mal der alten ägyptischen Kultur, entstand mehrere Jahrtausende vor Christi die erste Straße, die eine Pflasterung aufweist. Auch von dem gewaltigen Perserreich wissen wir, daß es Straßen besaß, deren Länge mit den Bauten der Neuzeit durchaus wetteifern konnten. Aber auch das alte China war auf diesem Gebiete nicht tatenlos. Mehrere Kaiserstraßen verließen sternförmig das alte Peking, von denen eine noch heute die größte chinesische Autostraße ist.

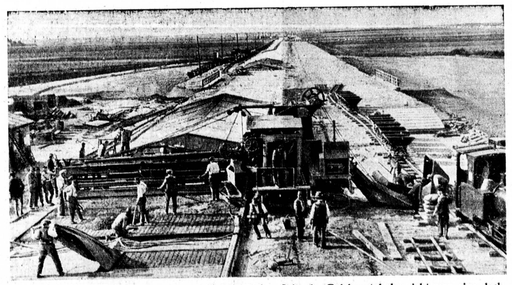
Auf dem Capitol zu Rom ist heute noch der Meilenstein zu sehen, der die Entfernungen nach den wichtigsten Städten des Imperiums angab, die ebenfalls durch riesige Straßen mit der Hauptstadt verbunden waren. Von hier gingen sie nach Spanien ebenso, wie nach Schottland, und zum Euphrat sowohl wie zum Nil. Fast 400 Reichsstraßen mit einer Gesamtlänge von 85 000 Kilometer nennt das Straßenverzeichnis aus der Zeit Diokletians. Sie sind mit einer so vollendeten Technik gebaut, daß wir sie ohne weiteres mit unserem heutigen Maßstab messen können. Die bekannteste von ihnen ist die Via Appia, die Appische Straße, die etwa 540 Kilometer lang von Rom bis Capua und später über Benevent und Tarent bis Brindisi, dem Ueberfahrtsort nach Griechenland, geführt wurde. Sie war 312 v. Chr. durch den Zensor Appius Claudius begonnen worden und stellte eine 8 Meter breite, chaussierte, mit Quadersteinen belegte Kunststraße dar. An den Seiten standen steinerne, 70 Zentimeter hohe Einfassungen. Im vorigen Jahrhundert wurde die mit Grabdenkmälern geschmückte Strecke zwischen Rom und Fratocchi ausgegraben. Wir können sie als eins der größten Denkmäler der antiken Straßenbautechnik heute noch bewundern. Diese Straßen dienten nicht nur allein strategischen Zwecken, sondern in erster Linie Handel und Wirtschaft. Außerdem waren sie die Grundlage zu einem vorbildlich ausgebauten Postwesen.

Das Mittelalter jedoch stellt eine wenig rühmliche Epoche für die Entwicklung des Straßenbaues dar. Die Beschwerlichkeiten, denen der Reisende im Postwagen ausgesetzt war, und die in erster Linie in dem kümmerlichen Zustand des Weges ihre Ursachen hatten, sind uns in zahlreichen Erzählungen und Spottgedichten jener Zeit erhalten geblieben. Im Jahre 1790 legte die preußische Regierung die erste „künstliche" Straße an, die von seiten der Staatsbürger jedoch als lästiges Uebel betrachtet wurde. Für Napoleon und sein Weltreich war die Straße eine unumgängliche Notwendigkeit, und in jener Zeit beginnt zum erstenmal ein planmäßiger Bau nicht allein in bezug auf die Richtung oder Verbindung bestimmter Städte, sondern vor allem mit technischer Sorgfalt und auf wissenschaftlicher Grundlage durchgeführt. 1747 war in Paris bereits eine Schule für Brücken- und Straßenbauingenieure errichtet worden.

Fortschritt folgte auf Fortschritt. Ein gewaltiges Straßennetz entwickelte sich in unserem Jahrhundert, bis ein neuer Stillstand eintrat. Mit der Vermehrung der modernen Kraftfahrzeuge erwiesen sich unsere Straßen als viel zu schmal und gewunden, um den Beanspruchungen durch das schnellfahrende luftbereifte Fahrzeug gewachsen zu sein. Diese Mängel waren schon längst erkannt worden, aber es geschah nichts, sei es aus Mangel an Geld oder Mangel an Initiative. Der nationalsozialistischen Staatsführung blieb es vorbehalten, sich auf diesem Gebiet durchgreifende Reformen zu schaffen. Der Führer hatte Deutschland von Ost nach West und von Nord nach Süd durchquert, und wo kein anderer vielleicht wußte er um die Unzulänglichkeit der deutschen Straße. So wurde das Unternehmen „Reichsautobahnen" ins Leben gerufen, das heute, nachdem drei Jahre seit dem ersten Spatenstich durch den Führer vergangen sind, bereits 1000 Kilometer Reichsautobahn dem öffentlichen Verkehr übergeben konnte. Wenn das gewaltige Werk vollendet sein und den ganzen deutschen Lebensraum umspannen wird, wird es nach Jahrtausenden, so wie heute noch die Straßen des Altertums, Zeugnis ablegen von einer Zeit nationaler Einigung und nationalen Gemeinschaftsgeistes, die es schuf.

(Deutsches Museum 2, Scherl Bilderdienst 1, Selle-Eysler 2, K.)

So wird mit dem Bau einer Reichsautobahn begonnen



Die Betondecke wird aufgetragen. Auf der linken Seite der Reichsautobahn sieht man eine dachartige Abdeckung, die allzu rasches Austrocknen der Betondecke verhindern soll. Davor angefeuchtete Stoffstreifen, die auf die fertige Betondecke gelegt werden.

Haus, Hof und Garten

Gedanken eines Bauern

Klein sieht der Bauer aus, wenn er die saftigen Sonnenblumen mit der Sense mäht. Dabei mißt er fast 1 Meter 90 und ist der größte im ganzen Dorf. Doch wirkt er klein neben den hohen, langstieligen Sonnenblumen, die er als erster im Dorf feldmäßig anbaute. Mit dem Erfolge, daß er vor einigen Jahren, als das Futter für die Haustiere knapp war, seinen Nachbarn viel und fett durch den Winter brachte. Der Bauer hatte die Sonnenblumen als sie noch voller Saft standen, kurz vor der Blüte abgemäht, auf dem Hofe kleingeschnitten und dann in genauesten Gruben eingestiert. Aus dem Schofze der Erde konnte er so immer Futter holen, sobald das Vieh es brauchte. Und diese Weisheit verdankte er einer Zeitung, in der auf die Vorteile des Sonnenblumen-Anbaues hingewiesen war und darauf, daß der Bau der Zementgruben sogar vom Staate gefördert würde.

Der Bauer denkt viel nach. Während der einsamen Feldarbeit hat er ja Zeit, das in der Zeitung Gelesene zu verarbeiten und sich nachmals zu überlegen. An den Nachbarn denkt er während die doppelt mannshohen Halme der Sonnenblumen unter den gleichmäßigen Sensstreichen fallen. Sparsam ist sein Nachbar — und bringt es doch zu nichts Rechtem. Wohl weil er am falschen Ende spart. Oder vielleicht ist es gar keine Sparsamkeit, sondern schon mehr ein Knickern am unrechten Platze. Denn schließlich hätte ja auch sein Nachbar rechtzeitig mit dem Sonnenblumen-Anbau beginnen können, auch der Nachbar hätte in diesem Jahre eine schöne und reiche Flachs-Ernte bergen und ausliefern können, wenn er nicht im Vorjahre — es war nach der Frühjahrsbestellung — plötzlich auf den Gedanken gekommen wäre, seine Zeitung abzubestellen und so — wegen einiger Groschen — die Verbindung zwischen sich und der Welt einfach abzubrechen. Er hat es ja bald bereut, nicht nur, weil er nichts über Flachs- und Sonnenblumen-Anbau erfuhr, sondern auch, weil er es eben einfach nicht aushalten konnte, sozusagen „im luftleeren Raum zu schweben". Er brauchte einfach eine Zeitung. Inzwischen war im zwei Kilometer entfernten Kirchdorfe das 250jährige Stiftungsfest des Gesangvereins mit Pauken und Trompeten gefeiert worden, ohne daß der Nachbar etwas davon erfahren hatte. Und auch, daß bei seinem Vetter nach drei Mädchen endlich der heißersehnte Stammhalter eingetroffen und länst schon getauft war, war ihm durch die Abbestellung der Zeitung unbekannt geblieben. Es war noch nicht ein Monat vergangen, als der Nachbar dem Postboten sagte, er möchte doch wieder die Zeitung bringen.

Und durch den Postboten hatte es auch der Bauer erfahren, der eben damit beschäftigt ist, die frisch geschnittenen Sonnenblumen auf den Wagen zu laden.

Bald liegt hier ein hoher grüner Haufen auf dem Gefährt. Im Schritt lenkt der Bauer die Pferde zum Hofe. Sein Blick bleibt an der Wetter-Ecke, der Lücke zwischen den beiden Altholz-Beständen, haften. Die Wolkenwand dort dicht über dem Horizont auf. Und nun entsinnt sich auch der Bauer, daß in der Zeitung besseres Wetter in Aussicht gestellt wurde. Ja, er braucht gutes Wetter, genug Feuchtigkeit hat die Erde geschluckt, jetzt zur Bergung der letzten Rüben ist die Trockenheit recht erwünscht, damit der Acker nicht grundlos wird, und die mit Rüben hochbeladenen Wagen nicht allzutief im fetten Boden versinken. Ob seine Pferde die anstrengenden Monate in denen die Rüben zur Zuckerfabrik gefahren werden, wohl durchhalten? Der Bauer betrachtet besorgt die linke Stute. Manches Fohlen hat sie ihm geschenkt, manches Jahr treu gedient. Aber das Alter drückt, und der Bauer will die Stute nicht mehr zu den schwersten Arbeiten verwenden. Sie ist mager geworden in den letzten Monaten. Trotz reichlicher Fütterung fielen die Flanken immer mehr ein. Der Bauer entsinnt sich, daß neulich erst von einem Fuhrunternehmer in der Stadt einige junge, starke Arbeitspferde zum Verkauf angezeigt wurden. Wie hieß er doch nur? Der Bauer kann nicht auf den Namen kommen.

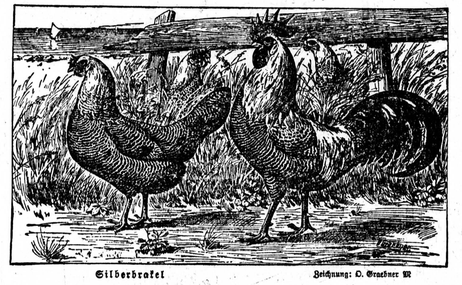
Als er die Fuhre abgeladen hat und die Dunkelheit Feierabend gebietet, will der Bauer nochmal nach dem Anzeiger suchen. Unter den Spiegel hat er die Zeitung gelegt, das weiß er genau. Aber sie liegt nicht da. Ja, was ist denn das? Die sechsehnjährige Tochter errötet, als der Bauer sie nach der Zeitung fragt. Sie kramt sie aus einem verborgenen Fach ihres Nähtisches hervor, ganz klein gefaltet ist das Papier. Der Bauer sieht sie einen Augenblick scharf an. Doch er sagt nichts, er schmunzelt nur. Denn er weiß, warum sein Kind errötet: es liest den Roman in der Zeitung, und es ist wohl das erstemal, daß die Tochter einen Roman liest.

Doch als das Mädchen den Raum verlassen hat, und nachdem sich der Bauer die Adresse des Fuhrunternehmers ausschnitt, schlägt er selber den Roman auf und vertieft sich in die Fortsetzung. „Es ist doch merkwürdig", denkt der Bauer, „da sitzen irgendwo, fern von hier, Menschen, die ich gar nicht kenne und die ich nie kennen werde. Und diese Menschen tragen das Wissen und Können anderer Menschen zusammen zu einer Zeitung. Und ich nehme teil an ihrem Wissen, ich lerne von ihnen und werde von ihnen unterhalten, es ist doch schon eine merkwürdige Welt!"

Und er streichelt mit seiner harten Hand liebkosend über das Papier der Zeitung.

Das Silberbrakelhuhn / Von Johannes Voigt

Das Silberbrakelhuhn ist eine schwer zu züchtende Zeichnungsrasse. Um es in erster Linie zu einem brauchbaren Wirtschaftstier zu machen, wird viel Wert auf gedrungene, kräftige Körperform, sogenannte Landhuhnform, gelegt. Typische Rassemerkmale, wie schöner, voller Legebauch sowie breite gewölbte Brust zeichnen ein gutes Wirtschaftstier ganz besonders aus.



Silberbrakel Zeichnung: O. Graebner M

Schlanke, hochgestellte Tiere, auch wenn die Zeichnung noch so gut sein sollte, kommen weder für die Ausstellungs- noch für die Nutzzucht in Betracht.

Silberbrakel sind genügsam, fleißig im Futtersuchen und eignen sich daher besonders für Freiland. Da diese Rasse bodenständig ist, zeichnet sie sich durch Widerstandsfähigkeit aus, wie sie überhaupt unseren klimatischen Verhältnissen völlig angepaßt ist. Die Schnell- und Frohwüchsigkeit hat viel zur Verbreitung der Brakel beigetragen.

Im Alter von vier bis sechs Monaten ist die Rasse legereif. Es ist entschieden vorteilhafter, wenn die Legetätigkeit nicht zu früh eintritt, weil berücksichtigt werden muß, daß das Tier erst kräftig auswachsen soll.

Das Durchschnittsgewicht der Eier beträgt 60 g. Infolge seiner Vollkörperigkeit liefert das Silberbrakelhuhn einen feinen Bratenschofzwohl es weniger Fleisch, sondern in erster Linie Legehuhn sein soll. Zu den Nichtbrütern gehörend, kann daher diese Rasse als fleißige Legerasse sehr warm empfohlen werden.

Was nun die Schönheit in bezug auf die Gefiederzeichnung anbetrifft, liegt diese in der klaren, silberweißen Grundfarbe und der schwarzen Bänderzeichnung. Tiere mit gelbschimmernder Grundfarbe und zu fahler Bänderzeichnung verlieren bedeutend an Wert.

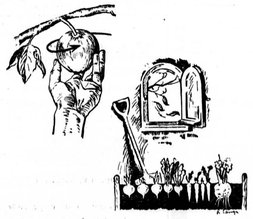
Selbstverständlich kommt außer der charakteristischen Rasseeigenschaft: „Farbe und Zeichnung" noch, wenn auch an zweiter Stelle, die Bewertung von Kamm, Ohrscheiben und Kehllappen in Frage.

Blumenpflege im Oktober

Wenn du dich im Winter an blühenden Hyazinthen auf Gläsern" ergötzen möchtest, dann ist es jetzt Zeit, daß du dir kräftige, gesunde Hyazinthenzwiebeln verschaffst. Jedes Hyazinthenglas füllst du so hoch mit Wasser an, daß die in den Kopf des Glases gelegte Blumenzwiebel von diesem nicht berührt wird. Dann setzt du zu ihr ein Papierröllchen auf und stellst sie vorläufig in einen kühlen, möglichst dunklen Raum. Auch zwischen den Doppelfenstern können sie stehen, nur darf es dort nicht hineinfrieren. Ins Wohnzimmer nimmst du sie erst, nachdem sie ihre Gläser mit zahlreichen Wurzeln angefüllt haben werden.

Die meisten deiner Zimmerpflanzen wollen im Winter sich etwas ausruhen und lassen daher in ihrem Wachsen nach. Darum werden sie von jetzt ab weniger gegossen. Aber trotzdem muß ihre Erde stets noch mäßig feucht bleiben. Als Richtschnur für das Begießen der Zimmerpflanzen im Winter merke dir: Je mehr der Blumentopf mit Wurzeln angefüllt ist, desto öfter muß die Pflanze begossen werden. Im allgemeinen wird's also so sein: Eine große Pflanze im kleinen Topf öfter gießen als eine kleine Pflanze im großen Topf. Vergiß auch nicht, im Wohnzimmer für genügend feuchte Luft zu sorgen. Stelle möglichst flache Gefäße, stets mit Wasser gefüllt, auf Ofen und Heizkörper. Mindestens benutze die bekannten Wasserbehälter aus Ton, die man an die Heizkörper hängt.

Nimm Aepfel und Birnen nie zu früh vom Baum. Sonst welken sie und erhalten nicht genügend Würze und Geschmack. Ernte sie erst dann, wenn sie sich bei einer geringen Handdrehung mit ihren Stielen von ihrer Ansatzstelle leicht lösen. Die eigentlichen Winteräpfel und Winterbirnen erhalten ihre Genußreife erst einige Zeit nach ihrer Ernte. Sie müssen bis dahin in einem kühlen, möglichst dunklen Raum, der bei



frostfreiem Wetter stets gelüftet werden muß, lagern. Am besten halten sie sich bei 2 bis 6 Grad. Von Zeit zu Zeit sieht man das Obst durch und entfernt alle schlechten Früchte. Obst nimmt leicht fremden Geruch und Geschmack an; darum lagere es möglichst für sich allein.

Dein Wintergemüse bringe, wenn Frost kommt, in den Keller. Du schüttest auf den Kellerboden eine Schicht Sand, in dem du reihenweise Mohrrüben, Sellerie, Lauch, Wintersalat und Kohl mit den Wurzeln eingräbst. Oelfne an jedem frostfreien Tage diese Kellerfenster, halte den Sand nicht trocken und entferne ab und zu alle faulen Teile der Gemüse. Außerdem pflanze dir einige Petersilienwurzeln und Schnittlauchstauden in Blumentöpfe. Die setzst du in deine Küche ans Fenster. Dann kannst du im Winter weißen Käse mit eigenem Schnittlauch und Kartoffelsalat mit eigener Petersilie auf den Tisch bringen.

Der Geflügelhof im Oktober

Bei guter Witterung kann das Geflügel auch im Oktober noch auf der Weide sein. Leere Kartoffel- und Rübenschläge bieten nun eine Menge Nahrung. Sobald allerdings anhaltend naßkaltes Wetter einsetzt, ist es besser, sie in feste Ställe zu nehmen; denn Nässe und Herbststürme, denen die Tiere auf der Weide bei unzureichendem Schutz ausgesetzt sind, beeinträchtigen das Legen sehr. — In den neuen Kartoffeln haben wir eine willkommene und billige Nahrungsquelle für das Geflügel. Man darf allerdings nicht den Fehler begehen, nun plötzlich vom Körnerfutter auf einseitige Kartoffelfütterung übergehen zu wollen. Bei Futteränderungen ist immer ein langsamer Uebergang notwendig, und einseitige Fütterung ist stets zu vermeiden. 40 g Kartoffeln werden je Huhn und Tag in zwei Mahlzeiten, mit einem eiweißreichen Mischfutter und etwas Magermilch verknetet, gegeben. Das Mischfutter soll dabei etwa folgendermaßen zusammengesetzt sein:

20 % Eiweißfuttermittel tierischer Herkunft (Fischmehl, Fleischmehl oder Tierkörpermehl, je nachdem, was erhältlich).
10 % Eiweißfuttermittel pflanzlicher Herkunft (Soja-, Erdnuß- oder Weredelbohnenschrot. Leinkuchen oder Erdnußmehl).
3 % Schlämmkreide.
2 % Holzkohle.
35 % Weizenkleie.
40 % Getreideschrote.

Der Einfachheit halber können auch die erwähnten 35 %, die doch in der Hauptsache zugekauft werden müssen, durch ein fertiges Konzentrat (Mischfutter) ersetzt werden. Dieses Mischfutter soll nebenbei auch trocken zur Verfügung stehen. Gegen Abend werden etwa 50 g Körner je Huhn gereicht. Diese Fütterung kommt in gleicher Weise für Jung- und Alttiere in Betracht. — Vorbeugend gegen Erkältungskrankheiten, insbesondere der Atmungsorgane, wird dem Trinkwasser während des Winters zweimal wöchentlich Chinosol oder Sulfoliquid zugesetzt. Diese Maßnahme allein genügt jedoch nicht, um Erkältungen sicher fernzuhalten, sondern es gilt vor allen Dingen andere Ursachen abzustellen. Zugluft und Feuchtigkeit im Stall und besonders in der Nähe der Sitzstangen müssen unbedingt vermieden werden, da sie stets zu Erkältungen führen. Deshalb sind jetzt die Ställe auf Undichtigkeiten der Wandungen und Dächer hin zu prüfen. — Das Abschlachten der Althühner und Junghähnchen wird weiter fortgesetzt. Sollen sie zum Verkauf kommen, so müssen sie einwandfrei geschlachtet und appetitlich hergerichtet sein. Das Schlachten erfolgt nach den Grundsätzen des Tierschutzgesetzes nach vorheriger Betäuben durch einen Schlag auf den Kopf. Die Halsschlagadern werden entweder durch einen Schnitt, der direkt im Hals durch den geöffneten Schnabel ausgeführt wird, geöffnet. — oder durch einen Stich von außen hinter die Ohrscheibe. Der Kopf muß auf alle Fälle daran bleiben. Das Rupfen hat vorsichtig, ohne die Haut einzureißen und ohne vorheriges Brühen zu geschehen.

Dr. A. Brauer.

Wissen Sie das?

Die Obstmade ist eigentlich keine „Made", sondern eine Raupe, die aus den Eiern des Apfelwicklers entsteht. Der Apfelwickler, ein kleiner, grauer, etwas gefleckter Schmetterling, legt seine Eier etwa von Juni ab einzeln auf die Früchte. Die auskriechende Raupe frißt gewöhnlich zuerst an den vertrockneten Staubgefäßen, die deswegen durch eine rechtzeitige Spritzung mit einem arsenhaltigen Mittel vergiftet sein sollen. Sie verpuppt sich später hinter Rindenteilen. In manchen Jahren und manchen Gegenden treten in einem Jahre zwei Generationen auf.

Schfd.

Die kleine Diebin.

Als Gretchen eines Morgens ihre Mutter dabei überraschte, wie diese gerade ihr Gesicht mit einer duftenden Creme behandelte, war sie fast sprachlos. „Mutti", brachte sie mit der ganzen Empörung ihrer 16 Jahre, „hast Du denn so etwas nötig? Bei Deiner schönen glatten Haut?" „Wahrscheinlich", sagte Frau Kindler lachend. „Wenn Du erst so alt bist wie ich, wirst Du es genau so machen". „Niemals Mutti, darauf kannst Du Dich verlassen"!

Spornstreichs rannte Gretchen zu ihrer Freundin Inge, um ihr die schreckliche Entdeckung unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit anzuvertrauen. Merkwürdigerweise war Inge aber garnicht empört. „Deine Mutter hat vollkommen recht. Soll sie zusehen, bis sie alt und runzlig wird oder ist es Dir nicht lieber, Du hast noch lange, lange eine junge Mutter hat die man oft für eine Schwester hält? Im übrigen gestehe ich Dir ganz offen, ich pflege meine Haut ebenfalls. Weißt Du noch, wie gräßliche Mitesser und Pickel ich hatte"? „Na und"? fragte Gretchen gelaunt. „Wie hast Du sie wegbekommen"? „Will ich Dir verraten: mit Marnlan-Creme".

Nachdenklich ging Gretchen nach Hause. Mutter war ausgegangen. Muß doch mal sehen, dachte Gretchen, was Mutti für eine Creme nimmt. Wie verblüfft war sie, als sie im Nachtisch der Mutter Marnlan-Creme entdeckte. „Alle diese Creme, die Inge nimmt! Ob ich es auch einmal versuche"? Und dem einen Mal — ach wie erfrischend, dachte Gretchen — wurde eine regelmäßige Behandlung, natürlich aus Mutters Dose. Und als Frau Kindler eines Tages die auffallende Verschönerung von Gretchens Haut bemerkte, wurde ihr auf einmal klar, warum ihre Marnlan-Creme jetzt immer ein so rasches Ende fand! „Dummes Mädel, hättest Du ein Wort gesagt, hätte ich Dir eine Dose geschenkt. Jetzt wirst Du Deiner alten Mutter keine Vorwürfe mehr machen". „Alte Mutter", sagte Gretchen und flog ihr um den Hals. „Mutti, Du sollst Deine Haut immer mit Marnlan-Creme pflegen, damit Du so lieb, so süß, so tunst bleibst wie heute"! Jeder, der Marnlan-Creme verwendet, macht die gleiche beglückende Erfahrung. Aber man muß sofort handeln. Warten Sie keinen Tag! Der Marnlan-Vertrieb sendet Ihnen in kosten. los eine Probe der Marnlan-Creme, dieses rein deutschen Markenartikels. Mehr als 31 000 Dankschreiben, die Kahl ist natürlich beglaubigt, liegen vor, und alle Verbraucher äußern sich begeistert über die Wirkung der Marnlan-Creme. Schon der Versuch der nichts kostet, wird Sie beglücken! Schneiden Sie den Gratis-, bezugsschein aus, legen Sie ihn in einem mit 3 Pfg. frankierten Umschlag, der offen bleibt, und auf der Rückseite den Absender trägt. Sie erhalten — gleichfalls umsonst — das wichtige Buch über die beste Schönheitspflege.

Gratisbezugsschein: An den Marnlan-Vertrieb. Berlin 184, Blücherstraße 29. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marnlan-Creme und das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen.

Newton – ein schlechter Geschäftsmann

Daß Gelehrte meistens schlechte Geschäftsleute sind, bewies Newton, der als Präsident der Akademie der Wissenschaften in London einst ein sehr wertvolles mathematisches Instrument aus Deutschland zum Geschenk für sein Institut erhielt.

Man bat ihn, selbst zum Zollamt zu gehen. Er tat es bereitwillig, als er aber dort gefragt wurde, wie der Wert des Instrumentes zu berechnen sei, sagte er in der Begeisterung über die Bereicherung der Akademie:

„Ach meine Herren! Wie kann ich das? Dieses Instrument ist von unschätzbarem Wert."

Zum Schaden der Akademie wurde daraufhin nun die deutsche Sendung mit einem sehr hohen Zoll belegt.

Man hat nie mehr Newton gebeten, auf das Zollamt zu gehen. L. V.

Das Maß ist voll

Karin ist der Schrecken der Klasse. Karin hat ein Mundwerk wie eine Klappermühle und ist um keine Antwort verlegen. Neulich wird sie vom Lehrer heftig getadelt, aber Karin verteidigt sich in einer Weise, daß der Pädagoge das Buch in die Ecke wirft und aufschreit: „Jetzt ist das Maß voll!" Worauf Karin erwidert: „Na, denn Prost!" („Jugend.")

Der Grund

Pianist (nachdem man ihn lange gedrängt hat): „Na, meinetwegen! Wenn Sie mich durchaus hören wollen . . .! Was soll ich denn spielen?"

Gastgeber: „Egal! Wir wollen nur unsere Nachbarn ärgern." („Le Rire.")

Richtig am Ort

„Ich bin hier in die Stadt gekommen, um zu heiraten. Aber ich will eine Frau haben, die das strikte Gegenteil von mir ist."

„Oh, dann sind Sie hier richtig! Es gibt hier eine Menge intelligente Mädchen." (Answers.)

Darum

Richter: „Wie kamen Sie dazu, zwei Gläser nach dem Kläger zu werfen?"

Angeklagter: „Das erste traf ihn ja nicht!"

Kein Platz

Während des spanischen Erbfolgekrieges kam ein Hidalgo, edel wie der König, aber arm wie Hiob zur Nachtzeit in ein deutsches Dorf.

Mitternachtstunde war es, da klopfte er an die Tür der einsamen Schenke:

„Herr Wirt macht auf!"

Endlich meldete sich der Mann und verschlafen fragte er in die Nacht hinaus:

„Wer ist denn da?"

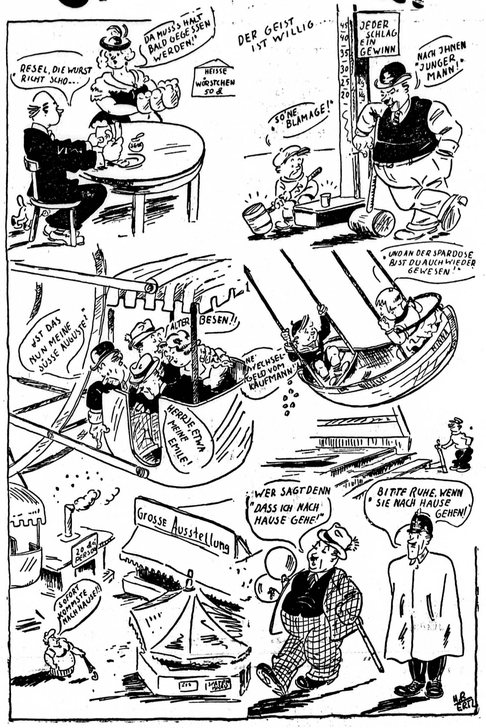
„Es ist Don Juan Hermandez Rodrige de Villano, Marquels de Malafara, Graf von Antonio, Ritter von Santiago, Alcantigues und Alcantara."

„Reitet weiter! Reitet weiter! Für so viele Herren habe ich keinen Platz!"

Wupp schmiß der Wirt das Fenster zu.

P. v. Z.

Oktober-Rummel



Gutes Geschäft

Viele Jahre vor dem Kriege erschien in der Universitätsklinik von Kiel ein stämmiger Landmann — anscheinend Mitte der vierziger Jahre — und bot dem Geheimrat v. Esmarch sein Skelett zum Verkauf an.

„Aber mein Bester", meinte Esmarch, „da würden wir am Ende doch ein wenig zu lange warten müssen, bis wir den Besitz antreten könnten — was wollen Sie denn überhaupt mit dem Gelde anfangen?"

„Ich will nach Australien auswandern, Herr Geheimrat." P. v. Z.

Offene Kritik

Maler Klecksel führt einem Bekannten seine Werke vor.

„Dies hier", erklärt er bei einem Bild, das auf den ersten Blick ein erhebliches Durcheinander von Farbenklecsen darstellt, „dies ist meine Frau."

Der andere schweigt betroffen. Nach einer Weile meint er zögernd:

„Sie haben doch wohl keine Kinder?"

Im Kleinwagen

Mann: „Der Wagen zieht nicht mehr. Die Straße ist zu steil: Wir sind zu schwer."

Frau: „Sollen wir nicht den Picknickkorb leeressen, um leichter zu werden?"

Keine Gefahr

Als der berühmte Komiker Beckmann am Königsstädter Theater engagiert war, mußte eines Tages bei einer Dachreparatur der Blitzableiter für einige Zeit entfernt werden. Eine Kollegin Beckmanns geriet darüber in Sorge, der Komiker aber tröstete sie: „Mag dich nicht auf, Elvira — im Königsstädter Theater hat noch nie etwas eingeschlagen!" (Jugend)

Der Pfau

Die kleine Anna ist zum Besuch bei ihrer Großmutter auf dem Lande. Zum erstenmal in ihrem Leben sieht sie einen Pfau. Aufgeregt läuft sie ins Haus zurück und ruft: „Oh, Großmama, komm schnell! Hier ist ein ganz aufgeblühtes Huhn!" (Jugend)

Unter sich

„Wie war es denn in der Frauenversammlung? Wer hat gesprochen?"

„Alle bis auf die Rednerin! Die ist nicht zu Wort gekommen!"

Der in der Mitte

Während eines Aufenthaltes in Breslau besah der Alte Fritz die dortige Irrenanstalt. Bei der Führung durch die verschiedenen Gebäude schritt der Direktor dem König auf einer Wendeltreppe voran, und hinter seinem Herrn ging ein Adjutant.

„Sage er mir doch", fragte der König, sich an den Direktor wendend, „wie bekommt er denn die Kranken diese enge Stiege herauf?"

„Ganz einfach, Majestät: ein Führer geht voran, einer bildet den Beschluß — und der Narr geht in der Mitte."

Friedrich lächelte und meinte zur größten Bestürzung des Direktors:

„So, so . . . ei, ei . . . da wollen wir doch lieber die Plätze wechseln. P. v. Z.

Ihr quälender Husten

der Sie nun schon so lange plagt, gibt zu denken. In derartigen Fällen heißt es, der überreizten Atmungsschleimhaut damit zur Hilfe zu kommen, daß man ihr solche Heilstoffe zuführt, die sie richtig widerstandsfähig gegen die Schädlichkeiten machen, die durch dem Reizzustand Einhalt geboten und Schlimmeres verhüten. — Sie brauchen da nicht lange umsehen zu helfen, denn „Silphokralin" ist das Mittel, das bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane, auch bei Asthma, den Erfolg verschafft. „Silphokralin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original-„Silphokralin". — Packung mit 40 Tabl. „Silphokralin" RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Adresse Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusendung d. interess. illustrierten Aufklärungsschrift S 503 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Tapezierer-Meister Teppiche, Matratzen, Gardinen, Läufer, Polstermöbel Zahlungserleichterung Teppich Frick, Essen 28

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf, für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf.. Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit. 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn Postscheckkonto: Westfäl Volksbl., Paderborn Hannover 1534

Vertrauen gegen Vertrauen

Unsere verehrten Inserenten setzen ihre Ware der allgemeinen Kritik und dem Urteil aller Leser unserer Zeitung aus. Sie bezeugen damit ein großes Vertrauen in die Güte und Preiswürdigkeit ihrer Anebote. **Verdienen deshalb die Anzeigen dieser Firmen nicht auch das Vertrauen der Leser?**

Hafreiter's Kräuter-Dragees

gift- und fabrfrei, unschädlich, gegen

Kropf/Basedow

Preis: 1 Orp.-Pckg. Mk. 3.45
Kur = 2 = = 6.75
Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow...
Friedrich Hafreiter
Gauting bei München

Heirats-Wünsche

finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung

Der 7. Tag

Auflage II.V./36: 33787

Bis Montag früh eingehende voraussbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

Für 29.- Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf - Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.-. Katalog über Fahrräder u. Lampen frei
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Alte Woll- und Strick-Sachen verwerten Sie bestens beim Einkauf schöner Schlafdecken, Läufer, Damen- u. Herrenstoffe. Für was Interesse? Bracht & Döcher Entlich. (Mitteld) 50 Wollverwertung

Deutsche Markennähmaschinen ab RM 124.–, Zick-Zack ab RM 198.— Ritter, Paderborn, Markt 8 Besichtigung erbeten

2 Pf. kost' jede Marke, welche Sie ohne Entnahmezwang von mehr. Einheits-Auswahlen entn. können. – Probeheft 1 pfg. Standesangabe. Alle Briefe, Markenh., Hamburg 36/735

Graue Haare sind in 8 Tagen naturtreu durch „Nico-versilbrin". Fl. 90 Pf. portofrei (Nachnahme 20 Pf. mehr) O. Blocherer Augsburg b/29

Kieler Matrosen-Kinder-Anzüge, Kleider und Mäntel. Gratisbemust. Angebot u. Preisliste. — Alter, Körpergröße (Scheitel, b. Fußsohle), Knabe od. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offiziersstoffe, Yachtflusfergen, farb. Kammgarne f. Anzüge, Damenmäntel, Flosstüme, Kleider 3-4 monatl. Ratenzahlungen. Marine-Versandhaus Bernh. Preiler, Kiel 84

Raucher Einfache Abgewöhnung. Prospekt gratis. Erfolg garantiert. Rund-Auskunft kostenlos. Rönn, Nürnberg 25 Fach

die neue linie
das Monatsblatt für Menschen von Geschmack. Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode, Architektur. Jedes Heft mit prächtigen Bildern, Beiträgen erster Autoren. Überall für 1 Mark erhältlich
Verlag Otto Beyer, Leipzig C 1

Reelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, ½- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall., auf meine Kosten zurück. **Willy Mantzopffek**, Gänsemästerei, Neutrebbin 92c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Expeditionsgebäude

Nr.		Mk. Pf.
10	**Schweres Stuhltuch** auch Haubtuch genannt, dauerhaft u. reißfest, für strapazierfähige Bettücher usw. verwendbar. Breite 150 cm,	per Meter 1.19
11	**Kräftiges Baumwolltuch** ungebleicht, geeignet für reißfeste Bettücher und sonstige strapazierfähige Wäschestücke Breite 140 cm,	per Meter -.85
12	**Schlafdecken** samelhaarfarbig, feste haltbare, warme Sorte, mit hübscher Bordüre, daher vielseitig verwendbare Gebrauchsdecke dieser Art. Größe 130×190 cm,	per Stück 2.70
13	**Handtücher** mit rot-weißem Grund u. weißer echter Kreisenbordüre, haltbare Gebrauchsware dieser Art. Die Kanten dieses Tuches sind nicht ganz regulär eingewebt. Breite 40 cm,	per Meter -.25

Hier handelt es sich um ein Handtuch, welches in dieser einfacheren Art gut zu gebrauchen ist.

Versand erfolgt per Nachnahme. Bei Bestellungen über Mk. 20.– portofreie Lieferung.

Garantie: Was trotz der Preiswürdigkeit nicht entsprechen sollte, wird anstandslos zurückgenommen und der volle ausgelegte Betrag zurückerstattet.

JOSEF WITT G.m.b.H.
WEIDEN-160 (OPF.)
5000 Arbeiter und Angestellte sind in meinen sämtlichen Betrieben beschäftigt.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

5. Jahrgang – Nr. 42 Sonntag, 18. Oktober 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die kleine Stadt

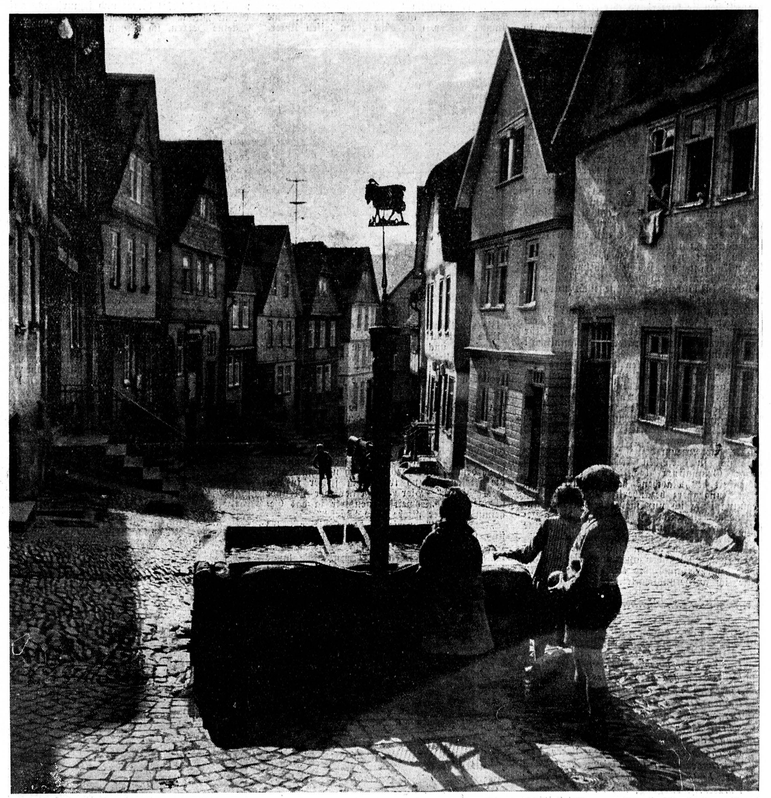
So denkt sie sich vielleicht noch mancher und zeigt dabei ein leises, herabsetzendes Lächeln: Völlig abgeschnitten von aller Welt, ohne Bahnhof und „Reichsverkehrsstraße 1", höchstens mit einer Kraftposthaltestelle am Gasthof „Zur alten Linde", liegt sie irgend im Land. Um einen rissigen uralten Kirchturm sammeln sich die kleinen schiefen Häuser, durch die das windstille Leben völligen Genügens und völliger Verlassenheit geht. So weiß man den Hahn auf dem Kirchturm sehen kann, sind die Kleinstädter im Leben gekommen, und wer mal in der Kreisstadt war, hat eine weite Reise gemacht. Im übrigen halten die Bürger vor ihren Türen den neuesten Klatsch feil und gucken sich gegenseitig in die Kochtöpfe. Schrecklich muß das sein, o furchtbar!

Gott dank, das ist die kleine Stadt nicht, die wir als Zierde unseres deutschen Landes preisen und die wir aufsuchen, um unser Auge und Herz zu erfreuen. Die kleine Stadt, in der die Handlung eines alten verstaubten Theaterschmarrens aus dem Biedermeier spielt, kann vielleicht so sein, und daher haben vielleicht die ihr Urteil, die so sprechen, wie wir es oben geschildert haben. Aber die neue Zeit ist ja nicht nur für die Großstädte gekommen, sondern auch für die kleinen Landstädte, und die Kräfte, die Erdteile und Länder näher aneinandergerückt und Ozeane überbrückt haben, sind auch und zu allererst im kleineren Raum der Landschaft wirksam geworden: sie haben die Städte und Ortschaften miteinander verbunden und alle Isolierung überwunden. Eine Wandlung ist vor sich gegangen, ja, und die hat alle Rückständigkeit beseitigt, so daß wir heute jeden Flecken in unserem Vaterland besuchen können, ohne daß einer fürchten brauchte, dorthin zu gelangen, wo „die Welt mit Brettern zugenagelt" ist.

*

Und nun kommen gleich die Klagen von der anderen Seite: Ja, die moderne Zeit! Kein Fleckchen gibt es mehr, wohin man vor ihr fliehen könnte! Ueberall lärmen die Autos, brummen die Flieger, tönen die Lautsprecher. Aber auch das ist wieder übertrieben. Allerdings, für Weltflüchtige ist die Zeit so ziemlich vorbei; wir wollen ja aber auch die Welt nicht fliehen, sondern aus heißem Herzen bejahen, auch das Leben, wie es unser Jahrhundert uns auferlegt hat. Was wäre uns eine kleine Stadt wert, die im Biedermeier ihres Daseins verharrt wäre bis heute. Sie wäre tot und wäre wohl wahrscheinlich längst in sich zerfallen. Also haben auch die kleinen Städte getan, was garnicht anders zu machen war: sie haben ihre Traumaugen aufgemacht und die Zeit, die keine Muße hat zu träumen, mutig bei sich aufgenommen. So ist die Straße neugebaut worden, über die ein eleganter Stromlinienwagen hereinfährt, alltäglich kommen die flinken, sauberen roten Postwagen, bringen die neuesten Zeitungen, die erst in der Nacht in der großen Stadt gedruckt worden sind. Das Rundfunkgerät steht in fast allen Wohnstuben, und holt die ganze Welt ins kleine Haus. Und bei den letzten Manövern hat der Waffenlärm unseres modernen Heeres auch den letzten Träumer gründlich aufgeweckt. Jawohl, das ist die kleine Stadt: lebendig, gegenwartsbewußt, verantwortungsfreudig.

Und trotz allem ist, was schön war, schön geblieben. Der Brunnen plätschert wie ehedem und in den winkligen Straßen singen die Kinder ihren Ringelreigen. Vom Turm kommt noch immer der trauliche Glockenschlag, und Sonntags trifft man sich nach dem Amt beim Frühschoppen. Aber nun sind die Gespräche dieselben wie in der Großstadt: man weiß, was in der Welt geschieht, man nimmt Anteil, weil man ja auch in der kleinen Stadt ganz mit dazugehört. Das ist ja selbstverständlich.



Oktobersonne Photo: Hehmke-Winterer (Eigene Klischeeherstellung)

**Die Heimat lädt dich ein.
Sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
es könnte einmal sein,
daß nichts dir blieb;**

**daß Lockung log und Glast,
die Ferne starrt so leer;
was du gewonnen hast,
was du gewonnen hast,
kennst du nicht mehr.**

**Die Heimat ließ dich nicht!
Und sei es, daß du erst
zu ihr im Abendlicht,
zu ihr im Abendlicht
aufatmend kehrst.**

**Sie zeigt mit keuscher Kraft
dir ihre traute Welt,
und drüber riesenhaft,
und drüber riesenhaft
ihr Sternenzelt.** Max Mell

Das ist die kleine Stadt. Ihre Schönheit hat nicht verloren, sie hat gewonnen. Auch rein äußerlich, denn es kommen ja viele Fremde durch den Ort, da will die kleine Stadt schön sein für jeden, der sie sehen will. Sie zeigt ihm die alten Winkel, sie zeigt ihm die neuen Anlagen: so war ich gestern, so bin ich heut', immer dieselbe kleine deutsche Stadt. Aber — und das ist der größte Fortschritt — ich bin gewachsen. An Einwohnern? Kaum. Danach hat die kleine Stadt vielleicht nicht einmal verlangt, nachdem sie weiß, wie es so vielen kleinen Städtchen ergangen ist. Nein, sie ist innerlich gewachsen. Sie hat ihren Blick geweitet von der kleinen Grafschaft oder Resdenz zum großen Deutschen Reich. Die kleine Stadt schaut nicht so sehr mehr nach innen als nach draußen, weniger auf sich selbst als auf das Vaterland. Sie weiß, daß sie nichts ist durch und aus sich selbst, viel aber im großen Verband der übrigen Städte und Dörfer, die alle zusammen die große Volksgemeinschaft beherbergen, in der ein jeder, ob Groß- oder Kleinstädter, ein unentbehrliches Glied ist.

*

Jedes Bild hat sein Gleichnis. Natürlich auch das von der kleinen Stadt. Genau so ist es ja dem einzelnen von uns ergangen, der nicht mehr nur auf sich selbst schauen kann, sondern sich hinwenden muß zur großen Gemeinschaft des deutschen Volkes. Wer mit sich selbst genug zu haben meint, darf sich nicht wundern, wenn er hinterher der Geprellte ist. Heute gilt nur das Volk als geschlossene Einheit; als solche steht es da, als solche repräsentiert es sich in seinem Führer, als solche sucht es sich zu erhalten und zu stärken. Als Einheit, die jeden umfaßt, hat es auch für diesen Winter wiederum die Aufgabe übernommen, für all die vielen, die unschuldig in Not geraten sind, zu helfen, so gut es geht. Schließen also auch wir uns nicht zu, öffnen wir den Blick auf unser Volk, und haben wir das Bewußtsein, daß wir nur zu ihm gehören können, wenn wir es uns zur Pflicht machen, alles Hemmende beiseite zu schieben und denen zu helfen, die bedürftig sind. Es geht uns wie der kleinen Stadt: wir werden gewinnen und wachsen.

Wie geht es Hertha-Maria?

Von Victor Arthur Schunk

Die Geschichte, die, abgetrennt von einer wunderlichen Begleiterscheinung, hier den breiteren Raum einnimmt, bildet — merkwürdig genug — weniger den Grund ihrer Wiedergabe, als eben jene Begleiterscheinung, die bei ihrem unvermittelten Auftritt eine höchst peinliche Bestürzung hervorrief. Ein plötzliches, aus der Situation heraus entspringendes Gelächter, hatte zur Folge, daß sich das an sich schon strenge Antlitz eines ehrenwerten Mannes verfinsterte, der damit alle Anzeichen für den Ausbruch eines Skandals verriet. Das kam so:

Oberleutnant Grant hatte eines Tages unerwartet den Besuch zweier Jugendfreunde aus seiner Vaterstadt erhalten. Da sie den Offizier nicht antrafen, aber erfuhren, daß er am späten Abend sein Stammlokal aufsuche, hinterließen sie kurzerhand ihre Karte mit dem Vermerk, ihn dort zu erwarten.

Seit dem Abitur stand Grant nicht mehr in persönlichen Beziehungen zu den beiden, und so war es verständlich, daß er sich am Abend mit allen Merkmalen der Wiedersehensfreude in dem Lokal einfand. Da dortselbst zur Stunde auch noch mehrere Stammtischgenossen des Oberleutnant weilten, schloß sich rasch ein gemütlicher Kreis, in dessen Mittelpunkt die Jugendfreunde Grants standen.

Bei dem lebhaften Austausch der Jugenderinnerungen fragte plötzlich einer der beiden Besucher, zu Grant gewandt: „Wie geht es Hertha-Maria?" Diese Frage, nicht ohne Humor gestellt, löste bei dem anderen eine für die Tischrunde geradezu betrendende Heiterkeit aus, die indes auch von dem Offizier mit einem Lächeln aufgenommen wurde.

„Ich erinnere mich noch sehr wohl", sagte Grant, daß diese Frage seinerzeit im Pennal bereits den Charakter eines geflügelten Wortes angenommen hatte."

„Du wirst nichts mehr von ihr gehört haben?" erkundigte sich der ehemalige Mitschüler Grants. „O doch", verfetzte dieser, „ich bin ironischen der Dame nicht nur einmal begegnet."

Die Jugendfreunde drängten: „Und?"

„Ich will die Geschichte von A bis Z erzählen", sagte der Offizier. „Es wird auch für die Herren meiner späteren Bekanntschaft nicht uninteressant sein.

„Meine Jugendgefährten kennen dieses Erlebnis, soweit es sich bis zu unserer nach dem Abiturium erfolgten Trennung zugetragen hat. Es nahm seinen Anfang, als wir die beiden letzten Oberklassen vor uns hatten. Von Beginn des neuen Schuljahres an sah ich Tag für Tag ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, das seinerseits, wie ich bald feststellen konnte, das Lyzeum besuchte. Die Anstalt befand sich in derselben Straße, in der auch unser Gymnasium lag. Die verblüffende Schönheit des Mädchens hatte natürlich bald mein Jungenherz bezaubert. Von dieser Begegnung setzte ich nur meine beiden hier anwesenden Mitschüler in Kenntnis, die angesichts der Schönheit der Gymnasiastin meine so rasch erwachte Sehnsucht verstanden.

„Was soll ich Ihnen lange die Gefühle eines jungen Menschen auseinandersetzen? Ich liebte ganz einfach die Kleine. Inzwischen hatte ich ausgekundschaftet, daß es sich bei Hertha-Maria um die Tochter eines höheren Offiziers handelte. Anfangs unserer täglichen Begegnung war das Mädchen gleichgültig an mir vorübergegangen. Doch mit der Zeit glaubte ich wahrzunehmen, daß es meine Neigung erwiderte. Wie aber sollte ich es in aller Welt nur anfangen, Hertha-Maria gegenüberzutreten, ohne die Grenzen des Schicklichen zu verletzen? Mädchen wie es kurz: Ich ging zwei Jahre lang an Hertha-Maria vorüber — sie war mittlerweile zu einer jungen Dame herangereift — still und stumm, wie vom ersten Tage an. Es war, wie man sagt, eine Liebe ohne Worte."

„Wenn ich den späteren Ereignissen vorgreifen soll, so muß ich bekennen, daß das Mädchen mich nicht minder liebte, als ich es. Mein Geheimnis lag bei meinen beiden Mitschülern in gutem Gewahrsam. Ich verriete heute, daß sie aber trotz aller Teilnahme immer wieder, nicht ohne einen leisen Unterton von Ironie . . . (hier lachten die beiden Freunde verständnisinnig) geneigt waren, zu fragen: „Wie geht es Hertha-Maria?" Die Frage wurde so allmählich zu einem geflügelten Wort.

Schließlich kam der Tag der Trennung. Nach dem Abitur verbrachte ich noch zu Hause die Ferienzeit und trat dann später in den Heeresdienst." Hier fiel einer der Freunde Grants ein: „Soweit kennen wir ja das Geheimnis deiner „Liebe ohne Worte".

„Sehr wohl", versetzte der Offizier. „Es sind unterdessen schon Jahre verflossen. Ich hatte tausendmal an Hertha-Maria gedacht, ohne sie wiedergesehen zu haben. Die lange Zeit brachte es auch mit sich, daß ich mit meinen Freunden hier die Bindung verlor.

Ich brauche Ihnen, meine Herren, nicht zu sagen, wie sehr mich nun eines Tages die neuerliche Begegnung mit Hertha-Maria überraschte. Ich war als junger Leutnant hierher versetzt worden. Ein schöner Sommer führte mich in den Stadtpark. Soll ich viele Worte machen? Hier traf ich Hertha-Maria. Ich war unwillkürlich stehen geblieben, war gebannt vom Anblick dieser Frau, die in unvergleichlicher Schönheit auf einer Bank saß. Plötzlich blickte sie auf, sie blickte mich nicht minder befremdet an als ich sie. Zum erstenmal fand ich den Mut, Hertha-Maria zu grüßen."

„Im Augenblick aber erschrak ich. Erst nun gewahrte ich am Rande des Parkrasens ein kleines Mädchen, das aufsprang und auf Hertha-Maria zulief. Konnte ich etwas anderes denken, als daß diese Frau, der ich mein Leben geopfert hätte, bereits einem anderen Mann ergeben war?"

Oberleutnant Grant machte eine Pause. Man füllte die Gläser und trank.

Die Tischrunde drängte: „Sie spannen uns ja förmlich auf die Folter, Grant."

Der Offizier lachte. Aber zur selben Sekunde sahen die Herren auf einen Gast, der plötzlich das Lokal betrat und schnurstracks auf Grant zukam. Der Oberleutnant erhob sich. „Meine Herren, ich vergaß. — mein Schwie-

Der Sport im neuen Deutschland

Die sportliche Ertüchtigung des deutschen Volkes hat seit der Machtübernahme ganz betrichtliche Fortschritte zu verzeichnen. Das wird besonders an dem im Jahre 1912 gestifteten Sportabzeichen und an den neuen Sportauszeichnungen erkennbar, die bis jetzt in 1 ½ Millionen Fällen verliehen wurden, davon knapp die Hälfte in den letzten drei Jahren. Es ist ein Beweis, daß der Sport nicht nur die an den Olympischen Spielen hervorgetretenen Spitzenkönner, sondern auch weiteste Kreise des deutschen Volkes begeistert. (Graph. Werkstätten, K.)

Die ersten WHW.-Abzeichen

werden diese zwölf Grenzlandwappen sein, die in der ersten Reichsstraßensammlung am 17. und 18. Oktober zum Verkauf gelangen. (Weltbild, K.)

gervater wollte ja nach dem Theater noch auf einen Sprung hierherkommen."

Die Herren wurden vorgestellt. „Mein Schwiegervater", sagte Grant, „Herr Oberst Sunt!"

Oberst a. D. Sunt war ein prachtvoller Mensch, der, obgleich streng von Aussehen, sich dennoch von einer solch angenehmen Herzlichkeit zeigte, daß er alsbald als der reizendste Gesellschafter den Kreis bereicherte. Das Thema war beim Erscheinen des Offiziers abgebrochen worden. Man fand auch nicht mehr den Faden, und so wäre die Erzählung der „Liebe ohne Worte" unvollendet geblieben, wenn sie nicht durch einen seltsamen Umstand von selbst ihren Abschluß gefunden hätte.

Das gemütliche Geplauder war, wie es häufig vorkommt, auf dem toten Punkt angelangt. Da sagte auf einmal, ganz unvermittelt, Oberst Sunt zu Grant: „Wie geht es Hertha-Maria?"

Man mochte wollen oder nicht, aber diese Frage, von der bereits erklärt wurde, daß sie einmal den Charakter eines geflügelten Wortes angenommen hätte, löste in dem Augenblick einen derartigen Heiterkeitsausbruch aus, daß der Oberst, aufs höchste empört, aufsprang. Das an sich schon strenge Antlitz dieses ehrenwerten Mannes verfinsterte sich. „Meine Herren!" rief er . . .

Da griff Oberleutnant Grant ein. Eine Minute später setzte der Oberst das schallende Gelächter der Tischrunde fort.

Sowohl der alte Offizier als auch die Freunde des Oberleutnant setzten sich so sehr befriedigt von den Erklärungen Grants, daß man sich entschloß, noch ein paar Pfropfen knallen zu lassen.

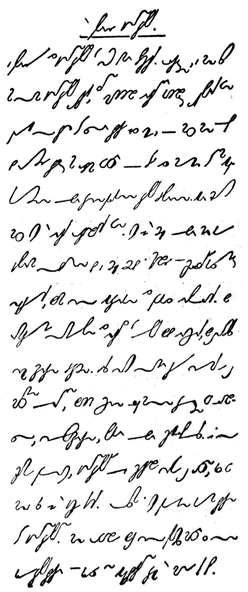
Es wäre unvernehm, nicht auch den Leser zu befriedigen. Und so sei verraten: Hertha-Maria war die Tochter des Obersten und folglich die Gattin des Oberleutnants.

Und das Kind im Park?

Es war die Nichte der jungen Frau, die mit Grant so viele Jahre den Mittelpunkt der „Liebe ohne Worte" gebildet hatte.

Kurzschriftecke

Das wird für manchen unserer Leser etwas Neues sein, und doch sind es die Hunderttausenden unserer Volksgenossen so vertrauten Zeichen der Deutschen Kurzschrift. Der Systemkampf der verschiedenen Kurzschriftschulen ist seit 1924, seit der Schaffung der Deutschen Einheitskurzschrift verschwunden, und nach neuerlichen Veränderungen dieser Einheitskurzschrift haben wir heute eine einheitlich ausgerichtete Kurzschriftbewegung, das ist die Deutsche Stenographenschaft unter Reichsführer Lang-Bayreuth, und eine einheitliche Kurzschrift, das ist die Deutsche Kurzschrift. Und von dem praktischen Wert, den die Beherrschung der Kurzschrift heutigen Tages hat, werden sich alle überzeugen, die sich unsere „Kurzschriftecke", die wir hin und wieder einrücken wollen, genau ansehen.



Der gefährliche Tintenstift

Die Gefährlichkeit des Tintenstifts wird noch immer unterschätzt. Verletzungen, die man sich mit einem Tintenstift zuzieht, sollten umgehend ärztlicher Behandlung zugeführt werden. Gerät ein Stück von seiner Spitze ins Auge, so muß man sofort durch reichliche Spülung mit lauem Wasser soviel als möglich von dem abgebrochenen oder stecken gebliebenen Stift entfernen. Aber gleich muß auch der Arzt verständigt werden. Auch in der Haut oder gar bei tieferem Eindringen durch die Haut hindurch ist gründliche und schnellste Beseitigung angezeigt, damit kein Absterben des Gewebes erfolgt. Das rechtzeitige Eingreifen des Arztes wird oft dadurch erschwert, daß zunächst kaum Schmerzen entstehen. Erst nach einiger Zeit kommt es zu mäßigen örtlichen, dagegen schweren allgemeinen Störungen wie Elendsein, Kopfschmerzen, Fieber oder Schüttelfrost. Es ist eine schlechte Gewohnheit, Tintenstifte ohne schützende Kappe zu lassen, besonders wenn man sie in der Tasche trägt. Vorsicht ist auch geboten beim Spitzen von Tintenstiften. Man verwende dazu kein Gebrauchsmesser sondern einen Bleistiftspitzer und blase den abgespitzten Staub der Mine nicht fort.

Dies nebenbei

In diesen Tagen feierte die berühmte Maus der Welt, die Mickey Mouse, ihren achten Geburtstag. Ihr Schöpfer, der Zeichner Walt Disney, hatte sie zu einer Zeit erdacht, in der es ihm wirtschaftlich außerordentlich schlecht ging. Die Reklametrickfilme, die damals ihren Siegeszug um die Welt begannen, hatten ihm auf die Idee der Trickmaus gebracht. Er land aber zunächst wenig Gegenliebe bei den Hollywooder Filmproduzenten, und als er selst mit der Filmproduktion anfing, hatte er zuerst nur Verluste zu verzeichnen. Aber fast mit einem Schlag eroberte sich dann die Mickey Mouse die Herzen der Amerikaner und schließlich der Welt, und heute kann Disneys Einkommen es mit denen der großen Stars aufnehmen.

Die Herstellung der berühmten Trickfilme ist nicht wesentlich billiger als die der großen Spielfilme. Sie kostet rund 25 000 Dollar, eine außerordentliche Summe für einen Kurzfilm. Die Einnahmen sind im allgemeinen aber mindestens doppelt so hoch. Disney denkt jetzt, am achten Geburtstag der Mickey Mouse, daran, einen abendfüllenden Trickfilm in Farben herzustellen, dessen Kosten auf etwa eine Million Dollar geschätzt werden. Die Haupteinnahmen des Zeichners stammen übrigens nicht aus den Filmen, sondern aus dem Verkauf seiner berühmten Typen an Reklamefirmen.

*

Einer der berühmtesten Märkte der Welt, der Caledonian Markt, der zu Altlondon gehört wie der Flohmarkt zu Altnaris, wird aller Voraussicht nach verschwinden. Die Handelskammer von Nordlondon hat ein Gutachten abgegeben, demzufolge der Markt den regulären Handel allzu sehr schädige.

Der Caledonian Markt besteht seit uralten Zeiten (ursprünglich war er ein Rindviehmarkt). Auf ihm wird mit allen möglichen und unmöglichen gebrauchten Gegenständen gehandelt. Ein außerordentlich buntes Leben pflegt sich auf dem Markt abzuspielen, der wöchentlich von rund 100 000 Personen besucht wird. Zuweilen entdecken Sammler unbekannte Kostbarkeiten auf dem Markt, meist macht man aber nur kleinere Gelegenheitskäufe. Mit dem Aufhören des Marktes wird ein Stück farbenprächtigen Lebens Altlondons, das jeder Auslandsreisende sich anzusehen nicht versäumte, verschwinden.

*

In Japan will man den Versuch machen, in der Bucht von Tokio dem Meer Neuland abzugewinnen. Es ist nicht geplant, die ganze Bucht einzudämmen und trockenzulegen, wie es in Holland mit dem Zuider-See geschah, vielmehr soll entlang der Küste zwischen Tokio und Yokohama ein rund fünfzehn Kilometer langer Deich gezogen werden, hinter dem das Meer trockengelegt werden soll.

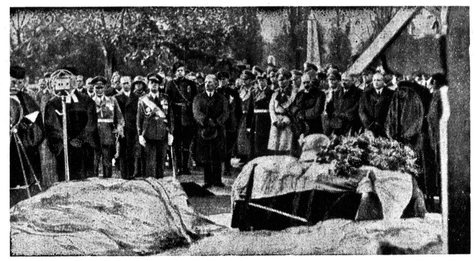
Das Neuland soll in einer Reihe von Inseln bestehen, die zusammen etwa 15 Millionen Quadratmeter umfassen. Tokio und Yokohama sollen sowohl miteinander wie mit der See durch Tiefwasserkanäle verbunden werden, die auch für große Schiffe befahrbar sind. Die Ausführung kostet rund 70 Millionen Yen. Durch den Verkauf des Neulandes wird man aber mindestens zehn Millionen Yen mehr einnehmen.

*

In Frankreich ist der „fliegende Floh", das Ultraleichtflugzeug des französischen Konstrukteurs Mignet, kürzlich verboten worden, weil Flugzeuge dieses Typs allzu oft verunglückt sind. Auch in Großbritannien hatte die Fliegerliga ein Verbot gefordert, das jedoch von der britischen Regierung abgelehnt worden war.

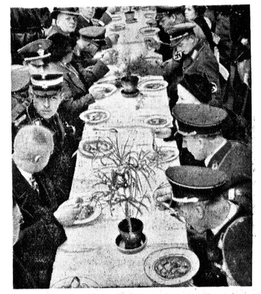
Mignet war daraufhin nach England gegangen, um dort seine Versuche fortzusetzen. Kürzlich unternahm er einen Flug mit einem „verbesserten fliegenden Floh". Das Ergebnis war reichlich fatal für Mignets Experimente, denn das Flugzeug stürzte nach kurzer Zeit ab und wurde zertrümmert. Die Propaganda gegen das gefährliche Ultraleichtflugzeug hat daraufhin in Großbritannien wieder eingesetzt.

Mignets „fliegender Floh" kann im Selbstbau für rund 1000 Mark hergestellt werden. In Großbritannien hatte man die vielen Unglücksfälle darauf zurückgeführt, daß die Selbstbauer zu wenig sachverständig waren. Nachdem nun Mignet selbst verunglückt ist, kann man die Ursache der vielen Zwischenfälle wohl schwerlich noch in Konstruktionsfehlern der Bastler sehen wollen.



Zum Tode des ungarischen Ministerpräsidenten

Der Führer auf dem Wege zur Trauerfeier in München. Zwei SS.-Leute tragen den Kranz, den Adolf Hitler dem Verstorbenen widmete. (Pressephoto, K.) — Die Trauerfeier an der Gruft. Im Hintergrunde erkennt man Generaloberst Göring, der seinem Freund das Geleit bis an das Grab gab. Weiter Bundeskanzler Schuschnigg und den italienischen Außenminister Graf Ciano. (Weltbild, K.)



Die Winterschlacht begann

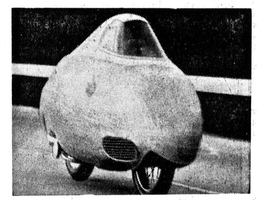
Das Eintopfessen vor dem Berliner Rathaus. Man sieht den Berliner Polizeipräsidenten, Graf Helldorf, und den Reichsbeauftragten für das Winterhilfswerk, Hilgenfeldt. (Pressephoto, K.)

Oberreichsanwalt Dr. Werner †

In Leipzig verstarb der Oberreichsanwalt Dr. Karl Werner. In vielen politischen Prozessen hat er die Anklage vertreten, darunter auch im Reichstagsbrandstifterprozeß.

Generaloberst Göring bei Daranyi

Nach den Beisetzungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Ministerpräsidenten stattete Generaloberst Göring dem neuernannten ungarischen Regierungschef einen Besuch ab. (Atlantic, K.)

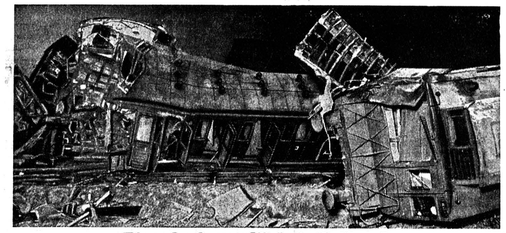


272 km in der Stunde

Dem BMW-Fahrer Ernst Henne gelang es, acht Weltrekorde in einer Fahrt aufzustellen und damit seinen Ruf als schnellster Motorradfahrer der Welt erneut zu bestätigen. Seine Maschine bietet einen völlig ungewohnten Anblick. Sie ist mit einer Stromlinienkarosserie umgeben, in der der Fahrer völlig verschwindet.

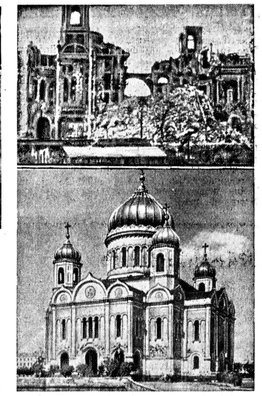
Französische Nationalisten werden schikaniert ←

Oberst La Rocque (Mitte, grüßend) verläßt hier das Parteigebäude nach der Durchsuchung durch die Pariser Polizei, die zu gern im Auftrag der Regierung belastendes Material finden möchte, um gegen die früheren Feuerkreuzler vorgehen zu können. (Scherl Bilderd., K.)



Eisenbahnunglück in Holland

Der Schauplatz des Eisenbahnunglücks bei Utrecht, bei dem ein Toter zu beklagen ist. Ein holländischer Güterzug kollidierte mit einem Personenzug, beide Lokomotiven stürzten um, und die Wagen schoben sich ineinander. (Pressephoto, K.)

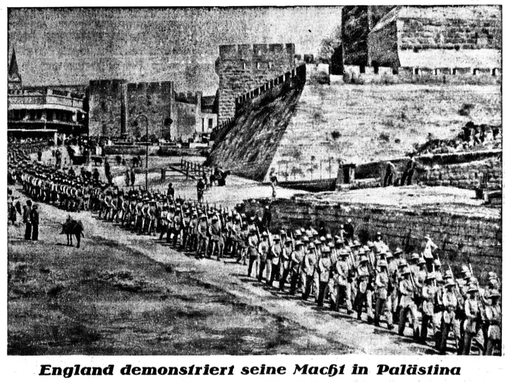


Die gesprengte Erlöserkirche →

Hier sehen wir die Erlöserkirche in Moskau, die mit ihren edlen Formen ein besonders schönes Wahrzeichen der slawischen Baukunst bildete und von den sowjetistischen Kulturvernichtern gesprengt wurde. (Weltbild, K.)

Spanische Bilderstürmer

Auf dem Marktplatz von Vich bei Barcelona türmen sich die zertrümmerten historischen Schätze des Bischofpalastes. Die Roten hatten die unschätzbaren Werte auf den Marktplatz geschleppt und zerschlagen. (Weltbild, K.)



England demonstriert seine Macht in Palästina

Schottische Truppen in den Straßen Jerusalems. Eine Machtdemonstration Englands, die vor der Zitadelle in Jerusalem, deren unterer Teil hier sichtbar ist, stattfand. (Pressephoto, K.)

Jürgen Hellmund und seine Mutter

Von Wilhelm Blanke

Lange währte dies Warten.

Und dann kamen die Stunden, welche die Mutter füllen durfte mit dem Bereiten auf des Sohnes Empfang. All die Liebe verschwendete sie auf das Putzen und Schmücken der kleinen Vorstadtwohnung, die zu jeder Sommerabendstunde ihre Gedanken im Fluge zu ihm trug, die in jeder schweren, sorgenreichen Nacht sie ihr Alleinsein doppelt spüren ließ.

Zwei Kameraden — Scherl Bilderd.

Es kamen die letzten Oktobertage, da Jürgen Hellmund noch draußen bei der Truppe stand im weitentlegenen Fliegerhorst, um sein Dienstjahr zu beenden und wie alle seine Kameraden heimzukehren zu ihr, seiner einsamen Mutter. Alles war gerüstet, sein altes Zimmer wie ehedem hergerichtet, und doch; als eines Abends spät die Schelle schrill durch die Wohnung rief, da klopft ihr das Herz bis zum Halse hinauf vor freudiger Erwartung.

„Mutter!" — „Jürgen, mein Junge!" Aus leuchtenden Blicken bricht diese Freude wie ein heller Sonnenstrahl. Doch schnell huscht schon die bange Sorge wie eine düstere Wolke über der Mutter Mienen: „In Uniform? Jürgen, deine Dienstzeit ist doch um, hörst du, du kommst doch seit heim, zu mir, nicht wahr, Jürgen??"

Behutsam löst der Junge sich aus der plötzlichen mütterlichen Umarmung: „Mutter, wir müssen miteinander sprechen. Was ich dir jetzt sage, hatte ich schon vor meinem letzten Urlaub bei mir beschlossen. Aber ich wollte dich nicht vorzeitig ängstigen." Sie sitzt schon ruhig und fast gehorsam, ein paar Tränen trocknend, im Sorgenstuhl am Fensterplatz, und nur ihre Augen hängen insgeheim voll Angst an seinen Lippen, wie er breit und braun im Licht der Lampe am Tische steht. Ihr Blick streift kaum die Aufschlappen seiner Uniform mit den neuen Rangzeichen . . .

Der junge Fliegeroffiziersanwärter sucht seine Sätze. „Ich bin eben befördert worden, Mutter. Jetzt — darf ich neue, junge Kameraden ausbilden helfen. Ganz klar sehe ich jetzt meinen Beruf vor mir, wie ein Stück Schicksal . . ."

Und langsam wandert sein Blick durch die sittliche Stube, die Fensterwand entlang, bis er auf einem Bilde hatten bleibt, das heute auch ein Eichenzweiglein ziert. Aus einer Illustrierten scheint es säuberlich ausgeschnitten. Des Jungen Augen leuchten. „Du weißt, Mutter, an diese Stunde habe ich jetzt oft, oft denken müssen, als ich vor der Entscheidung stand. Es war doch das Erlebnis meines Lebens. Ich sah mich wieder auf froher Wanderfahrt mit den Kameraden hier im Gutshof Neudeck stehen, sah den alten, schneeweißen Generalfeldmarschall mir als dem Jungenführer die Hand drücken und hörte mich wieder leise sprechen: „Vater ist über der Campagne abgeschossen worden." — Verstehst du mich, Mutter?"

Die hat sich längst erhoben und steht vor dem Bild. Ihr Stolz, ihr Junge, stramm steht er vor dem greisen Recken von Neudeck. Doch ihr Blick wird heute nicht froh in diesem Antlitz. „Du bist mein Trost und meine Stütze, Jürgen. Bedenke, daß auch ich nicht mehr die Jüngste bin und deine Hilfe gut gebrauche. So gern hab' ich dich immer hergegeben, wenn der Dienst am Vaterland dich von mir trib — weißt du noch, wie du kleiner Bursche in der Ortsgruppe und bei der SA. einspranst 1929 und 1930 — aber jetzt, Junge, ich hatte mich so auf diese Stunde gefreut — beine alte Stelle könntest du auch wiederbekommen im Verlag. Denk doch an mich, deine Mutter!"

„Ich danke an dich — und an Vater! An dein herrliches Beispiel, Mutter. Du selbst — gabst du nicht dein Liebstes, Beites damals in schwerer Stunde fürs Vaterland? Und — Major Fritzler hat mich im Flugzeuglager selbst wieder an die tapfere Rotkreuzschwester im Witwenschleier gemahnt. An ihn hattest du dich ja meinetwegen vor einem Jahr gewandt als den guten Bekannten und Freund, und er sprach so herrlich von dir, daß deinem stolzen Sohn das Blut in die Wangen schoß."

Stumm streicht die Mutter über ihres Sohnes blondes Haar. Hochgewachsen ist sie noch und ungebeugt, denkt der und steht voll tiefem Ernst vor seiner Mutter stramm, wie sie nun sagt:

„Es sei dir nichts zerstört, was dir je heilig war. Dein Weg ist dir gezeichnet, ja, von uns selbst. Und Vater wäre stolz auf dich, mein Junge."

Und da stehen sie schon in dem stillen Winkel, wo Bild an Bild sich reiht, ernste Männer im Feldgrau des Großen Krieges. Unter den Köpfen aber ragt einer heraus in großem schwarzen Rahmen, ein primus inter pares, dünkt es dem Fliegerunteroffizier, der Feuerkopf im Rate dieser Männer, und darunter steht „Fliegerhauptmann Hellmund, 1917 gefallen auf dem Felde der Ehre."

„Diese alle sind draußen geblieben, auch Vaters Brüder und der alte graue Onkel hier." flüstert die Mutter. „Und Vater war der Tapferste unter ihnen," klingt hart und fest des Sohnes Stimme. Da ist es der Mutter, als schaue von diesem Mittelpunkt herab ihr Sohn sie an mit seinem ruhigen Auge, nur daß die Fliegermütze hier ersetzt ist durch die harten Linien des Stahlhelms, der den Blick so düster verschattet . . .

Aber schon zieht Jürgen Hellmund frisch und leichtbeschwingt die Mutter aus dem Winkel, den kaum der Lampe Schein erreichen mag, ins helle Licht, und wie er fröhlich-gebieterisch fordert, nun endlich seinen Heimkehrerhunger stillen zu dürfen, sind trübe Gedanken gar schnell verflogen, wie Fledermäuse vor dem Licht. Als nun der blonde Zwanzigjährige beim Essen eifrigst zuspricht, sieht er seine Mutter still hinüberschreiten in sein altes, liebes Junggenzimmer, wo von den Wänden noch die ernsten und die heiteren Bilder aus den Rahmen schauen von den ersten Aufmärschen der SA. in diesem kleinen Ort, von Kameradschaftstreffen und aus der freiwilligen Arbeitsdienstzeit drunten im Nordlandmoor. Er sieht die Mutter denn auch in der Tür verweilen und sich scheu nach ihm umblicken. Aber wie sie schnell die Türe schließen will, steht er schon neben ihr, und sie ahnt, was er nun sagen muß: „Sieh, Mutter, auch vor diesen Bildern haben wir beide nun das Gleiche gedacht. Wir Hellmunds haben eben etwas Soldatisches in unserem Wesenszug, und das muß uns zumal in schwerer, ernster Stunde immer wieder verpflichten. Das Vaterland braucht auch mich heute im Frieden, wie es im Großen Kriege Vater und euch alle brauchte."

Die Mutter aber, die schnell niederkniete und etwas in dem Kommodenfach zu suchen schien, welches nach seinem Wissen wohlgehütet die Erinnerungen an einen braven Fliegeroffizier enthält, zieht unter einem kleinen braunen Kreuz ein Bündel hervor, das sie entschnürt und dem sie behutsam ein Stücklein zerfetzten Briefes entnimmt. Noch einmal schreiten sie nun zum Vater hinüber, und hier hält Jürgen Hellmund dann dies kleine, ein wenig blutbefleckte Schreiben in seiner Hand.

„Es war Vaters letzter Gruß," sagt die Mutter. Und da steht dies Wort vor seinen Augen, zitternd geschrieben, aber wie ein gemeißelter Spruch ihm scheinend: „Mein Sohn soll stark und treu werden wie ich es erstrebte im Dienen für deutsches Land. Auch ich tat ja nichts als meine Pflicht, die aus dem Blute zu uns ewig spricht."

Lange sieht der Sohn die Mutter an, die trägt zwei Tränen in ihren Augen, aber es sind Tränen des Glückes, wenn auch der Sohn sich für sein Leben jetzt entschied.

Der Rebhahn ruft

Eine Weidmanns-Erzählung von Hermann Huttel

Wenn der Kranich sühwärts zieht und die kleinen Feldhühnen ihr seidiges Mariengarn über die rauhen Stoppelfelder spinnen, dann treibt es den Jäger gar mächtig hinaus. Weit draußen, wo die Feldmark an die Heide stößt, weiß er einen Kartoffelschlag, der rings von wildem Gestrüpp und Heide umstanden ist. Als dort die Heckenrosen blühten, sah er in flachen Bodennest vierzehn lehmgelbe Eier liegen, und als er eines Tages wieder vorüberkam und die räuberische Elster schoß, war das ganze Gelege ausgefallen. Seitdem hat der Jäger dort hinten gar oft den Ruf des alten Rebhahns und auch der Henne vernommen, die voller Angst und Sorge auf das Wohl ihrer vierzehn Jungen bedacht waren.

Doch wo im Frühling die Heckenrosen blühten, da leuchten jetzt zwischen grüner und gelber Blattfülle die Hagebutten wie Blut. Und wo die Rebhenne ihre vierzehn Jungen ausgebracht hat, da steht nun der Hühnerkund. Das bedeutet nicht Lenz noch Liebe, das bedeutet Jagd und Tod. Der Jäger umschlägt den Acker und tritt von der anderen Seite in den krautigen Schlag hinein. Hier und dort und überall in dem lockeren Boden haben sich die Hühner gesandet, dort und da zwischen verspätten Kartoffelstauden, zwischen blauen Kornblumen und wucherndem Franzosenkraut liegt das Gestüber umher. Und während der Jäger seine Doppelflinte leicht in den Händen wiegt, erspäht er auch das runde Lager, wo die Hühner ganz frisch gekesselt haben. Zwei, drei Schritte noch geht er auf den Hund zu, dann purrt mit lautem Ruf und hartem Schwingenschlag das Volk hoch.

Zwei Schüsse hallen über Busch und Heide. Fragend sucht der Hund nach seinem Herrn hinüber. Der deutet nach der Stelle hin, wo zwei Hühner die Schüsse quittierten und aus dem abstreichenden Volk ins Kraut hinunterfielen. Ruhig geht der Hund an die Arbeit, holt sich Wind, sucht und bringt seinem Herrn eins nach dem andern die graubraunen Hühner. Mit der Doppelwaise am Galgen pirscht nun der Jäger in die Feldmark zurück, die sich weit und hunt im hellen Glanz des blauen Himmels dehnt.

Jenseits der breiten Stoppel stoßen die Spitzen- und Kartoffelschläge, die Rüben- und Lupinenäcker in endlosen Reihen ins Gelände hinaus. Der Jäger weiß, daß die Hühner an heißen Tagen nicht gern auf der Stoppel liegen. So geht er schnurstracks in die Rüben und in das Kraut hinein, während der Drahthaar nach links und nach rechts, kreuz und quer mit hoher Nase die Felder absucht. Ganze Schwärme von Staren und Lerchen stieben auf, und auf der Brache drüben sammeln sich die Krähe zur großen Reise nach dem Süden.

Mitten in einem knallgelben Lupinenschlag zieht der Hund plötzlich an. Langsam, die Nase der verlockenden Witterung entgegengestreckt, schiebt er sich vor. Kein Zweifel, die Hühner laufen vor dem Hund. Aber kurz vor dem Ende des Ackers geht der Hund auf die Keulen nieder, wendet behutsam den Kopf und ruft mit klugen Augen den Herrn. Langsam geht der Jäger heran und dann noch zwei, drei Schritte weiter. Laut purrend steht ein starkes Volk auf, aus dem der sichere Schütze mit zwei Schüssen drei geschlenderte Junge herunterholt. Drüben am Knick, wo die grellroten Beeren der Ebereschen lohen, fällt das Volk wieder ein.

Kurz vor dem Knick, der grün und gelb und rot im Sonnenlicht prahlt, nimmt der Jäger den Hund kurz. Eins nach dem andern ziehen die Hühner auf. Sie streichen jedoch so flach durch Busch und Strauch ab, daß es dem Schützen unmöglich ist, einen sicheren Schuß anzubringen. Die erste Schrotgarbe geht vorbei, aber die zweite scheint gefaßt zu haben. Doch durch das wildwirre Gestrüpp hindurch hat der Jäger nicht beobachten können, ob das Huhn gefallen ist. Nun umschlägt er den Knick in weitem Bogen und übersieht das Weitere der Rase seines vierbeinigen Weidgesellen. Der hat auch alsbald ein erhebliches Interesse an einer bestimmten Stelle der kahlen Wiese gefunden und zieht dann plötzlich mit tiefer Nase dem Gelände des kranken Huhnes nach. In einem hohen Kohlfeld taucht er unter und bleibt für geraume Zeit dem Auge des Jägers verborgen. Voll roter Spannung wartet der Jäger auf die Rückkehr des Hundes. Ihn bewegt die Frage, ob der Hund das Huhn wohl bringen wird, jetzt mehr als alle anderen Probleme des Weidgeschehens. Er wartet und wartet. Dann aber wird es plötzlich hinter ihm lebendig. Wacker arbeitet sich der brave Drahthaar durch Dorn und Distel auf die Wiese heraus. Stolz trägt er das Huhn im härtigen Fang.

Längs am Knick vorbei träumt ein einsamer Feldweg. Der zieht schnurstracks auf ein Waldstück zu. Auf der anderen Seite des Waldes hat sich der Jäger unter Birken und Eichen eine Hütte gebaut. Dorthin zieht's ihn jetzt. Brav zieht der Hund ihm zur Seite. Der Wald prangt in tausend Farben. Da schimmert über weißen Birkenblumen ein grün und goldenes Blätterdach, da funkeln in braunem Gezweig die knallroten Vogelbeeren, schwarz hängen die Dolden des Holundergesträuchs über den finsteren Schwarzdorn herab, rot leuchten die Hagebutten an der vergilbenden Wildrosenhecke in rotem Scharlach flammt der junge Kirschbaum, in dessen Gezweig sich eine Amsel vergeblich um eine längst verklungene Weise müht. Ueber all das hin weg aber recken die Buchen, die Eichen und die Fichten in mattem und in sattem Grün ihre Kronen ins Blaue hinauf. Just am Rand wiegt sich ein später Brauermantel über weiß flockigen Disteln und hellrotem Seifenkraut. Wie der Jäger in der Wald tritt, klatscht es im wirren Geäst einer alten Eiche laut auf und streicht mit singendem Schwingenschlag in die blaue Luft von dannen. Vier oder fünf Ringeltauben sind's gewesen, auf die der Jäger nicht gefakt war. Doch nicht lange, da klatscht es wieder, und schon ist der Schuß heraus. Roch wirft der Tod den flüchtigen Täuber durch das Gezweig ins raschelnde Bodenlaub.

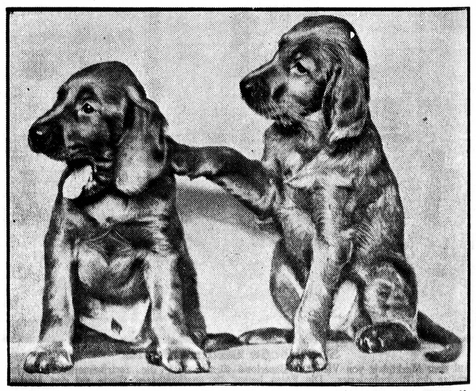
So kehrt der Jäger mit sechs Hühnern und einer Taube in die Hütte zurück. Einsam hockt er am kleinen Herd und schaut mit verlorenen Augen weit, weit ins herbstliche Land hinaus. Kaum merkt er, wie der blaue Tag in das Gold und den Purpur des Abends hinüberrinnt und wie der Kranz mit samtweicher Schwinge die Nacht aus dem Wald in das Feld und in die Heide trägt. Erst der Ruf des alten Rebhahns, der irgendwo sein versprengtes Volk zusammenlockt, macht den Mann in der Hütte froh. Denn der Jäger weiß um die schier heispiellose Liebe, mit welcher der Rebhahn sein graubraunes Volk umwacht und umhegt. Der Hahn wird noch lange rufen heute nacht, und sein Locken wird vergeblich sein. Denn die Jungen, die er ruft, hängen tot und steif am Hühnergalgen. Jedesmal, wenn der Hahn lockt, gibt's dem Jäger einen kleinen Stich ins Herz. Aber dann lächelt er; denn er weiß, daß es nichts auf dieser Erde gibt, das nicht ausgleich ein Lachen und ein Weinen ist. Und wer sein Wild nach rechter Weidmannsart gehegt und gepflegt hat, der darf auch getrost und unbekümmert, wenn's an der Zeit ist, des Weidwerks ernste Becher schlürfen. Süß schmeckt der Becher und herb zugleich. Es ist der Trunk, den keiner missen kann, in dessen Blut der Wald und seine wilden Freuden rauschen, auch jener nicht, der in einsamer Hütte dem rufenden Rebhahn lauscht, während der goldene Sichelmond höher und höher in das funkelnde Sternenmeer gleitet.

„Mir" oder „mich"?

Es dürfte wohl allgemein als bekannt vorauszusetzen sein, daß der Berliner fortwährend „mir" und „mich" verwechselt. Das soll aber auch hin und wieder einem Nichtberliner passieren, und er setzt dann ein „mich", wohin eigentlich ein „mir" gehört.

Damit nun eine für allemal Klarheit in die Geschichte kommt und jedermann weiß, wann er „mir" und wann er „mich" zu sagen hat, erteilen wir nun mal das Wort dem Fräulein Schulze V, geborig Mulackstraße, Berlin i. b.:

„Wenn ich for mir alleene spreche, dann sage ick imma „mich" — zum Beispiel: „Zib mich mal von die Kressatten —, wenn id aber for uns alle zusammen spreche, dann sag ick „mir" zum Beispiel: „Mir ham heit mittag Eisbein."



Zwei Setters — Plesch, M.

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

9

In dem kleinen Lesezimmer des Klubs aber, wohin sich Mister Hutchins mit dem plötzlich an allen Gliedern zappelnden Charles Ferguson zurückgezogen, ging es sehr temperamentvoll zu.

„Ich täusche mich nicht! Ich täusche mich nicht!" schrie Mister Ferguson ein um das andere Mal. „Ich bin ein nüchterner Mensch, Hutchins, der noch nie an überreicher Phantasie gelitten hat. Dieses Gesicht da auf Ihrem Bild ist das gleiche, wie das welches ich heute früh bei meiner Abfahrt vor meinem Landhaus sah. Ein eleganter junger Kerl war es, gekommen, um Miß Gerda einen Besuch zu machen. Miß Gerda ist die deutsche Erzieherin meiner Kinder. Ich hätte Hüter auf sie gebaut . . ."

Mister Hutchins wiegte den Kopf. Er war noch immer ein wenig mißtrauisch und ungläubig.

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen, Mister Ferguson!"

Der Millionär fing an, rabiat zu werden. „Es ist mein letztes Wort, Hutchins! Ich bin doch bei Gott noch Herr meiner Sinne! Ich verlange sofortige Maßnahmen von Ihnen. Ich fühle mich bedroht, ich fühle meine Kinder in äußerster Gefahr wenn diese Deutsche Beziehungen zu einem Gangsterführer unterhält. Verstehen Sie das nicht, Sir?"

„Ich verstehe sehr wohl!" nickte Mister Hutchins. „Man kann ja für alle Fälle schließlich, einige vorbeugende Maßnahmen . . ."

„Es ist Ihre Pflicht, Sir!" schrie Ferguson, und er war jetzt so laut, daß man seine Stimme bis draußen hörte, wo die Klubmitglieder in angenehmem Grusseln versammelt waren. „Es ist Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit!" Und damit riß Mister Ferguson den Hörer vom nächsten Telephonapparat und verlangte mit vor Aufregung heiserer Stimme eine dringende Verbindung mit seinem Landhaus am Ufer des Lake Superior an der kanadischen Grenze.

— — — — — — — — — —

Was sich in den späten Abendstunden dieses Tages auf dem Landsitz der Mistreß Ferguson zutrug, war das Tollste, was der Familie des Millionärs seit Generationen widerfahren war.

Es war elf Uhr nachts, und Mistreß Ferguson wollte, schon längst im Bette liegend, gerade ihre abendliche Lektüre beenden und die gute, geduldige Lulu für die Nacht entlassen, als es an der Türe klopfte und unmittelbar darauf, ziemlich verstört und schon im Negligé, den Besuch einiger Herren angekündigt, welche Mistreß Ferguson dringend zu sprechen verlangten.

„Sie sind wohl nicht bei Trosse, Betti!" war alles, was die Herrin herausbrachte.

Aber die aus dem dem Schlafe gescheckte Betty war doch bei Trosse, und sie sagte das auch. Ihre Herren wünschten sofort vorgelassen zu werden.

Mistreß Ferguson wuchs in die Höhe.

„Lulu!" kommandierte sie. „Veranlassen Sie, daß man die Leute sofort wegschickt. Nehmen Sie erforderlichenfalls unsre . . . Vertrauensleute zu Hilfe!"

Die Vertrauensleute, — das waren die „Gärtnerburschen", die in jeder Hosentasche eine Waffe trugen.

Lulu erbleichte. Aber sie widersprach nicht.

Betty aber, an der Tür stehend, fing plötzlich zu weinen an. „O Gott, Mistreß Ferguson! Unser ganzes Haus ist . . . umstellt . . . Ich sah es deutlich! Sie sind mit ihren Autos da . . ."

Da hörte Mistreß Ferguson wieder auf zu wachsen, wurde ganz klein und kläglich, und sank in ihren Kissen zusammen.

„Gangsters?" ächzte sie, nach Luft schnappend. „Wo sind . . . die Kinder . . .?"

Lulu zitterte am ganzen Körper vor Erregung.

„Sie sind bei Miß Gerda!" antwortete sie statt des Mädchens. „Ich gehe nachsehen . . ."

„Ja!" Mistreß Ferguson schnappte weiter nach Luft. „Gehen Sie! Sehen Sie . . .!"

Die Mädchen verschwanden.

Mistreß Ferguson aber, zitternd in ein leidenes, kimonoartiges, mit goldenen Chrysanthemen besticktes Nachtgewand schlüpfend, hörte in blassem Entsetzen, wie unten im Vestibül eine barsche Männerstimme tief:

„Gehen Sie uns aus dem Wege, Herr! Wir haben strenge Weisung, keine Minute zu verlieren! Wo ist das Zimmer von Miß Gerda Paulini?"

Das Zimmer — von Miß Gerda . . .?

Wo . . . die Kinder schliefen?

Die schöne Frau Ferguson fühlte ihre Knie wanken. Es ward ihr zur Gewißheit: Das Attentat galt den Kindern! Kidnappers waren am Werk.

Sie wollte aufschreien, die gesinnigstete Frau Ferguson. Sie wollte sich mit letzter Kraft nach dem Telephon tasten, das neben ihrem Bette stand. Aber da wurde ihr schwindelig, und sie sank mit einem spitzen Schrei, der zu schwach war, um auch nur vor ihrer Türe gehört zu werden, auf dem Fußboden zusammen.

Indessen nahm das nächliche Geschehen im Hause Ferguson seinen Lauf.

Die Eindringlinge wiesen sich der zusammenlaufenden Dienerschaft als Geheimpolizisten aus. Sie ließen es an Deutlichkeit nicht fehlen, daß sie alles, was Beine hatte, kurzerhand verhaften würden, wenn die geringste Spur eines Widerstandes oder auch nur einer Behinderung der Polizeiaktion verlaut würde.

Da verloren sogar die hartnerpigsten „Vertrauensleute" den Schneid. Niemand stellte sich mehr in den Weg, als die Polizisten nunmehr zu Miß Gerdas Türe schritten.

Gerda war eine der wenigen, die von dem Lärm nicht erwacht waren. Sie schlief den gesunden Schlaf der Jugend.

Aber das Erwachen war um so furchtbarer.

Herrisches Klopfen an ihrer Türe. Eine Männerstimme.

„Wir bitten Sie, sofort aufzustehen und sich anzukleiden!" war die einzige Antwort, die ihr wurde.

Gerda klappte die Türe wieder zu und fuhr in irgendwelche Kleidungsstücke, die ihr gerade zur Hand kamen. Dann trat sie hinaus.

Sie war sehr blaß, aber noch immer ahnungslos.

Erst als der vorderste der wartenden Männer sie für verhaftet erklärte, zuckte sie, wie von tausend Nadeln gestochen, zusammen und schrie auf:

„Verhaftet? Ich? Aber warum denn, meine Herren??"

„Sie werden es vielleicht selbst wissen!" sagte der erste Beamte sehr rubig. „Wenn nicht, sollen Sie es in unsrer Office zu hören bekommen. Vorerst muß ich Sie ersuchen, mit uns zu fahren!"

Da war es Gerda, als müßten die Wände des Hauses auf sie herabstürzen. Sie rang die Hände. Sie wandte sich mit tränenüberströmtem Gesicht den im Hintergrund stehenden Leuten des Personals zu.

„Aber — das ist doch gar nicht möglich! Ich habe doch nichts getan, nichts, was auch nur entfernt irgendwie strafbar wäre. Ich bin doch den ganzen Tag bei meinen Kleinen . . ."

Es klang so glaubwürdig und rührend, daß kein weibliches Auge der zahlreichen Zuschauerschaft trocken blieb. Und Lulu, die sonst so schüchterne, warf sich sogar, plötzlich und zur Amazone geworden, zwischen Gerda und die Polizeibeamten, als müsse sie die Freundin mit ihrem Körper decken:

„Diese Dame ist unschuldig! Dafür lege ich meine beiden Hände ins Feuer! Sie werden sie nicht mitnehmen, ehe wir wissen, was man ihr zur Last legt!"

Aber da wurden die Beamten plötzlich energisch.

Der vorderste packte Lulu am Handgelenk und riß sie viel unsanfter beiseite, als dies eigentlich seine Dienstvorschriften erlaubten.

„Wir tun, was man uns befohlen hat. Machen Sie Platz!" Und zwei Herren nahmen Gerda ohne weiteres in die Mitte. Sie mit beredtenden Handbewegungen zum Vorwärtsgehen aufforderend.

„Nun . . . bitte Sie doch . . . meine Herren!" schluchzte das Mädchen außer sich. „Lassen Sie mich . . . wenigstens noch einmal zu Mistreß Ferguson!"

„Bitte gehen Sie!" befahl einer der Herren statt jeder Antwort.

Und — die Kinder . . .? stammelte Gerda noch. Sie streckte die Arme zur Türe ihres Zimmers zurück.

„Es ist Personal genug da!" wurde ihr der barsche Bescheid. „Lulu! Werden Sie bei den Kindern bleiben?" weinte Gerda haltlos.

Es war eine schreckliche Szene. Auch der alte Diener des Hauses Ferguson war mit seinen Nerven zu Ende und flennte, wie ein Schuljunge. Einige Augenblicke sah es aus, als wollten sich die stämmigen Wachtleute des Hauses, alle Vernunft vergessend, auf die dienstleistigen Polizisten stürzen. Die Situation war aufs äußerste gespannt.

Endlich legten zwei der Beamten einfach die Arme um Gerdas Körper und schleppten die verzweifelt Schluchzende davon. die Treppe hinab und durch das Vestibül hinaus in eines der wartenden Autos.

„Vorwärts!" rief einer der Männer dem Fahrer zu. Der Wagen mit der Gefangenen fuhr rasch an.

Unter dem Portal drängte sich Kopf an Kopf das verstörte Personal. Fäuste drohten. Tücher winkten. Und Lulu, völlig entgeistert, sprang, wie sie ging und stand, hinter dem schon fahrenden Wagen her und schrie gellend: „Wir vergessen Sie nicht. Gerda! Sie werden wiederkommen!"

Durch Korridore und Vestibül aber schrillten langgezogen die Klingelzeichen der inzwischen wieder erwachten Mistreß Ferguson.

— — — — — — — — — —

Man verhörte Gerda Paulini noch in derselben Nacht. Sie war nach Seney gebracht worden, einem kleinen Platz an einem Bahnknotenpunkt zwischen dem Lake Superior und dem Lake Michigan. Da Seney nicht zum Staate Illinois, sondern zu Michigan gehört, hatte es zwar einer telephonischen Unterredung Mister Hutchins mit den obersten Polizeibehörden des Nachbarstaates bedurft, um einen der vermutlichen Wichtigkeit des Falles gewachsenen Untersuchungsbeamten nach Seney zu beordern; man legte Wert darauf, gleich an Ort und Stelle zu sein, um weitere Maßnahmen durchführen zu können.

Diese „weiteren Maßnahmen" galten natürlich der Festnahme Lytton Wards selbst.

Und das hatten sie Gerda sofort noch ihrer Einlieferung in Seney eine wahre Tortur.

„Sie kennen diesen Mann?" fragte der verhörende Beamte, ein kahlköpfiger, hagerer Herr mit einer großen, dunkelrandigen Hornbrille, durch die er seinen Opfern bis in die verschwiegensten Winkel ihrer Seele blicken zu können schien.

Gerda machte große Augen.

„Ist — dieser Mann etwa der Grund, weshalb ich verhaftet worden bin?" fragte sie zurück, und ihre Stimme zitterte.

„Sie sollen meine Fragen beantworten!" herrschte der Beamte sie sogleich im Donnerton an. „Sie kennen den Mann also?!"

„Ich sprach ihn erst heute früh, allerdings nur wenige Minuten!" sagte Gerda, verzweifelt bemüht, gegen ihre aufsteigenden Tränen anzukämpfen. „Mister Ferguson hat mich doch selbst mit ihm gesehen. Oh bitte, telephonieren Sie Mister Ferguson. Er wird Ihnen bestätigen . . ."

„Schweigen Sie!" Der Geheimpolizist schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Meinen Sie, wir durchschauten Ihre Absgeseimtheiten nicht? Es war niemand anders als Mister Ferguson selbst, der Anzeige gegen Sie erstattet hat!"

Wenn sich die Zimmerdecke gehalten hätte und ein Wirbelwind vor Gerda niedergerückt wäre, — sie hätte nicht verdutzter dastehen können. Sie war ganz benommen. „Mister Fer—gu—son?" stammelte sie nur. „Gegen mich?"

„Wir wollen zur Sache kommen!" schnarrte der Herr ihr gegenüber böse. „Sie kennen den Mann also und geben das zu! Wo ist sein derzeitiger Aufenthalt?"

Gerda schüttelte noch immer den Kopf. Je länger sie nachdachte, desto verwirrter wurde sie.

„Wollen Sie antworten oder nicht?" schrie ihr Peiniger. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie dem dritten Grad unterziehe, wenn Sie nicht willig Auskunft geben!"

Gerda gab keine Antwort. Sie sah dem Manne mit der dunklen Brille nur ins Gesicht, wie man eine Sphinx anschaut, die man niemals enträtseln kann.

„Sie werden mir binnen einer Minute den Aufenthaltsort dieses Mannes nennen!" sagte der Geheime, diesmal mit fürchterlich leiser Stimme.

„Ich werde das nicht können", antwortete Gerda tieftraurig. „Ich weiß nicht, wo Mister Winter sich aufhält. Wir haben in der Eile heute früh gar nicht darüber gesprochen!"

Die meines Stammes waren

Die vor mir in die andre Welt gefahren
und meines Stammes, meines Namens waren,
die tanzten nicht an seidnen Schnüren
im Puppenspiel der Welt.
Ihr Leben war wie ernster Wächter Wachen,
sie trugen schwer und mußten Fäuste machen
für Sonne hinter ihren Türen
und für die Saat im Feld.

Kampffäuste, die am Schwerte hingen,
Friedfäuste, die am Pfluge gingen.

Zerreißt mich Sorge, kränkt mich harte Not,
ich ich mit Frau und Kind vor trockenem Brot
hält Zweifel mich in Gram und Bann,
krall' ich die Faust und seh' sie an.
Dann fällt, was kläglich mich gebunden,
von mir wie leichter Nebel hauch.
Habt, Väter, ihr den Weg gefunden,
schlugt ihr euch durch — ich kann es auch.

Johannes Heinrich Braach

Der Herr auf der anderen Tischseite beugte sich vor. „Wie nannten Sie Ihren Bekannten soeben? Winter?"

„Wie sonst?" wunderte sich Gerda. „Es ist Mister Hermann Winter aus Detroit. Ich weiß nichts anderes. Er stammt, wie er sagt, aus Europa!"

Der Beamte lächelte unsagbar maliziös. „Notieren Sie, Strachen!" sagte er über die Schulter nach rückwärts, wo unter dem grünen Schirm einer Schreibtischlampe ein junger Mensch saß, der Protokoll führte. „Ihr Freund heißt natürlich ganz anders, liebes Fräulein!" fuhr der Geheime dann fort. „Sie müssen uns nicht für so sehr dumm halten. Der Mann ist — Lytton Ward, — wollen Sie das leugnen?"

Gerda blickte verständnislos. Der Herr ihr gegenüber hatte sich aufgerichtet und sah in einer Haltung da, die ihr offenbar imponieren sollte. Seine Augen funkelten durch die Brillengläser drohend und hüttisch zu ihr her.

„Ich — weiß das nicht!" sagte sie endlich. „Wenn Sie meinen, daß Herr Winter nicht Winter, sondern Ward heißt, — warum fragen Sie mich denn erst?"

Ein Hintergrund feixte der Schreiber.

Der Verhörende aber geriet in Wut. „Sie gefallen sich in der Rolle der Naiven. Aber Sie werden damit bei mir kein Glück haben, verstehen Sie! Wollen Sie allen Ernstes sagen, wo Lytton Ward sich derzeit hält?"

„Versteckt hält?" Gerda schüttelte den Kopf. „Warum soll er sich versteckt halten? Gott weiß, wen Sie hinter Hermann Winter suchen! Ich weiß nur, daß er Reisender einer Maschinenfabrik in Detroit ist. Meine Kollegen und Kolleginnen im Hause Ferguson werden Ihnen bestätigen können, daß auf welche Weise ich seine Bekanntschaft machte. Und da er ein halber Landsmann ist, werden Sie es verstehen, daß ich seine gelegentlichen Besuche duldete. Mehr weiß ich nicht. Mehr kann ich Ihnen auch unter dem dritten Grad nicht sagen!"

Gerdas Stimme war immer fester geworden, je länger sie sprach.

Jetzt schwieg sie und sah ihrem Gegenüber ruhig in die Augen.

Und es sah in der Tat aus, als hätten ihre Worte auch auf den Geheimen ihre Wirkung nicht verfehlt.

Er schwieg plötzlich. Er rückte an seiner Brille, als müsse er Gerda noch einmal besonders genau ins Auge fassen.

Es dauerte eine Minute, ohne daß ein Wort fiel. Dann wandte sich der Bebrillte plötzlich zu dem Protokollführer im Hintergrund.

„Verlucken Sie eine Verbindung mit Chikago zu bekommen, Strachen!" befahl er. „Ich muß Mister Hutchins noch einmal sprechen!" Zugleich drückte er auf einen Klingelknopf. Ein dritter Beamter erschien.

„Führen Sie Miß Paulini hinaus!" sagte der mit der Brille. „Ich könte, wenn ich das Verhör fortsetze!" —

Zwischen Chikago und Seney aber ging eine Viertelstunde später dieses Gespräch hin und her, das in Chikago von dem schon in seinem Schlafzimmer befindlichen Mister

Das Charlottenburger Schloß Weltbild, M.

Hutchins, in Seney von dem Kriminalbeamten Stanley Byington geführt wurde.

Es begann höchst gemächlich mit einem Händedrücken „How do you do?“ Es steigerte sich auch nicht in größere Temperamentfülle, als Byington, seine Hornbrille auf die Stirne schiebend, meldete, daß man Gerda Paulini in Gewahrsam und vorläufig verhört habe. Und beinahe gleichmütig war Byingtons Stimme, als er vermittelte, daß er als alter Praktiker annehmen zu dürfen glaube, diese „junge Deutsche sei durchaus unbeteiligt an der ganzen Affäre“.

„Aber es steht doch fest, daß sie diesen vermutlichen Lytton Ward kennt!“ fragte Hutchins, gleichfalls überaus ruhig.

„Dies wohl!“ antwortete der Gesprächspartner in Seney. „Aber das ist auch alles. Wissen Sie, was ich vorhabe, Herr Kollege?“

Nein, Mister Hutchins wußte das nicht. Steerten Byington lachte trocken. „Ich werde das kleine deutsche Fräulein morgen als unseren Lockvogel benützen. Verstehen Sie?“

Auch Hutchins wurde heiter. „Vortrefflich. Wie werden Sie das machen?“

„Sehr einfach. Miß Gerda wird noch diese Nacht zwischentransportiert. Sie wird — unter unserer Aufsicht natürlich — mit ihrem angeblichen Landsmann ein Rendezvous ausmachen. Und bei diesem Rendezvous werden wir so freundlich sein, den Kavalier ein wenig unter die Lupe zu nehmen!“

„Vortrefflich!“ lachte Mister Hutchins in seinem Schlafzimmer in Chikago. „Ich bin ganz mit Ihrem Vorschlag einverstanden. Recht guten Erfolg!“

„Gute Nacht, Mister Hutchins!“ sagte Byington trocken.

„Gute Nacht, Byington!“

Das Gespräch war zu Ende. Und zwei Minuten später wurde der mit freudigem Herzklopfen aufhorchenden Gerda die Eröffnung gemacht, daß sie sofort nach Mister Feravuns Landsitz zurückgebracht werden würde. Näheres werde ihr an Ort und Stelle erzählt.

— — — — — — — — —

Ein alter Hirsch, der seine vierzehn oder sechzehn Enden am stolzen Geweih trägt, braucht nicht erst den Hall von Schüssen oder das Blasen der Meute in seinen stillen grünen Reich zu vernehmen, um zu wissen, daß ihm Gefahr droht. Ihm scheint ein sechster Sinn gegeben zu sein, der ihm verrät, daß etwas nicht sauber ist. Ihm genügt das leise Knacken eines dürren Aestchens, oder das in weiter Ferne, auf einer sonst gar nicht von ihm beachteten Landstraße hörbare Hin und Wieder von Stimmen und Räderrollen; — der leise Lufthauch ist sein Warner und Bundesgenosse, — und der heimliche König der Wälder braucht nur den Kopf zu heben und einen Atemzug zu tun, um die Gefahren zu erkennen, die sich aus dem Wispern der Stille wie Gespenster zu entwickeln scheinen.

Lytton Ward war solch ein alter Hirsch, gewitzigt durch die Erfahrung von hundert heißen Entscheidungen, gestählt durch tausend Nervenproben, klug geworden durch ein ihm schon zur zweiten Natur gewordenes unablässiges Beobachten auch der belanglosesten Kleinigkeiten seiner Umgebung.

Wie ein ständig sicherndes Stück Wild war er, seit er San Franzisko mit der Gewißheit verlassen, erkannt und verfolgt zu sein. Der Schlag, den der Verrat Sandys ihm zugefügt, das Mißgeschick, sich mit dem Abenteurer Tieng Ki die Finger verbrannt zu haben, hatten doppelte und dreifache Vorsicht nötig gemacht.

In der Maske eines biederen Milchmanns war Lytton Ward am Steuer eines armseligen Lieferwägelchens von dem heiß geworbenen Boden Kaliforniens geflüchtet, nachdem er seinen Freunden ein Stück Geld für die magere Zeit überlassen hatte, die nun beginnen mußte. Denn für alle Mann der Bande galt der strikte Befehl, augenblicklich nicht packen ihn mit schmerzender Süße. Und zwei Augen ließen ihn nicht los. Da lief Lytton Ward aus dem Hause davon und ging zum Ufer hinab. Aber es war, als habe alles sich verschworen. Ein Dampfer legte gerade an. Ein Schiff, zum Werften voll besetzt. Ein deutscher Gesangverein machte es sein. Und was diese vergnügten Ausflügler da sangen, griff wie glühende Hände Lytton ans Herz.

Alt-Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich . . . !

Heidelberg! stöhnte es in Lytton Ward. Heidelberg und Gerda Paulini. Ja, es war ein Verhängnis. War alles übereingekommen, ihn zu narren und zu quälen?

Aber das war es nicht einmal allein.

Nein, — da war noch etwas! Da war noch mehr!

Er fühlte das, der feinnervige, in hundert Gefahren gewitzigte Lytton Ward. Er fühlte es mit einem unnennbaren sechsten Sinn.

Er war verfolgt! Man war ihm auf den Fersen.

Näher schon, als zu merken war.

Es geschah ihm, daß er mit einem Schlage einmal auf der Promenade am Seeufer plötzlich verzerrten Gesichtes herumfuhr, die Rechte nach dem Revolver in die Tasche stoßend.

Aber nichts war hinter ihm als zwei kichernde Backfische, die zum Bade gingen.

Dennoch, — Lytton Ward ließ sich nicht beirren.

Es lag da etwas in der Luft! Seit gestern schon!

Dieses rätselhafte Benehmen Gerdas vor dem Hause! Diese zurückhaltende Verlegenheit!

Wußte das Mädchen schon etwas? War sie gewarnt? Unterrichtet?

Lytton Ward stand am Seeufer. Er mußte die Augen blinzelnd zukneifen, eine solche Lichtfülle lag über der Wasserfläche. Strahlend lachte der Sommer über die Weite.

In Lytton war aber nichts als dunkle Zerrissenheit, nichts Gutes ahnend.

Es war elf Uhr am Vormittag, als er an ein Telefon ging und das Landhaus Ferguson anrief.

Er bekam gleich Verbindung. Und als er nach Miß Gerda Paulini verlangte, wurde ihm mit einer geradezu überraschenden Liebenswürdigkeit der Bescheid, Miß Gerda habe schon auf seinen Anruf gewartet. Sie werde gleich am Telefon sein.

„Thank you!“ brummte Lytton Ward. Ein stilles Erstaunen war in ihm. Seltsam, dachte er, wie sich manchmal über Nacht das Wetter ändert!

Aber Lytton kam es vor, als sei diese Paulinis Stimme am Apparat.

„Guten Morgen! Wie geht es dir?“

Sie sprach englisch. Es fiel Lytton auf. Eine neue Unruhe klatterte in ihm. „Gerda? kann ich dich heute sprechen?“

„Ich habe mir freigeben lassen! Ich habe Zeit!“ kam die feine Mädchenstimme durch den Draht.

Aber da war wirklich auch schon Gerda unfrei. Er wußte nicht zu sagen, was es war. Vielleicht war das Mädchen nicht allein im Zimmer. Vielleicht fürchtete es Mithörer?

„Wo kann ich dich sehen?“ fragte Lytton jetzt weiter. Es war ihm, als sei es zum Ersticken in der engen Zelle, von der aus er sprach.

„Ich . . . möchte dich bitten, mich — hier zu besuchen!“ wurde ihm zur Antwort.

Wie steif und gezwungen das klang! Als spräche Gerda die Worte unter einem Zwang. Als leiere sie ein auswendig gelerntes Verslein mechanisch herab.

Aber schon kam auch, schroff und bestimmt, Lyttons: „Nein! Unmöglich!“

Aus zweierlei Gründen unmöglich. Peinlich genug war das gestern gewesen, diese Demütigung durch den herrischen Millionär. Und zweitens: Man ging nicht in ein fremdes Haus, wenn man Lytton Ward hieß. In ein Haus, das verteufelt leicht zu einer Mausefalle werden konnte.

Am anderen Ende der Leitung entstand eine Pause. Lytton glaubte durch den Draht die ratlose Unsicherheit des Mädchens zu fühlen.

„Wo denn?“ fragte dann Gerdas Stimme. Und gleich danach: „Woher sprichst du eigentlich?“

Lytton überging die Frage. „Ich werde dir entgegenfahren. Wann hast du Zeit?“

„Zeit? Ich habe heute — den ganzen Tag Zeit!“ kam Gerdas Antwort.

„Sehr nett!“ Ein neues Erstaunen kam über Lytton. „Also sagen wir in einer Stunde! Auf der Straße nach Munising hin. Ich nehme mir jetzt einen Wagen. Verstehen können wir uns nicht!“

„Nein! Ich werde in zehn Minuten weggehen!“

„Gut! Auf Wiedersehen!“

Lytton hing den Hörer ein. Aber er stand noch minutenlang in tiefen Gedanken vor der eben verlassenen Fernsprechkabine. Flackernde Unrast war in ihm. Warum — freue ich mich nicht? fragte er sich dumpf.

Nein, es war keine Freude in ihm. Nichts als nagendes Mißtrauen.

Endlich setzte er sich in Bewegung. Sein Entschluß war gefaßt. Er ging zu der nächsten Garage. Schon tags zuvor hatte er gesehen, daß sein einziger der zu vermietenden Wagen etwas taugte. Er wählte einen verhältnismäßig neuen Buik aus und zahlte die Miete für zwei Tage.

Ob man ihm nicht eine alte Lederjacke und eine Mütze leihen könne, fragte er zuletzt beiläufig.

Der Garagenbesitzer betrachtete etwas verlegen Lyttons Eleganz.

„Nichts sehr Sauberes, Sir!“ erwiderte er. „Soll es auch nicht sein!“ lachte Lytton rauh. „Irgendeine Jacke und Chauffeurmütze!“

Der Mann brachte beides. Lytton schlüpfte hinein. Zog die Mütze tief in die Stirne. „Gut!“ nickte er zufrieden in einem Spiegel.

Sodann fuhr er los, die Fahrtstraße von Munsing gegen den Michigansee. Es waren keine dreißig Kilometer bis zu Fergusons Landsitz. Die Straße war frei und nicht sehr belebt. Lytton fuhr Tempo. Aber mitunter vergaß er sich so sehr, daß der Wagen beinahe zum Stehen kam. Mit jedem Kilometer, den er zurücklegte, wuchs seine Unruhe. Es war jetzt schon fast eine fire Idee von ihm: „Du machst den gleichen Fehler wie dein toter Kamerad mit der Studentin!“ „Du hast deine schwache Stunde, Lytton Ward! Hüte dich!“

(Fortsetzung folgt.)

2. Fortsetzung

Im Lande der aufgehenden Sonne

Ein Bericht von Johannes Mayrhofer

Fernöstliche Reise nach Japan

Eine deutsche Universität

Einer meiner ersten Besuche galt auch der deutschen Sophia-Universität Tschi Daigaku, einer der wichtigsten und bedeutendsten Gründungen des Christentums im fernen Japan.

Die Universität ist im Jahre 1913 gegründet. Bei dem furchtbaren Erdbeben am 1. September 1923 erlitt sie beträchtlichen Schaden. Die Wohnung der Patres wurde in den Fundamenten beschädigt. Ein dreistöckiges Schulgebäude aus Ziegeln mußte im zweiten und dritten Stock abgetragen werden; als Ersatz ist ein Holzgeschoß aufgesetzt. Zum Glück blieb die Universität vor vollkommener Zerstörung bewahrt. Furchtbarer als die Verwüstung der Stadt durch die entsetzlichen Erdstöße war der Schaden, den das überall ausbrechende Feuer anrichtete. Hunderttausendfünfzigtausend Menschen kamen in der furchtbaren Katastrophe ums Leben, auf einem Platz in Tokio allein dreißigtausend. Ein Professor der Universität schilderte mir, wie die Feuersbrunst, alles vernichtend, sich schließlich machte das Unheil doch noch vor Tschi Daigaku halt.

Sofort nach der tragischen Katastrophe machte man sich mutig an die Wiederherstellung, wie es auch die ganze mächtige Hauptstadt in vorbildlicher Weise aus Schutt und Trümmern zu neuer Schönheit wieder auferstanden ist. In den Jahren 1930 bis 32 wurde ein neuer Flügel errichtet.

An ihr wird Philosophie und Literatur dozieren, ferner Handel und Nationalökonomie, auch ein zweijähriger Vorbereitungskurs ist eingerichtet. Ferner gibt es Spezial-Abendkurse in drei Fakultäten. Rechtswissenschaft, Handel und Nationalökonomie und Journalistik. Endlich sind die Abendkurse für Sprachen und die Sommersprachenkurse zu erwähnen. Die Zahl der Studenten betrug in der besten Zeit ungefähr 700, wozu dann noch eine ganz bedeutende Zahl von Sommerstudenten kam.

Die schönen Mädchen des Ginza

„Sie müssen sich nicht wundern“, sagte der Pater, „wenn Sie in ein Café kommen“ und es sagt sich ein junges Mädchen zu Ihnen, um Sie zu unterhalten. Nun, man kann sagen, daß man lieber ungestört für sich sein will, dann macht die junge Dame ein verwundertes Gesicht und zieht sich beleidigt zurück.“

Ich war also vorbereitet, konnte nicht plötzlich eine Ueberraschung erleben, und da ich weder Priester noch Missionar bin, konnte ich mir diese merkwürdige japanische Sitte ja auch einmal aus der Nähe ansehen.

An einem der ersten Abende wanderte ich aus Mangel an sonstiger nützlicher Beschäftigung durch die Straßen in der Nähe meines Hotels und sah mir das bunte Leben an, das sich da überall entfaltete. Einen Sieben-Uhr-Ladenschluß kennt man hier nicht, man kann die Geschäfte mit all den wichtigen und unwichtigen Landeserzeugnissen studieren bis spät in die Nacht hinein. Noch interessanter sind jene „Läden“, die bei Abends auf den Bürgersteigen und selbst in den engeren anstoßenden Straßen und Gassen errichtet sind. Händler, für deren kleinen Betrieb die Miete von Geschäftsräumen in einem richtigen Hause zu hoch und unerschwinglich ist, haben da eine primitive Bühne errichtet, in der sie ihre Kostbarkeiten zum Kauf anbieten. Da kann man ein kleines Abendessen einnehmen. Da kann man zusehen, wie Schuhe und unnützes Spielzeug erworben. Mit besonderer Verwunderung habe ich immer die Auslagen jener Leute betrachtet, die mechanische Spielsachen anbieten. Fast scheint es, daß sie durch die beträchtliche Verschwendung vielleicht noch etwas stilvoller, von besserem Geschmack diktiert.

Ich wanderte also, berauscht von dieser Märchenwelt, über die Ginza. Und außerdem suchten meine Augen und meine kaffeedurstige Seele nach einem europäisch oder amerikanisch anmutenden Lokal. So entdeckte ich ein Riesengebäude mit einem hohen Turm, dessen gesamte Architektur — am Turme war es immerhin eine Höhe von etwa 40 Meter — in wunderschönen elektrischen Lichtlinien leuchtete. Das war gewiß das Richtige.

„Warum lachen Sie?“

Der Manager öffnet mit tiefer Verbeugung die Tür. Aber kaum war ich ein paar Schritte weiter, da wurde ich auch schon von mehreren freundlichen Töchtern Japans in Empfang genommen, die sich verpflichtet fühlten, den Gast zu unterhalten. Die erste Freundlichkeit besteht darin, daß man mit einem heißen Tuch bedient wird. Man legt die Hand hinein und läßt sie frottieren; wozu das gut ist, weiß ich eigentlich nicht. Aber es ist jedenfalls als eine ähnliche Erfrischung gedacht, wie die Schweißtücher, die einem bei chinesischen Gastmählern oder in chinesischen Theatern gereicht werden. Ich bestelle eine Tasse Kaffee. Die jungen Damen legen seinen Wert darauf, auch etwas zu trinken, sie sind ganz selbstlos da zur Unterhaltung des Besuchers. Mit dieser Unterhaltung ist es nun tierlich nicht weit her, wenn der Besucher noch nicht sämtliche Lektionen seiner Konversationsgrammatik durchgearbeitet hat und höchstens über einen Wortschatz verfügt, der ihm etwa gestattet, zu sagen: „Nihon no yama wa kirei desu. Die Berge Japans sind schön.“ Oder, wenn die jungen Damen ob solcher Weisheit lächeln: „Naze anata wa waraimasu ka? Warum lachen Sie?“ Oder mit sanfter Selbstironie: „Sarumo ki kara ochiru. Auch der Affe fällt vom Baum.“ Und was es sonst noch so an geistreichen Bemerkungen gibt.

Es ist wirklich schwer, mit den freundlich lächelnden Japanerinnen Konversation zu machen, wenn ich selbst nicht besser Japanisch kann als ich. Sie sind zusammen keine Ahnung vom Englischen und natürlich noch viel weniger vom Deutschen haben. So faßle ich denn meinen Kaffee und gehe weiter. Es ist in Japan, wo man weiß, alles ganz unglaublich billig. Um so überraschender ist der Preis für diesen Kaffee. Die präsentierte Rechnung verlangt in unverständlichen Schriftzeichen 1,20 Yen und außerdem noch 10 Sen. Ich zahle und finde den freundlichen jungen Damen noch ein ziemliches Quantum Sen dazu für ihre vergeblichen Bemühungen, mich nett zu unterhalten, aber draußen auf der Ginza weiß ich immer noch nicht, ich habe 1,20 Yen für den Kaffee bezahlt habe und 10 Sen für die angenehme Gesellschaft oder umgekehrt.

Man tanzt wie überall

An einem anderen Abend sah ich mir einen Tanzpalast an: Shimbashi, im Otaga-Building. Der Saal und die Beleuchtungseffekte behüten fein Schilderung. Alles nach guten hergebrachten Mustern. Das Tanzvergnügen selbst war arrangiert nach amerikanischem Muster. Die Besucher waren fast ausnahmslos junge Herren ohne weitere Begleitung. Die Partnerinnen besorgt das Lokal. Die sitzen beschieden da und warten darauf, daß sie von irgendeinem Fremdling engagiert werden. Dafür erhalten sie dann ihre bescheidene Entlohnung. In Neuyork hat man die Methode, daß der Besucher beim Eintritt für sein Geld eine Anzahl Tanzkarten erhält, die er dann einzeln bei jedem Tanz dem betreffenden jungen Mädchen auszuhändigen hat. Nach der Zahl der so erworbenen Karten richtet sich die Einnahme der armen Geschöpfe, die vielleicht von abends 9 Uhr bis nachts um 3 Uhr ihren geistötdenden „Beruf“ ausüben müssen. Ob in Tokio auch diese Methode eingeführt ist, kann ich nicht sagen. Jedenfalls habe ich es nicht beobachten können. Kleidung und Schuhe der Tänzerinnen waren durchweg modern, nur eine einzige tanzte in Kimono und Sandalen, aber das war wohl keine von den Angestellten. Im übrigen liegt und fozitrottelt man hier im fernsten Osten ebenso geistvoll wie in verschiedenen anderen Ländern.

Straßenbahnen — vollendete Märchenpaläste

Die Abende in Tokio sind schön. Jedenfalls ist es nicht notwendig, sich in sein Hotelzimmer zu vergraben und in pessimistische Gedanken hinzudämmern. Es gilt immer wieder, etwas Neues zu sehen und zu erleben.

An einem der ersten Aprilabende fand ich die Straßenecke in der Nähe des Yashima-Hotels dicht besetzt von plaudernden und geduldig harrenden Menschenmassen. Sicherlich war da etwas weiß, alles ganz unglaublich billig. Um so überraschender ist der Preis für diesen Kaffee. Die präsentierte Rechnung verlangt in unverständlichen Schriftzeichen 1,20 Yen und außerdem noch 10 Sen. Ich zahle und finde den freundlichen jungen Damen noch ein ziemliches Quantum Sen dazu für ihre vergeblichen Bemühungen, mich nett zu unterhalten, aber draußen auf der Ginza weiß ich immer noch nicht, ich habe 1,20 Yen für den Kaffee bezahlt habe und 10 Sen für die angenehme Gesellschaft oder umgekehrt.

Anderswo benutzt man die Straßenbahnwagen zur Beförderung von Leuten, denen die Entfernungen zu groß sind oder denen das Gehen zu schwer fällt. Diesem Zweck dienen sie natürlich auch in Japan. Aber an diesem Abend sah ich, wie man sie auch noch anders verwenden kann, zur Verbreitung froher Feststimmung, und was für Märchenpaläste, in tausendfach phantastischer Beleuchtung man aus so nüchtern prosaischen Objekten, wie es die Straßenbahnwagen nun einmal sind, machen kann, wenn man über eine japanische Phantasie verfügt. So sollten sie, einer dicht hinter dem anderen, dahin in strahlender Pracht, durch die illuminierten Straßen, die mit ihren Laternen und Kirschenblüten eigentlich auch so schon schön genug waren.

Abendessen in Tokio

Am nächsten Abend war ich mit einem meiner deutschen Bekannten von unserem gemeinsamen japanischen Freunde Masaichi Hada zum Abendessen eingeladen. Natürlich nicht in seiner Wohnung, sondern in einem sehr vornehmen Restaurant, Korafu. Es ist da wirklich sehr fein. Selbstredend zieht man zunächst die Stiefel aus, um sich dann durch die weiten Gänge zu den Räumen festlicher Bewirtung zu begeben. Zunächst werden wir erquickt durch eine Schale Tee und die berühmten heißen Tücher, von denen ich bei anderer Gelegenheit schon gesprochen. Zum Tee gibt es noch eine kleine Leckerei, Yokan genannt, die wir hierzulande nicht kennen.

Dann geht's weiter in ein geräumiges echt japanisches Zimmer. Aus anderen Räumen dringt gelegentlich der Klang fröhlicher Unterhaltung herüber. All die einzelnen Gruppen der Gäste speisen natürlich in gesonderten Räumen, nicht in einem langweiligen großen Restaurant.

In der Mitte unseres Zimmers steht auf den feinen Tatami, den köstlichen hellfarbigen Matten, ein weißgedeckter niedriger Tisch. An drei Seiten liegen die Kissen für die Gäste, in vorter Rücksicht auf etwaige Europäer mit einer Rückenlehne versehen. Es bleibt also nur das einzige Problem, was man mit seinen Beinen anfängt. Am leichtesten wird es unserem Freunde Hada, der das ja schon von Kindheit an geübt hat. Er sitzt herrlich da, wie der Große Buddha von Kamakura. Mein deutscher Landsmann thront ihm gegenüber wie ein unglückliches Taschenmesser.

So ist für mich die Situation eine günstige: Da der Platz unter dem Tisch frei bleibt, kann ich, ohne jemand zu belästigen, meine langen Beine dort verstauen.

Aus den Wonnen dieses Mahles sei nun zunächst der edle Reiswein, Sake, genannt und gerühmt, dieser kräftige, herrliche Trank, der uns immer wieder von einer der schmucken Dienerinnen in das winzige Porzellanschälchen gegossen wird. Ich betone das Wort „winzig“. Es ist in der Tat ein Trinkgefäß wie aus der Puppenstube, und man kann ruhigen Gewissens einige dieser Schalen trinken, ohne zu viel zu bekommen.

Als Hors d'oeuvre gibt es gesalzenen Fisch, aber der interessiert mich nicht weiter. Ich bin gespannt auf das Hauptgericht, Sukiaki, das eine japanische Spezialität darstellt. Wer niemals Sukiaki gegessen, darf nicht behaupten, daß er in Japan war.

Das Interessanteste an diesem Essen ist die Art der Zubereitung. Diese vollzieht sich nämlich vor den Augen der Tafelnden, auf dem Tisch, an dem das Mahl eingenommen wird.

Wie in der Operette . . .

Wir haben zwei Dienerinnen, die — ich meine immer wieder in der Operette zu sein — bei allen möglichen Gelegenheiten demütig-bescheiden, feierlich niederknien, bei der Begrüßung, beim Eintreten und -schließen, selbst wenn sie gerade eine Platte in der Hand haben, die sie eventuell so lange auf den Boden stellen. Sie haben merkwürdige fernöstliche Namen, die eine heißt Oksusan, das ist das ehrenwerte Fräulein Wirtschaft, und die andere Okimusan, das ebenso ehrenwerte Fräulein Seide. Die eine hat eine japanische Frisur, ein staunenswertes Kunstwerk, das man nicht jeden Tag erneuern kann. Ich fürchte, das arme Mädchen muß des nachts auch auf dem schrecklichen gepolsterten Holzpflock das müde Haupt ruhen lassen, damit die Frisur nicht in Unordnung kommt. Die andere ist etwas moderner. Aber beide tragen zum Glück diese schönen harmonisch farbigen Kimonos, an denen man sich nicht sattsehen kann, obendrein mit goldverziertem Obi, dem herrlichen Gürtel, der auf dem Rücken sich in mächtigen Dimensionen gleichsam zu einem großen quadratischen Kissen entwickelt.

Eine der Dienerinnen läßt sich mir gegenüber an unserem niedrigen Tische nieder. Sie zerschlägt Eier und reicht sie in kleinen Schalen. Sie nimmt lange, dünne Scheiben von blutig rotem Rindfleisch und bereitet sie auf unserem Tisch über dem Holzkohlenfeuer. Allerlei Vegetabilien spielen dabei eine Rolle, grüne Zwiebeln und Kohl, Suppe und Sauce kommen zur Verwendung — aber ich schreibe ja kein Kochbuch, man erlasse mir die Einzelheiten. Die Hauptsache ist hier: Das Rindfleisch wird in großen, zarten Scheiben vorgelegt und dann mit Stäbchen gegessen. Man sollte nicht glauben, daß man so große Stücke ohne Messer und Gabel zu sich nehmen kann, aber diese einzelnen Stücke sind so dünn, so fein geschnitten, daß das eine ganz leichte Mühe ist. Natürlich fehlt unserem Mahle auch nicht der herrliche Reis, auch Gurken und Rettich und andere schöne Dinge werden gereicht. Schließlich gibt es wieder Tee, ferner Apfelsinenscheiben, die man fein säuberlich mit einer Art Zahnstocher zu sich nimmt, auch Trauben. Und wiederum werden Schweißtücher gereicht, für den Fall, daß die Anstrengungen des Essens oder des japanischen Sitzens zu groß gewesen. Auch ein Mädchen von der oben erwähnten Leckerei, dem Yokan, darf man als Andenken mitnehmen.

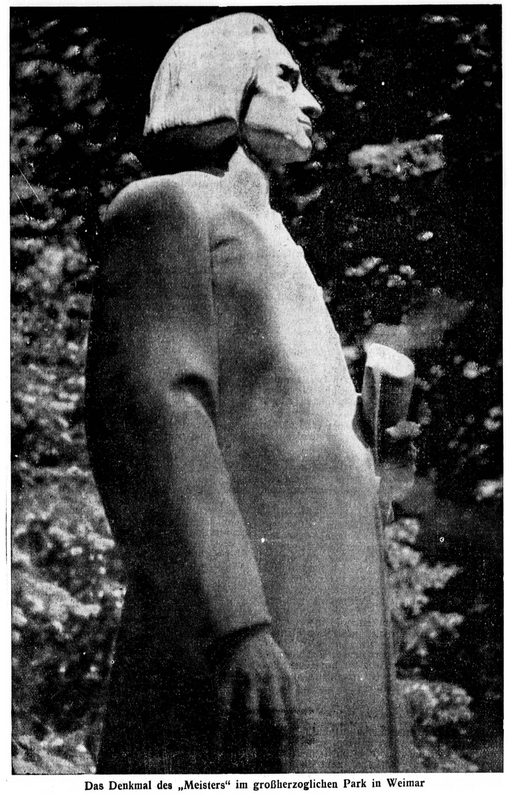
Eine Flasche Niersteiner

Da es noch zu früh ist, um wieder nach Hause zu gehen, wandern wir noch ein wenig über die Ginza und durch die Umgegend. Dem Fremdling aus dem fernen Deutschland zu Ehren gibt es noch eine Flasche Niersteiner, in einem Lokal, das somit keineswegs an den deutschen Rhein erinnert. Bial Flitter, Meereswogen auf Goldgrund an die Wand gemalt, Kirschenblüten, künstliche Sträucher und Gräser. In der Nähe unseres Tisches steht eine prachtvolle Föhre, einer der japanischen Zwergbäume, ein Meisterstück östlicher Gärtnerkunst, ein Baum, der prachtvoll die ganze Vollendung eines hervorragend schönen ausgewachsenen Exemplars darstellt und doch alles künstlich in kleinsten Dimensionen entwickelt.

Unsere Dienerinnen aber haben noch großartigere Namen als die beiden im Restaurant Korafu. Die eine heißt Harumisan, Schöner Frühling, die andere Shimakosan, Inselkind.

(Fortsetzung folgt.)

Knabenfest mit Straßenumzug in Japan. Photo: Mayrhofer. (Eig. Klischee-Herstel.)



Das Denkmal des „Meisters" im großherzoglichen Park in Weimar

Liszt in Weimar

Liszt ist noch immer nicht zurück. Ende Oktober erwarteten wir ihn; in diesen Tagen erfuhren wir jedoch, daß er erst im Dezember wiederkommen werde. Das musikalische Weimar ist ohne Liszt so wenig wie es einmal ohne Goethe war. Sämtliche europäischen Kapellmeister ersetzten keinen Liszt! Die Hofkonzerte haben begonnen, ohne Liszt; man hat den Tannhäuser gegeben, ohne Liszt; eine Schillerfeier haben wir gehabt, ohne Liszt.

So ähnlich klagte ein Weimarer Musikkritiker im November 1856. In Hofkreisen, am letzten Orchesterpult, im Publikum, überall vermißte man ihn schmerzlich, erwartete man mit Sehnsucht seine Rückkehr. Er war ja nur außerordentlicher Kapellmeister und durch die Weimarer Tätigkeit in seinen Reiseverpflichtungen, die ihn mehr als die Hälfte der Zeit beanspruchten, nicht beeinträchtigt. Aber als es ihm gelungen war, für das musikalische Weimar der Jahrhundertmitte das zu worden, was fünfzig Jahre vorher Goethe für das literarische Weimar war, hatten alle musikalischen Ereignisse in seiner Person den Mittelpunkt. Das Städtchen war durch ihn so mit Leben erfüllt, daß es im Wettbewerb mit den Hauptstädten des europäischen Opern- und Konzertlebens erfolgreich bestehen konnte. An Widerständen freilich hatte es auch vom ersten Tage an nicht gefehlt; die Dummheit der Nullen und der Neider wollte in ihm immer nur eine Seite seiner Begabung gelten lassen, den Klaviervirtuosen oder den Kapellmeister oder den Komponisten. Ja, selbst Robert Schumann, vom Pianisten Liszt bezaubert, vom Dirigenten Liszt tatkräftig gefördert, konnte das große Neue, das durch ihn in die Musik kam, nicht fassen.

Als Freund und Förderer bis zur Selbstentäußerung gehend, war er's, der durch eine Fünfzigtausendmarkspende das Bonner Beethovendenkmal ermöglicht hatte und in ähnlich großzügiger Weise überall einsprang, wo es nötig war.

Ganz einzigartig in der Geschichte der Künste ist sein Verhältnis zu Richard Wagner. Die erste Begegnung freilich führte sie noch nicht zusammen, denn damals in Paris war Liszt der glanzvolle Mittelpunkt jener Welt, um die Wagner vergeblich sich bemühte. Als aber die Fürstin Wittgenstein von Tannhäuser erzählte, den sie in Dresden gehört hatte, war die Aufführung in Weimar für den 16. Februar 1849 angesetzt. Wagners Dankbesuch in Weimar war dann seine Rettung. Man suchte ihn steckbrieflich wegen seiner Teilnahme an der Revolution, und Liszt war es, der den Freund mit Geldmitteln und falschen Pässen ausstattete, damit er nach der Schweiz entkommen konnte. In Weimar kam der Lohengrin zur Uraufführung; die großen Hoftheater hatten ihn erst viel später in ihrem Spielplan. Der großen Berliozwoche vom Frühwinter 1852 folgte schon im Februar eine Wagnerwoche mit Holländer, Tannhäuser und Lohengrin, trotzdem es damals recht gefährlich war, sich für Wagner einzusetzen.

Wagners Gegner wurden Gegner Lisfts. Er wurde das Ziel der bösartigsten Angriffe, siegte aber gegen die kurzsichtigkeit der politischen Reaktionäre, gegen Neid und Unverstand. Tannhäuser wurde so bekannt und so beliebt wie Freischütz. In stürmischer Verehrung schenkte Wagner seinem Förderer, der ihm den Glauben an seine Sendung wiedergegeben und ihn aus Demütigung und Verzweiflung herausgerissen hatte, die Originalpartituren der drei Opern, die Liszt zwanzig Jahre hoch in Ehren hielt, bis er sie wieder für das Hausarchiv in Bayreuth stiftete.

Selbst Musiker werden sich heute schwerlich noch vorstellen können, mit welcher Begeisterung für das Neue an Liszts fünfundvierzigstem Geburtstage in Zürich der erste Akt der Walküre zum Vortrag gelangt sein mag, als Emilie Heim sang, Wagner die Singstimmen der Männer markierte und Liszt das Ganze aus der Partitur heraus am Flügel begleitete. Bald darauf kam in der gleichen Zusammensetzung bei der Fürstin Wittgenstein die Todesverkündigung der Walküre zum Vortrag.

Liszt war zwei Jahre älter als Wagner und hat den Freund um drei Jahre überlebt; fast vierzig Jahre lang war ihre Freundschaft ungetrübt. Während der ersten Bayreuther Festspiele im August 1876 war Liszt anwesend, in Bayreuth starb er, und in Bayreuth wollte er begraben sein.

Mensch und Künstler, Leben und Werk standen bei Liszt in wundervoller Harmonie. Wo er in Erscheinung trat, ließ er begeisterte Anhänger zurück. In ihm, der über das Wesen der Kunst originell und kühn zu sprechen wußte, wie kein anderer, war alles Spezialistentum überwunden. Auch auf uns geht noch beim Lesen seiner Schriften etwas von dem geheimen Zauber aus, von jenem verklärenden Hauch, der den Glauben an die Weihe der Kunst im Menschen festigt.

Julius Nitsche.

Virtuose und Komponist

Vor 125 Jahren, am 22. Oktober 1811, wurde Franz Liszt in Raiding (Burgenland) geboren. Seine Mutter war eine Deutsche. Liszt wurde mit Wagner der Führer der Neudeutschen Schule. Für die Klaviermusik des 19. Jahrhunderts bedeutete Liszt die äußerste Steigerung und Vergeistigung des virtuosen Stils. Zu seinem Gedächtnis werden in diesen Tagen in Bayreuth große musikalische Veranstaltungen durchgeführt.

Der Meister in Bayreuth

In den Erinnerungsblättern der letzten Schülerin Franz Lisfts, der Pianistin Lucie Sertorius, findet sich diese anmutige Schilderung ihrer Begegnung mit dem Meister in Bayreuth, die wir erstmalig veröffentlichen. (Mitgeteilt von H. Ruster. Bonn.)

Als ich im Frühling 1884 (mit 18 Jahren) das Münchener Konservatorium mit sehr gutem Zeugnis absolviert hatte, schlug mir mein Lehrer, der feinsinnige Pianist und Musiker Josef Giehrl, vor, mich noch zu Liszt, zum „Meister" zu bringen, als Abschluß und Krönung meiner Studien. Prof. Giehrl erkrankte bald nachher, sonst hätte die musikalische Welt mehr von ihm erfahren (er starb 1893). Er nannte mich damals eine seiner besten Schülerinnen, war selbst Lisztschüler gewesen, daher sein beglückender Vorschlag, den ich natürlich begeistert annahm.

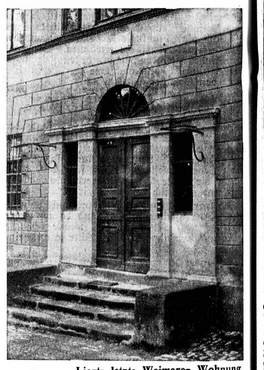
Es zeigte sich eine herrliche Gelegenheit: im Juli 1884 waren Festspiele in Bayreuth, nur Parsifal wurde vier Wochen lang gegeben. Von München fuhr ein Extrazug dahin, gefüllt mit Musikern, Musikfreunden, Wagnerianern, lauter Bekannten. Mein Lehrer führte mich schon am nächsten Tage zum Meister, der ihn zärtlich begrüßte, als ich herzklopfend vor Ehrfurcht danebenstand. Ich wurde gütig aufgenommen, durch einen Kuß auf die Stirn „geweiht" und durfte dem Meister zum ersten Male die Hand küssen — heute kann man sich diese Form des Verkehrs kaum vorstellen, dort ergab sie sich von selbst und galt sogar als Auszeichnung.

Ich wurde aufgefordert, an jedem parsifalfreien Nachmittag zu kommen — und zu spielen! Wie zitterten mir die Knie, als ich zum ersten Male allein vor ihm, dem Größten aller Pianisten saß, ihm seine Bénédiction de Dieu dans la solitude spielte, dann seinen „Liebestraum" in E-Dur — und sogar gelobt wurde! Ich blieb nicht lange allein. Es kamen Besuche über Besuche: Fürstlichkeiten, Berühmtheiten, Anbeter und Anbeterinnen. Der alte Mann war bald müde, er half sich, indem er sich vorstellte und ankündigte: „Fräulein S. wird Ihnen meinen Liebestraum spielen." Das geschah am ersten Nachmittag nicht weniger als fünfmal! Die Gäste hatten gewiß anderes von ihrem Besuch erwartet, mußten sich aber damit abfinden und den Meister allmählich in Ruhe lassen.

Interessante Persönlichkeiten erschienen in diesen Tagen, viel durfte ich hören und sehen, immer mußte ich mit irgendeinem Stück von Liszt natürlich) fruchtbereit sein, und das Lampenfieber gewöhnte ich mir bald ab. Der Meister war gütig und wohlwollend, kritisierte nie, nur ein Ausspruch prägte sich mir tief ein: „Kindchen, Sie haben Talent. Sie spielen nur noch zu keusch, zu mädchenhaft." Ich empfand das als tiefe Schmach und wußte es doch nicht zu ändern.

An manchen Nachmittagen teilte sich der Harfenvirtuose Posse aus Berlin mit mir in die Aufgabe, die Gäste zum Schweigen zu bringen, aber in Bayreuth blieb ich die einzige Schülerin des Meisters.

Selbstverständlich wurde an den Vormittagen fleißig geübt, ebenso selbstverständlich Parsifal fleißig besucht. Nachdem ich das ganze Weihefestspiel andächtig und hingerissen gehört hatte, bot mir Kapellmeister Levi an, jedesmal nur für einen Akt zu kommen, um so mit voller Frische die einzelnen Teile, besonders das Orchester, kennen zu lernen. Einmal durfte ich sogar, an Lifzts Seite sitzend, den ganzen Parsifal genießen. Es war wunderbar!

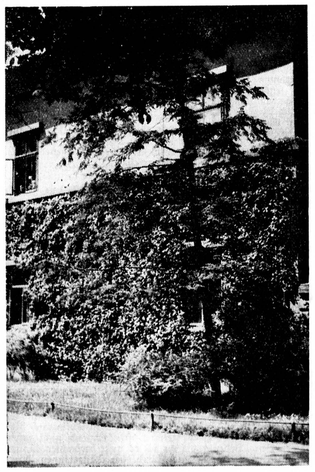


Liszts letzte Weimarer Wohnung
Hier, in der alten Hofgärtnerei, ist sein Musikzimmer noch unverändert erhalten.

Und wie anders, wie gesammelt, wie hingegeben hörte und lebte man damals in Bayreuth! (Ich war vor etwa zwei Jahren wieder dort zur Festspielzeit, kenne also den Unterschied.)

Es gab noch keine Autos, man wallfahrtete zu Fuß oder im Wägelchen zum Tempel. Publikum und Eingeborene begrüßten sich auf der Straße, in den Restaurants, vor dem Festspielhaus mit Zitaten und Motiven aus Parsifal, ergriffen erlebte man Einzigartiges, denn Parsifal war noch Monopol und sein Schöpfer im Jahre vorher gestorben. Frau Cosima blieb unsichtbar. Ihre Töchter traf ich öfters bei Großpapa Lifzt, alle noch unverheiratet, außer der anmutigen Gräfin Gravina, und Siegfried war ein halbwüchsiger Junge, den ich über das Gartengitter klettern und durchbrennen sah mit dem Badezeug unter dem Arm . . .

Wahnfried blieb in diesem Sommer verschlossen.



Die „Altenburg" in Weimar
Hier lebte Liszt von 1848—1861 und schrieb den größten Teil seiner sinfonischen Dichtungen.

Photos (3) Dr. Jäkisch, Arnstadt. Klischees: Eig. Anfertigung

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Wartburg

Kleinod im Herzen Deutschlands

Nimm vom Rhein die Burgen, die Tannen des Harzes, die herrlichen Laubwälder der Weser, Städtenamen von bestem Klang und saubere Dörfer voll Regsamkeit und Gewerbefleiß; durchziehe das Ganze mit Klarem, oft rauschend von den Höhen stürzenden oft silbern durch grüne Auen blitzenden Flüssen, und du hast ein Bild schönster, deutscher Landschaft, die Perle im Kranz deutscher Gaue, das grüne Herz: Thüringen. Nicht umsonst ist Thüringen neben dem Rhein das bevorzugteste Ziel aller deutschen und internationalen Ausflügler und Touristen. Wer je das Glück hatte, von einer der zahlreichen Höhen etwa des 915 m hohen Inselberges, des Adlerberges oder des gar 983 m hohen Burbergs bei Suhl in sanften Wellen wiegende, Berg und Burgen, Fluß, Wald und grüne Wiesen spiegelnde Bild in sich aufzunehmen, den zieht es immer wieder dorthin, und es kann nicht wunder nehmen, daß viele Namen von hellem deutschen Klang, Fürsten der Länder und des Geistes, mit Thüringen verknüpft sind. Gekrönte Häupter, angefangen von der Zeit Friedrich Rotbarts bis zum letzten Sproß der deutschen Landesfürsten, hatten hier ihren ständigen oder doch vorübergehenden Aufenthalt. Geistesheroen, Namen wie Schiller, Goethe, Reuther und viele andere begegnen uns überall. Und daß sie alle dieses schöne Stück deutscher Erde bevorzugten, davon zeugen die vielen, fast alle Höhen krönenden Schlösser. Burgen und Sommersitze; sollen wir da nennen die alte Feste Coburg, die malerische Dornburg, den mächtigen Kyffhäuser, die Rudelsburg oder die trutzig hochragende Altenburg, es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen, doch mit einer der schönsten, am meisten an Deutschlands Glanz- und Ritterzeit mahnenden, wollen wir uns näher vertraut machen: der Wartburg.

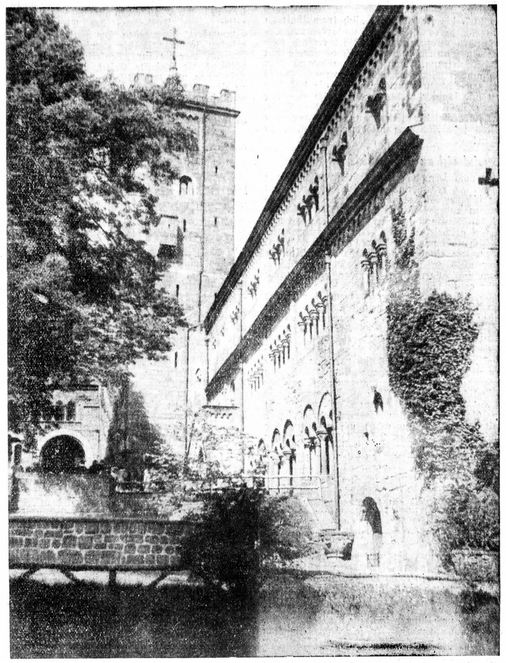
Wer Rom und Venedig nicht sah, kennt Italien nicht; wer die Wartburg nicht sah, kennt Deutschland nicht. Schon der Name weckt Ritter und Edelfrauen, Panzerroß und Minnesänger vor unserm Geiste auf. Romantik vieler Jahrhunderte.

Verlockt der Wanderer den Rennsteig, einen über die südwestlichen Höhen des Thüringer Waldes ziehenden Wanderweg, vom Inselberg kommend, am Wachstein und dem weiß schimmernden Schloß Wilhelmstal, der Sommerresidenz der ehemaligen Großherzoge von Sachsen-Weimar, vorbei, so sieht er beim früheren Jagdschloß, jetzt Gaststätte „Zur hohen Sonne", durch die langgezogene, künstliche Waldlichtung herlicher Tannen- und Kiefernwälder in ca. 3 Klm. Entfernung die Zinnen der Burg in der Sonne leuchten.

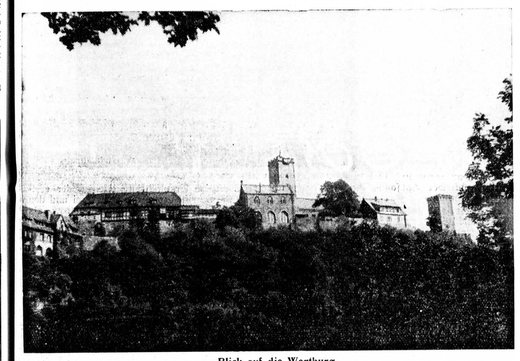
Ueber wohlgepflegte Waldwege in mächtiger Steigung bis 804 m Höhe steht man vor dem altersgrauen Tor der Burg und atmet den Geist der Jahrhunderte, die hier vorüberzogen. Ein reicher Kranz von Geschichte und Sage umspinnt ihr weites Gemäuer, und dies wirkt auf uns um so lebendiger, weil die Burg trotz ihres hohen Alters (900 Jahre) in noch fast ursprünglichem Zustand erhalten ist, wie sie vom Grafen Ludwig (dem Springer) im Jahre 1067 angelegt wurde und schon die Kreuzritter ausziehen sah zum fernen Orient. Der Schritt über die uralte, in Ketten hängende Brücke führt uns ins hohe Torgewölbe, wo wir die Zeugen alter Ritter- und Kampfeszeit: Geschützrohre, Rüstungen, Kugeln und Ritterwaffen sehen, daneben Jagdtrophäen letzter Jahrhunderte, Büffel, Elch, Eber und Damwild, das einst die dichten Wälder hier belebte. Durch das Tor betreten wir den ersten Burghof und sind gebannt ob des romantisch schönen Bildes, das sich uns bietet: hinter uns das finstere Tor und die Zugbrücke, zur Linken und vorn die mächtigen, abschließenden Mauern des zweiten Burghofes und rechts, vom Efeu überwuchert, das sogenannte Ritterhaus, das ursprünglich Absteigequartier fürstlicher Gäste war (sieht Verwaltungsgebäude). Uralte, eisenbeschlagene Türen führen in den finsteren Unterbau, lustige Erkerchen blinzeln in das Sonnenlicht, und moosbedecktes überragendes Dach vereint sich mit dem dichtlaubigen Efeu zum grünen Fürstenmantel. Im Ritterhaus war auch der Aufenthalt Martin Luthers, wo er in jahreslangem Studium die Bibelübersetzung begann. Durch das zweite Tor betreten wir die prächtige Hof-(Landgrafen-)burg. Hier haben wir zur Rechten die „Kemenate", die Wohnung der Burgfrau, ihrer Gäste und Bedienung, hinter uns der mächtige Bergfried, ein 52 m hoher aus wuchtigen Quadern erbauter Turm, weit Thüringens Berge überschauend, links den Hauptbau, das Landgrafenhaus, an das sich die wehrhafte äußere Mauer anschließt. Beginnen wir mit der „Kemenate", wo Deutschlands größte Heilige — Elisabeth — wohnte, lebte und litt. Im Innern sehen wir noch heute Elisabeths einfache Wohnräume, ihr schmuckloses Arbeits- und Besuchszimmer, den mehr als bescheidenen Schlafraum mit großem Kruzifix über einfachem Betpult. Am Oberbau hübsche Erker mit Butzenscheiben, in denen sich die Sonnenstrahlen brechen. Um so prächtiger ist zur Linken das Haupt- und Prunkgebäude des Landgrafenhauses, ein dreigeschossiges, in feinen Hauteinen ausgeführtes Gebäude mit großen, hallenden Korridoren und herrlichen Sälen: das wundervolle Landgrafenzimmer zur Versammlung der Ritterschaft. Runde, von Kapitälen gekrönte Steinsäulen tragen die feingegliederte Decke; die Wände oben mit meterbreiten Friesen prächtiger Jagd- und Landschaftsbilder, an der Stirnseite reich mit Schnitz- und Bildhauerarbeit gezierter Gestühl. Der Sängersaal mit erhöhtem, hühnenartigen Vortragsraum, mächtigem Kamin und reizvollen Fensternischen. Hier war 1207 der bekannte Wettstreit der Minnesänger und Dichter, in dem ein Wolfram von Eschenbach, Heinrich der Schreiber, der edle Graf Reinhardt und viele andere sich in der edlen Kunst maßen. Manch Festgelage und Tourniere mögen die wundervollen Räume und der Burghof gesehen haben. Vernehmen wir nicht noch den Widerhall von Waffengeklirr und Hornsignalen, von Heldensang und Minneliedern? Winkt dort nicht noch das Edelfräulein von den Zinnen den abziehenden Rittern nach? An der Südseite des Burghofes liegt ein mächtiger Ziehbrunnen, über den noch der Querbalken ragt. An das Landgrafenhaus anschließend zieht sich ringsum die wehrhafte Burgmauer mit Brustwehr, Zinnen und Schießscharten, jedem Feinde Trutz bietend. Dem großen Bergfried gegenüber ziert die Südwestecke ein kleinerer, im gleichen Stil gebauter Turm.

Manche Festversammlung hat auch im letzten Jahrhundert die Wartburg gesehen. Als nach den Jahren der Knechtung und Freiheitskriege die deutsche Einheit geschmiedet wurde, tagte hier zuerst die Burschenschaft aller deutschen Universitäten, und die Wartburg ist Tagungsort geblieben bis heute; alljährlich zu Pfingsten treffen sich hier tausende Vertreter der studierenden deutschen Jugend zur Arbeit und kameradschaftlichen Vereinigung. Und manche andere Tagung nimmt noch immer die Wartburg auf.

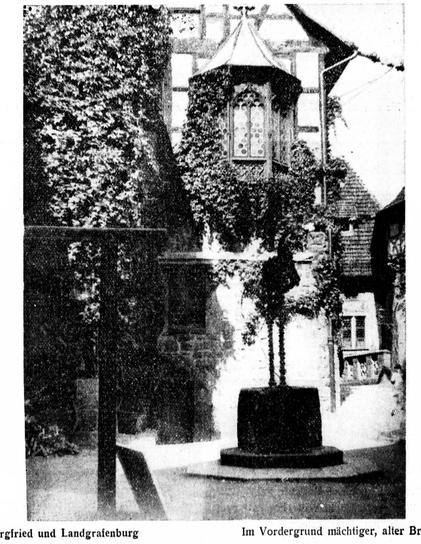
Viel Hundertausende sah im Lauf der Zeit die schöne Burg in ihren alten Mauern. Deutsche Wanderer, jung und alt, Menschen aller Stände und Schichten, wer trug nicht als schönstes Reiseziel die Sehnsucht in sich nach dieser historischen und naturgesegneten Stätte, der deutschen Wartburg?



Ritterhaus und Drachenbrunnen
Wie ein Fürstenmantel umspinnt dichter Efeu den romantischen Bau



Blick auf die Wartburg
links Wirtschaftsgebäude und Gaststätte, mitten Bergfried und Ritterhaus, rechts Kemenate und kleiner Turm



Bergfried und Landgrafenburg

Im Vordergrund mächtiger, alter Brunnen

Phot. (3) u. Text: Welslau, Klischees: Eig. Herst.

Der Tonfilm am Scheidewege

Wort oder Bild? / Von Luis Trenker

Der bekannte Filmautor, Regisseur und Darsteller nimmt hier zu der in letzter Zeit eifrig erörterten Frage Stellung, ob im Tonfilm das Wort oder das Bild vorherrschend sein soll.

Kürzlich wurde eine Attacke gegen jene Filme geritten, die die „Menschen zu Schweigern machen", die sie zwingen, „sich krampfhaft zu bemühen durch Mienenspiel, Gebärden und Bewegungen auszudrücken, was sie einfach aussprechen könnten, und das noch obendrein mit Musikbegleitung, damit der Eindruck der Stummheit wieder aufgehoben werde". Da es seit zwei Tagen regnet, nütze ich die Gelegenheit und schreibe nieder, wie ich mich zu dieser Frage stelle. Es liegt mir auf der Seele, im Interesse der Entwicklung des deutschen Films jene Meinung nicht unbeantwortet zu lassen!

Es wird viel zu viel geredet!

Es mag sein, daß ein Mensch, dessen Beruf es ist, zu reden und zu schreiben, zur oben angeführten These kommen kann. Die Angehörigen anderer Berufe aber werden gelegentlich der Meinung sein, daß zu viel geredet und zu viel geschrieben wird. Auch ich meine, man soll sich nicht vor dem Wort genieren, man soll reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Aber alles zu seiner Zeit. Es wäre besser, wenn im allgemeinen weniger geredet und mehr getan würde.

Ich habe nichts dagegen, wenn der Autor eines Drehbuches einen von der Sorte, die im Leben immer nur reden und reden, auch im Tonfilm plätschern läßt wie eine Dachrinne im Sandregen. Der amerikanische Tonfilm hat dieses Mittel die Anschauung einer Gesellschaft, die nichts tut als sich vornehm zu kleiden und ihr Vermögen auf elegante Weise zu vergeuden, auszuzeichnet anzuwenden, um sie lächerlich zu machen. Aber glücklicherweise gibt es auf der Welt noch andere Menschen die mit der Gabe Gottes, der Sprache, etwas haushalten und nicht nur reden, um zu reden. Ein Tonfilm, der in das Leben solcher Menschen greift, muß, wenn er ein getreues Abbild sein will, notwendigerweise schweigsame sein. Ich könnte Geschichten erzählen von Bayern und Grenzjägern, von kalifornischen Cowboys und fernen Negern, die unerhörte Dinge getan haben, ohne dabei ein Wort zu reden. Aber ich brauche gar nicht auf die Berge oder auf eine Ranch in Mexiko zu gehen, ich brauche mich nur in Deutschland umzusehen, und ich finde überall Menschen, deren Wesen es ist zu arbeiten, und die nur dann reden, wenn es sein muß.

Der Film ist in erster Linie eine optische Angelegenheit. Nicht zufällig sagen die Leute, die ins Kino gehen, sie schauen sich einen Film an. Der Tonfilm hat daran nichts geändert, noch immer ist sein Basis das Bild. Noch immer verdankt er seine nachhaltigsten Wirkungen dem Optischen. Das Wort, zur rechten Zeit gesprochen, kann von sehr starkem Ausdruck sein, und ich kenne einige Filme, in denen es unvergeßliche Bildwirkungen ebenso unvergeßliche Wirkungen des Wortes kennen. Aber es ist nicht wahr, daß es unbedingt das Wort sein muß, das die Gestaltung des Tonfilms bestimmt.

Bilder sind stärker als Worte

Wir alle, auch der Mensch, der nicht als Künstler mit Wort und Bild umzugehen hat, wir alle wissen es, daß eine unausgesprochene Lösung uns an das Herz greifen kann, und daß sie nur an Wirkung verliert, wenn ihr das Wort zu Hilfe kommen will. Ich darf vielleicht an eine Stelle in meinem Film „Der verlorene Sohn" erinnern, wo eine Ueberblendung von Verarmten zu den Wolkenkratzern mehr sagt als ein ganzes Romankapitel. Ein solches Beispiel beweist die Ueberlegenheit des Bildes.

Schließlich gibt es Darsteller und Regisseure genug, die sich nicht „krampfhaft" zu bemühen brauchen, um im Film etwas durch Mienenspiel, Gebärden und Bewegungen auszudrücken. Dort, wo das Wort diese Ausdrucksmittel auch dann, wenn sie nicht krampfhaft sind, mit Glück ersetzen kann, dort mag es gesprochen sein. Aber lediglich deshalb, weil uns die Technik das Wunder des Tonfilms geschenkt hat, zu vergessen, daß auch der Tonfilm wurde einmal Film ist, dürfte wohl zu viel verlangt sein.

Ebenso irrig ist es, von einer „Musikbegleitung" zu reden und sie als Behelfsmittel „zur Aufhebung des Eindrucks der Stummheit" hinzustellen. Die Musik ist darüber erhaben, so geringschätzig angesehen zu werden. Freilich, wer sie zur „Begleitung" erniedrigt, verdient die schärfste Kritik. Wird sie aber zusammen mit dem Bild und mit dem Wort zu einer Einheit, dann hat sie Anspruch darauf, mindestens so geschätzt zu werden wie das Wort.

Nur unersetzliche Dialoge!

Der Bildhauer, der seinen Marmorblock bearbeitet, mag sich glücklich preisen, daß die sprechende Plastik noch nicht erfunden ist. Es ist Gott sei Dank noch niemandem eingefallen, in den Raum der Dresdener Gemäldegalerie, in dem die Sixtinische Madonna steht, einen Apparat einzubauen, der die Mutter Gottes sprechen und die Engel musizieren läßt. Aber es ist das Schicksal des Tonfilms, ein ungeheurer Spielraum zu sein — für viele Formen der Kunst und für vieles Technische. Der Meister, der diesen Spielraum beherrscht, erweist sich auch hier nur in der Begrenzung. Musik dort, wo sie stärker als alles andere ist! Dialog dort, wo er unersetzlich bleibt! Bild und Bewegung jedoch müssen das Primäre bleiben.

Auch der Schriftsteller weiß, daß er sich um jede Wirkung bringt, wenn er beim Schreiben nicht an das Stoffild denkt. Ein neuer Absatz sagt manchmal mehr als hundert Worte es könnten. Und wie oft ist ein Schlußstrich unter einem Artikel wichtiger als die letzte Zeile. Er ist schweigsam und doch so beredt. Er ist eben mehr als nur ein Strich, er ist — unter Umständen — ein unausgesprochene Lösung.

Die Bühne als Filmatelier

Dank an das ewige Theater

Wo immer auf der Welt das Gespräch auf das Theater kommt, gedenkt man der berühmtesten, traditionsreichen Bühne deutscher Zunge, des Wiener Burgtheaters. An der Wiener Burg, die über ein Jahrhundert die Blüte der deutschen Bühnenkünstler vereinte, auf den Wiener Burgtheater spielen zu dürfen, war seit Generationen höchstes Ziel der deutschen Schauspieler. Von F. L. Schröder über Karl von La Roche, Friedrich Devrient, Mitterwurzer und Kainz bis zu Paul Hartmann und Werner Krauß, von Sophie Schröder über Stella Hohenfels, Charlotte Wolter, Josefine Wessely bis zu Paula Wessely — welch eine Reihe von Sternen deutscher Bühnenkünstler.

Dieses große deutsche Theater mit einer ehrfurchtgebietenden Vergangenheit ist der Rahmen des neuen Filmes von Willy Forst, der das Schicksal eines gefeierten Burgschauspielers erzählt.

In diesem Haus nun dreht Forst die wichtigsten Szenen des Films „Burgtheater", und auf der Bühne stand im Licht der Scheinwerfer einer unserer größten Schauspieler unserer Tage — Werner Krauß, ebenderselbe Werner Krauß, der in einigen Wochen auch abends auf dieser Bühne, dann aber im Licht der Rampe als Burgschauspieler stehen wird.

Das große Haus ist bis auf den letzten Platz gefüllt, der Vorhang hebt sich und der alte Kraft beginnt seinen großen Monolog:

„Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt hart umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl.
Allein mir fehlt der Glaube.
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben
Woher die holde Nachricht tönt; — —
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
— — — — — — — — — — — —
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Man sieht die gewaltige Bühne des Burgtheaters, in geheimnisvollem Licht der Rampe stehen die Säulen des Prozeniums nach oben, im Halbdunkel der Bühne steht der Burgschauspieler Friedrich Mitterer in Kostüm und Maske des alten Faust, und quer durch das Theater, von der letzten Parkettreihe bis zum Bühnenrahmen, führt der Aufnahmewagen, die erste Szene des Filmes einzufangen. In ehrfurchtsvollem Schweigen lauschen über tausend Menschen den tiefen Worten des großen Mitterer, des gefeierten Schauspielers, den Wien liebt und verehrt und über den es nicht müde wird zu reden.

Denn Friedrich Mitterer ist einer der seltsamsten, geheimnisvollsten unter den vielen Seltsamen, die auf dieser Bühne ihrer großen Kunst lebten. Man sieht ihn nicht im Kaffee Dobner, dem Wiener Künstlerkaffeehaus, man sieht ihn auf keinem der großen Gesellschaftsfeste der feudalen Wiener Gesellschaft von

„Der Spiegel aus Papier"

In diesen Tagen wird unter diesem Titel ein Kulturfilm seine Uraufführung erleben, der erstmalig den gesamten Betrieb der Zeitung, den Verlag, die Schriftleitung, die Druckerei und den Vertrieb bis zur Botenfrau umfaßt. Unser Bild zeigt den Filmschauspieler Mederow als Hauptschriftleiter beim Umbruch, wie der Fachmann das Zusammenstellen des Satzes einer Zeitungsseite nennt. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

„Stadt Anatol"

Während in dem Ufa-Film „Gold" das trügerische Phantom, Gold künstlich herzustellen, die Menschen zu verbrecherischen Taten antrieb, ist es in dem neuen Ufa-Film „Stadt Anatol" das fließende Gold: das Erdöl, das in einem kleinen Nest Südosteuropas die menschlichen Leidenschaften aufwühlt und verwirrende Konflikte entfesselt.

Einige wesentliche Szenen dieses werdenden Filmwerkes erlebten wir in den Ateliers von Neubabelsberg.

In einer Bauernstube steht Franziska, die reiche Besitzerin des „Tiefenbesitz", vor uns, im Drei/Vier-Takt charakterisiert als ein dunkelhaariges Mädchen von bäuerlicher Schönheit, die ursprünglichen Temperament und primitive Manieren hat, aber einen geradlinigen und gutmütigen Charakter. Brigitte Horney scheint diese äußeren Rollenerfordernisse darstellerisch gut zu erfüllen, und ebenso erscheint die Wahl von Gustav Fröhlich für den tragenutigen und nervenstarken Ingenieur Jacques Gregor recht glücklich. Eindringlich spricht der Ingenieur auf das Mädchen ein, und eine der wichtigsten Szenen des Drehbuches nimmt unter der Regie von Tourjansky filmische Form an:

„Ich will dein Salzbergwerk haben, Franziska!"

„Das alte verfassene, mein Vater hat so viel Geld damit schon verloren!"

„In deinem Salzbergwerk ist Oel, Franziska!"

„Oel, gut — und was weiter?"

„Aber Franziska, du weißt nicht, was das heißt, — Oel — Oel ist Petroleum, Benzin und Fett, alles das, was jede Maschine braucht, und in der ganzen Welt drehen sich die Maschinen — und wenn das Oel in dem alten Salzbergwerk erst fließt, dann hast du viel Geld, nicht Zehntausende oder Hunderttausende, sondern Millionen!"

„Die Leute von Anatol sind so arm, Franziska, die meisten haben kaum das nackte Leben — durch das Oel werden alle verlieren, selbst die Aermsten. Anatol wird wachsen, aufblühen. Anatol wird durch mich ein Paradies!"

„Also du gibst mir dein Salzwerk — einverstanden?"

„Ja!"

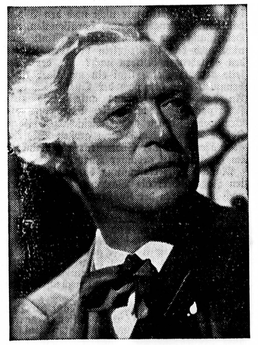
„Hast du alles verstanden?"

„Kein Wort — aber du sprichst so schön!"

Nachdem diese lange Szene jenen Ausdrucksgrad erhalten hat, den der Regisseur der Ueberredungskunst des Ingenieurs und der Aufnahmebereitschaft der Franziska geben wollte, wendet sich der weiterwandernde Filmreporter einem anderen Raum zu und sieht nach wenigen Schritt in einem Salzbergwerk: eine große unterirdische Halle, mit Wänden aus Salz, über den hohen Bögen und Stollen ein weiß schimmerndes Stalaktitengewölbe. An das Salz des Bodens schmiegt sich der riesige Erdöl-Bohrturm mit seinen Maschinerien. Und hier fördert der Ingenieur später auch das braune Oel zutage.

Neben Brigitte Horney, die ihre groß aufgehende Rolle als eine märchenhafte Aufgabe bezeichnet und neben Gustav Fröhlich der irgendwo im Drehbuch den humorvollen Ausspruch tut: „Radio, Telephon, Fernsehen, alles ist unvollkommen, solange man dem anderen nicht eine runterhauen kann!" neben diesen beiden begegnen wir als Gegenspieler Fritz Kampers und Rose Stradner weiter Harry Liedtke als Generaldirektor eines Naphta-Konzerns. — Das Drehbuch schrieb Peter Franke nach dem Roman von Felix Salten. Von Walter Granowsky darf man eine charakteristische, die Dramatik der Handlung noch steigernde Musik erwarten.

H. S. Linde



Werner Krauß

der preußische Staatsschauspieler und Mitglied des Wiener Burgtheater, erscheint nach langer Pause wieder als Hauptdarsteller eines großen Films. Er spielt die Rolle des Friedrich Mitterer in Willy Forst's neuem Tobis-Europafilm „Burgtheater". (Mater: Tobis Europa.)

Werner Krauß und Hortense Raky

spielen die Hauptrollen in Willy Forst's neuem Tobis Europa-Film „Burgtheater", der das letzte entscheidende Liebeserlebnis eines großen Schauspielers erzählt. (Mater: Tobis Europa.)

Hortense Raky

eine junge Wiener Schauspielerin, wurde von Willy Forst für die weibliche Hauptrolle seines Tobis-Europa-Films „Burgtheater" verpflichtet, in dem Werner Krauß die Hauptrolle spielt, der damit nach langer Pause wieder im deutschen Tonfilm erscheint. (Mater: Tobis Europa)

Der Aufbau der neuen Kriegsmarine

Schlachtschiff „Scharnhorst"

Hüter einer großen Tradition

Schlachtschiffe tragen die Seemacht

Als am 15. September 1917 auf der Schichau-Werft in Danzig der Schlachtkreuzer „Graf Spee" vom Stapel lief, da ahnte wohl niemand der Anwesenden, daß dieses stolze Schiff, das den Namen des Siegers von Coronel und heldenhaft Unterlegenen der Falklandschlacht trug, durch über 19 lange Jahre das letzte Großkampfschiff sein würde, das die Helgen einer deutschen Werft verließ. Wenig mehr als ein Jahr später raste die rote Revolte über Deutschland, die deutsche Wehr zerbrach, und die stolzen deutschen Großkampfschiffe versanken in der Bucht von Scapa Flow oder verfielen — wie auch der noch nicht fertiggestellte „Graf Spee" — dem Schrotthammer.

Sehr langsam ging nach dem Kriege der Wiederaufbau der deutschen Flotte vor sich, denn durch die Bestimmungen des Versailler Diktats zudem enge Grenzen gesetzt waren. Eine neue „Emden" entstand, eine Flottille Torpedoboote wurde gebaut. Es folgten die schönen Kreuzer der K-Klasse — „Königsberg", „Karlsruhe" und „Köln" — und die Leipzig" und schließlich das mit Mühe und Not gegen den Widerstand der marxistischen Volksbeglücker doch noch bewilligte Panzerschiff „Deutschland". 10 000 Tonnen groß war dieses erste deutsche Nachkriegs-„Schlachtschiff", also von gleicher Größe wie die schweren Kreuzer anderer Staaten und nicht ein Drittel so groß wie die Schlachtschiffe der Großmächte.

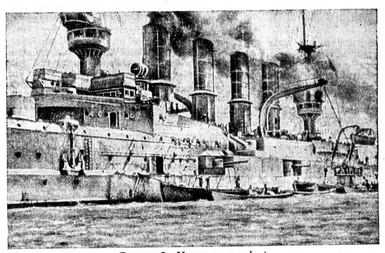
Gewiß, die deutsche Technik hatte aus der „Deutschland" und ihren Schwesternschiffen, „Admiral Scheer" und „Admiral Graf Spee", das Aeußerste an Leistung herausgeholt und zudem die einzelnen Gefechtswerte der Schiffe so glücklich gegeneinander abgewogen, daß die Schiffe einen im Verhältnis zu ihrer Größe außerordentlich hohen Gefechtswert besitzen. Aber den Großkampfschiffen anderer Mächte, und vor allem den neuen Schlachtschiffen gegenüber, die Frankreich als „Antwort" auf die „Deutschland" in Bau gab, sind und bleiben die „Deutschland"-Schiffe stark unterlegen, denn eine doppelte und dreifache Größenüberlegenheit kann selbst deutsche Technik nicht ausgleichen.

Die Verhältnisse änderten sich erst dann grundlegend, als Adolf Hitler die Wehrhoheit Deutschlands wieder aufrichtete und den deutschen Flottenbau nach Uebereinkunft mit England wieder aufnahm. Im Anschluß an das deutsch-englische Flottenabkommen wurde im Frühjahr 1935 ein Flottenbauplan veröffentlicht, der neben U-Booten, Zerstörern und schweren Kreuzern auch den Bau von zwei Großkampfschiffen von je 26 000 Tonnen vorsah. Das ist fast genau die gleiche Größe, wie sie die zwei Schlachtschiffe besitzen, die Frankreich damals im Bau hatte, und von denen das erste, die „Dunkelque", inzwischen fertiggestellt ist. Erheblich größer sind allerdings die neuesten Schlachtschiffe, die Frankreich baut, und die anderen, die zur Zeit auf italienischen, englischen, amerikanischen und japanischen Werften entstehen oder in nächster Zeit entstehen sollen. Trotzdem kann man die neuen deutschen Bauten mit Recht als vollwertige Schlachtschiffe bezeichnen, und ihre Fertigstellung wird Deutschland wieder in die Gruppe der großen Seemächte einreihen. Denn es ist trotz Torpedo, Mine und Flugzeugbombe auch heute noch so wie einst zu de Ruyters und Nelsons Zeiten, wie in den Tagen der großen Seekriege, die England mit Frankreich und Holland führte. Träger der Seemacht sind nicht die Fahrzeuge des Kleinkrieges, sind nicht Kreuzer oder U-Boote, Träger und Hüter der Seemacht sind die schweren Schlachtschiffe, die all den anderen kleineren Schiffsklassen erst durch ihre überlegene Kampfkraft den Rückhalt für ihre Aufgaben, sei es Bewachung der eigenen, sei es Bedrohung der feindlichen Seewege, geben.

Bitter hat Deutschland Jahrhunderte hindurch das Fehlen einer Seemacht empfunden und hat die endlich errungene dann — seeungewohnt — nicht zu nutzen gewußt. Nun beginnt, fußend auf den im Kriege gewonnenen Erfahrungen und geleitet von starker und sicherer Hand, ein neuer Aufbau, in den sich Stein für Stein die Neubauten der deutschen Flotte fügen. Grund- und Ecksteine sind dabei die Schlachtschiffe, die stark gepanzerten Großkampfschiffe mit ihren Geschützen von 28 bis 40 Zentimeter Kaliber. Die neuesten und besten Einrichtungen erhalten diese Wunderwerke neuzeitlicher Technik, deren Bau jahrelang vielen Tausenden deutscher Volksgenossen in allen Gauen des Reiches Arbeit gibt. Und Deutschland kann zu seinen Konstrukteuren das Vertrauen haben, daß sie es verstehen, die Mittel, die ihnen in die Hand gegeben werden, richtig anzuwenden und Schiffe zu bauen, um die uns die Welt beneiden kann. Daß die Besatzungen sich dieser Schiffe würdig erweisen werden, dafür bürgen die Taten deutscher Seeleute in vier Jahren des großen Krieges.

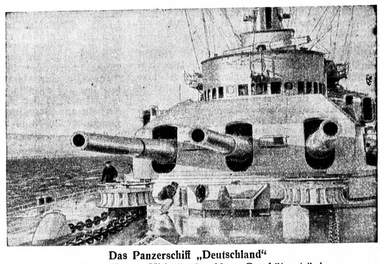
Das erste der beiden deutschen Schlachtschiffneubauten ist nun am 3. Oktober in Wilhelmshaven vom Stapel gelaufen und hat den Namen „Scharnhorst" erhalten. Es ist eine stolze Tradition, die das Schiff damit übernimmt. Einmal ist es die letzte deutsche Großkampfschiff der Kaiserlichen Marine, das nach dem heldenhaften Führer des ruhmreichen deutschen Kreuzergeschwaders genannt wurde, folgt nun das erste Großkampfschiff der Marine des nationalsozialistischen Deutschlands, das den Namen des Flaggschiffes des Grafen Spee, das den Namen „Scharnhorst" führt.

Bredt.



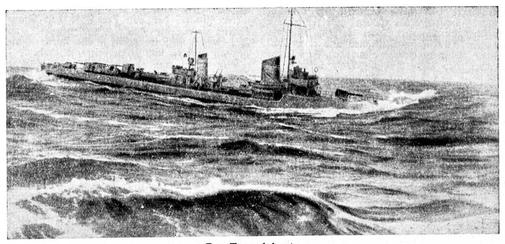
Der große Kreuzer von einst

Das Flaggschiff des Admiral Graf Spee, „Scharnhorst", nach der Seeschlacht bei Coronel im Hafen von Valparaiso



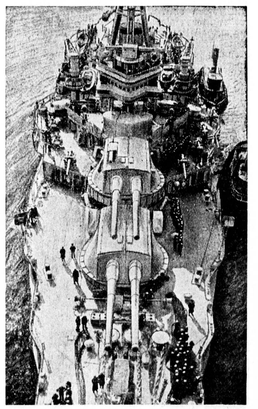
Das Panzerschiff „Deutschland"

mit dem Turm „Hitler", der 28-cm-Geschütze trägt (Scherl Bilderdienst 2, Erich Zander 3, K.)



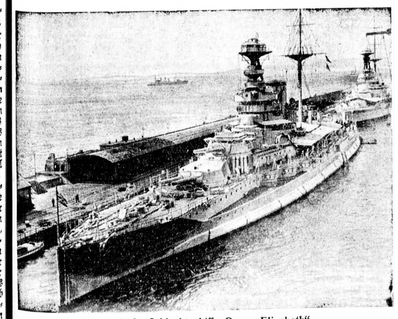
Das Torpedoboot

ist ein wichtiger Bestandteil der Schlachtflotte: Der „Iltis" in schwerer Dünung vor Helgoland



Das amerikanische Großlinienschiff „Texas"

ist 27 000 Tonnen groß



Das englische Schlachtschiff „Queen Elizabeth",

ist 27 000 Tonnen groß

Autofahrer, hergehört!

Wenn das Auto ein Oelfresser ist

Es kommt gar nicht so selten vor, daß Kraftfahrer über hohen Oelverbrauch ihres Wagens klagen. Alle Augenblicke ist der Oelstand im Kurbelgehäuse unter dem Markierungsstrich an der Meßstange herabgesunken und es muß frisch aufgefüllt werden. Natürlich liegen Ursachen für den hohen Oelverbrauch vor und der wirtschaftlich denkende Fahrer wird ihnen nachgehen und für Abstellung sorgen. Denn starker Oelverbrauch kann den Betriebsstoffetat stark belasten.

Zunächst darf darauf hingewiesen werden, daß regelmäßiges Fahren bei großer Geschwindigkeit auch viel Oel kostet. Wer also gewohnt ist, wenn es die Verhältnisse irgend erlauben, mit 80, 90 „Sachen" über die Landstraßen zu rollen, muß diese Schnellfahrerei mit hohen Oelunkosten bezahlen. In diesem Falle braucht durchaus kein Schaden an der Maschine vorzuliegen. Anders ist es jedoch, wenn nur mit Durchschnittsgeschwindigkeiten gefahren wird. Dann deutet hoher Oelverbrauch immer auf Mängel an Maschine und Wagen hin, die zu beseitigen im eigenen Interesse des Fahrers liegen.

Zeigen sich am Fußboden der Garage oder bei längerem Parken auf der Straße Oelpfützen, so kann das als ein Zeichen angesehen werden, daß irgendwo eine Undichtigkeit anzutreffen ist. Da kann zum Beispiel die Oelablaßschraube sich gelockert haben, die an der tiefsten Stelle des Kurbelgehäuses sich befindet, oder die Dichtscheiben an den außen liegenden Anschlußröhren können verbraucht sein. Vielleicht sitzt auch eine Schraube am Räderkasten nicht mehr fest, so daß hier das Oel beim Fahren einen Ausgang ins Freie findet. Ein anderer Schaden ist darin zu suchen, daß die Ventilschäfte oder die Stößel sich ausgelaufen haben. Solche Ursachen führen den hohen Oelverbrauch sind verhältnismäßig leicht zu beseitigen.

Anders liegen die Dinge, wenn sich Schäden am Motor eingestellt haben. Zeigt sich ständig, besonders aber wenn die Maschine auf dem Stand mit hohen Umdrehungen läuft, gelassen wird, ein blaue Rauchfahne am Auspuff, dann ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß entweder die Kolbenringe nicht mehr dicht schließen oder gar die Kolben abgenutzt sind. Dann tritt Oel in den Verbrennungsraum des Motors, wird dort verbrannt und geht als Qualm durch den Auspuff. Was in diesem Falle zu machen ist, weiß jeder Kraftfahrer. Auf jeden Fall muß gesagt werden, daß eine Reparatur immer noch billiger ist, als ein ständig hoher Oelverbrauch. Manchmal kommt man mit dem Einsetzen neuer Kolbenringe oder neuer Kolben davon; sind aber auch die Zylinder ausgelaufen, dann müssen sie ausgeschliffen werden. Im allgemeinen wird dieser Fall bei vernünftigem Gebrauch des Wagens erst nach einigen Zehntausend Kilometern Fahrstrecke eintreten. Dabei darf darauf hingewiesen werden, daß neue Wagen während der Zeit des Einfahrens einen höheren als vorgeschriebenen Oelverbrauch haben, weil die Teile des Motors noch zu straamm gehen und sich erst einfasten müssen. In diesem Falle braucht man bei hohem Oelverbrauch nicht besorgt zu sein.

Unter den vielen Ursachen ist eine besonders zu erwähnen. Es ist möglich daß gelegentlich ein Kolben einmal „gefressen" hat, ohne daß der Fahrer etwas davon merkte. Dann hat sich gewöhnlich in der Zylinderlaufbahn eine Rute gebildet, die das Oel in den Verbrennungsraum treten läßt. Hier hilft nichts anderes als eine Reparatur. Eine Rute können aber auch verrutschte Kolbenringe bilden. Ein „Wandern" der Ringe kommt in der Praxis allerdings selten vor; wenn die Schlitze der Ringe sich aber in eine Reihe gestellt haben, was von außen nicht kontrolliert werden kann, dann wird die Dichtung aufgehoben und das Oel findet ungehindert Zugang zum Verbrennungsraum.

Ein Mittel, hohen Oelverbrauch einzuschränken, besteht auch in der Auswahl des richtigen Oeles. Im Sommer dickeres, in der kalten Jahreszeit dünneres zu fahren, sollte sich jeder Fahrer angelegen sein lassen. Ist nämlich im Sommer dünnes Oel aufgefüllt, dann wird es in der Hitze des Motors besonders leicht flüchtig, und man braucht sich über die Oelverluste der Maschine nicht zu wundern. Die Tankwarte haben eine so große Erfahrung im Verkauf des richtigen Oeles daß man sich auf ihre Angaben im allgemeinen verlassen kann.

Der erfahrene Kraftfahrer weiß, daß in den Motorrädern mit Zweitaktmotoren — falls nicht Frischölschmierung vorhanden ist — ein Benzin-Oelgemisch von etwa 1:20 gefahren wird. Verbraucht ein Wagenmotor mehr als den vierzigsten Teil des Benzins, so ist auch ein zu hoher Oelverbrauch festzustellen, der aufgehalten werden muß, indem die Ursachen ermittelt und beseitigt werden. Den Oelverbrauch in vernünftigen Grenzen zu halten, gehört zur wirtschaftlichen Haltung eines Kraftwagens.

Der verfettete Kühler

In den Lamellen des Fahrzeugkühlers können sich nicht nur Kesselstein, sondern auch Fett absetzen. Beide sind für die Kühlung des Wassers und damit des Motors gleich gefährlich. Was das Absetzen von Fett betrifft, so ist hier die Ursache in der schadhaft gewordenen Dichtung der Wasserpumpe zu suchen. Das umlaufende Wasser reißt Fettteile aus der Packung mit; sie setzen sich in den Kühlerlamellen fest und verstopfen sie.

Zunächst ist für Abhilfe an der Pumpe zu sorgen. Die Packung muß erneuert werden, sind die Welle oder die Lagerung ausgelaufen, so müssen sie durch besser passende ersetzt werden. Es ist das eine Reparatur, die ein guter Monteur in kurzer Zeit erledigen kann.

Das abgesetzte Fett im Kühler kann manchmal durch Einfüllen kochend heißen Wassers zum Schmelzen gebracht werden. Ob es dann aber restlos entfernt wird, ist eine andere Frage. Empfohlen wird als besonders wirksam das Einfüllen einer zwei- bis fünfprozentigen Trinatriumphosphatlösung, die vom laufenden Motor erwärmt und von der Pumpe durch die Lamellen getrieben wird. Dann läßt man die Lösung nach einige Stunden im Kühler, läßt sie ab und füllt wieder frisches Kühlwasser ein. Der Zusatz von guten Mitteln zur Verhütung von Fett- und Kesselsteinablagerungen ist immer zu empfehlen.

Bierreisen mit dem Auto

Alkohol und Kraftfahren verträgt sich nun einmal nicht zusammen. Alkoholisierte Fahrer, die einen Unfall verursachen, werden ohne Rücksicht von den Gerichten hart angefaßt, denn die Zeiten sind vorbei, in denen Trunkenheit als Milderungsgrund galt.

Bei der Verhandlung eines besonders schweren Unfalles hat sich das Reichsgericht neuerdings über die Frage des Alkoholgenusses der Kraftfahrer ausgelassen. Nachdem zuerst ausgeführt ist, daß die durch den Alkoholgenuß verursachte Nervenerschlaffung Fahrer, Mitfahrer und andere Straßenbenutzer immer in Gefahr bringt, wird darauf hingewiesen, daß ein alkoholisierter Fahrer nicht nur das Fahrzeug eines Wagenhalters in Gefahr bringt, sondern den Halter als Person verantwortlich im Falle eines Unglücks macht. Das Gericht meint, daß ein verantwortungsbewußter Wagenhalter, womit im vorliegenden Falle besonders Dienstscheinhalter gemeint sind, am besten seinem Fahrer jeden Alkoholgenuß überhaupt verbietet und darauf aufmerksam macht, daß sogenannte Bierreisen, an denen sich der Fahrer beteiligt, unzulässig aus den erwähnten Gründen sind.

Die Mieter eines Fahrzeuges, die mit Einschluß des Fahrers eine Bierreise unternehmen, setzen sich ferner der Gefahr aus, wegen Unfallschäden, ohne Ersatzansprüche stellen zu können, selbst tragen zu müssen. Da sie sich leichtsinnigerweise in ihnen bekannte Gefahren begeben haben. Das kann unter Umständen nicht nur für „Gefälligkeitsfahrten" gelten, sondern auch für Fahrten gegen Bezahlung.

Die Steuersäule in der Mitte

Als ein Kuriosum unter den Autoneukonstruktionen muß ein Wagen angesehen werden, der von einer französischen Automobilfirma herausgebracht wurde. Die Frage der Rechts- oder Linkssteuerung, die durchaus noch nicht in allen Ländern gelöst ist, wurde bei dem neuen Wagen durch den Einbau der Steuersäule in der Mitte beantwortet. Daraus ergab sich ziemlich zwangsläufig die Verlegung der vorderen Sitze auf drei. Die Vorderbank ist 155 Zentimeter breit, wodurch die Unterbringung dreier Fahrgäste einschließlich des Fahrers möglich wurde.

Die hintere Sitzbank konnte sogar auf eine Breite von 190 Zentimeter gebracht werden. Bei nicht übermäßiger Ausladung der Mittelfahrenden können hier vier sitzen. Das heißt mit anderen Worten, der Wagen faßt in zwei Sitzreihen sieben Personen. Da auch noch die bequeme Unterbringung von reichlichem Gepäck, das bei sieben Personen eigentlich immer reichlich sein muß, versprochen wird, dürfte es sich um einen ziemlich großen Wagen handeln, der nicht allen Käuferkreisen zugänglich ist.

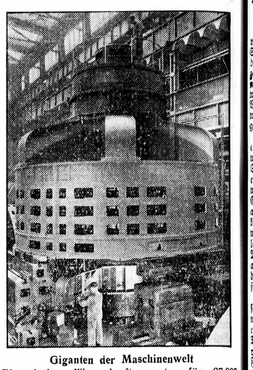
Kraft aus Wasser

Es ist vielleicht eine der größten, sicher aber der am wenigsten gewürdigten Errungenschaften des heutigen technischen Schaffens, daß der Mensch imstande ist, Kraft zu transportieren. Durch Jahrhunderte und Jahrtausende, so weit die Geschichte uns Kunde vom Wirken höher organisierter Wesen auf diesem Erdball überhaupt gibt, gab es nur einen Transport der Materie, und ob Höhlenmenschen vorgeschichtlicher Zeiten ihren Stammesverbundenen Aexte und Beile brachten, ob römische Galeerensträflinge die Gaben und Früchte des Orient zur ewigen Stadt beförderten oder moderne Tankschiffe Millionen und aber Millionen Tonnen Erdöl aus den Petroleumländern der Erde in alle Welt bringen — immer ist es der Stoff, der auf die Reise geht, immer wird Materie verfrachtet. Tausenderlei Gebrauchsgegenstände reisen in dieser Form. Nahrung und Bekleidung kommt dem Menschen von heute größtenteils per Schiff und Bahn und Kraftwagen entgegen, und selbst die Quellen seiner mechanischen Kraft, die Kohle für den Dampfkessel, das Oel fürs Auto, fließen ihm zu Land oder zu Wasser zu.

Nur eine Ausnahme gibt es, und das ist der Strom. Es ist wahrhaft phantastisch, sich vorzustellen, daß Energien, die unsere Motoren treiben, die unsere Häuser erhellen und uns in vielgestaltiger Form Wärme spenden, aus weiter Entfernung herangeführt werden, daß irgendwo im Gebirge stürzende Wasser, von Menschenhand listig zu Seen gestaut, die Kräfte spenden, die in den Wicklungen der Maschinen, den Glühfäden der Lampen und den Heizkörpern elektrischer Herde wirksam werden. Und doch ist dem so. Jeder Kubikmeter Wasser, der von der Höhe des Staubeckens durch die Rohre des Kraftwerks zu Tal strömt, läßt irgendwo in der Ferne Lampen aufleuchten und Maschinen sich drehen.

Wir wissen, daß es im Grunde die Sonne selbst ist, die dieses Wunder vollbringt. Die Sonne, die das Wasser als Nebel und Dunst emporsteigen läßt und damit jenes „Gefälle" erzeugt, das unsere Wasserkraftmaschinen, in elektrische Energie verwandeln, hält also den energiespendenden Kreislauf in Tätigkeit. Man hat errechnet, daß stündlich 365 000 Kubikkilometer Wasser von diesem riesigen Kreislauf erfaßt und in Bewegung gesetzt werden. Der größte Teil davon fällt allerdings ungenutzt in Form von Regen in den Ozean zurück, aber der geringe Teil, der durch die Flußläufe ins Meer zurückgelangt, würde nach sorgfältigen Berechnungen doch ausreichen, um rund 380 Millionen Pferdekräfte zu erzeugen. Für Deutschland allein beziffert sich die aus den Wasserkräften gewinnbare Leistung auf etwa 6 Millionen Pferdekräfte; tatsächlich werden kaum 15 Prozent davon praktisch ausgenutzt.

Man könnte diese geringe Ausnutzung scheinbar kostenloser Naturkräfte für seltsam halt halten. In Wirklichkeit ist sie es nicht:



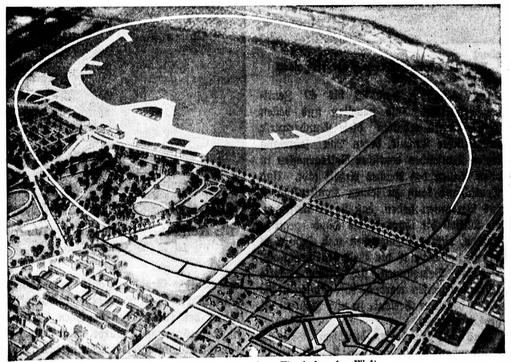
Giganten der Maschinenwelt

Ein riesiger Wasserkraftgenerator für 27 000 Pferdekräfte im Bau. (Werkphoto)

denn die Wasserkräfte sind nichts weniger als umsonst, ihre Erschließung erfordert vielmehr sehr hohe Kostenaufwendungen, die wesentlich höher sind als die Kosten, die man für den Bau von Dampfkraftwerken aufwenden muß. Man braucht sich ja nur zu vergegenwärtigen, welche umfangreichen Bauarbeiten notwendig sind, bis ein großer Stausee fertig ist und die Reservoirs, die Werkanlage, Stollen, Druckrohrleitungen, das eigentliche Kraftwerk, der Ausgleichsweiher und was alles sonst noch zu einem modernen Wasserkraftwerk gehört, errichtet sind. Man wird dann verstehen, warum diese drei- bis viermal so teuer sind wie Dampfkraftwerke gleicher Leistung.

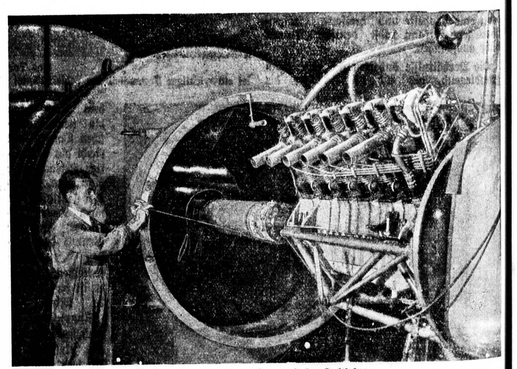
Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten und Hemmnisse. Ein solches Kraftwerk muß so konstruiert sein, daß es selbst den größten Anforderungen gewachsen ist. Diese größte Maschinenleistung wird aber nur selten wirklich gebraucht. Man denke an die Nachtzeit, an die Sommermonate, wo wenig Strom verbraucht wird, und man wird einsehen, daß die volle Leistung eigentlich nur in den Winterwochen und auch dann nur wenige Stunden am Tag wirklich ausgenutzt wird. Die ganze übrige Zeit hindurch liegt sie brach — kostet aber Geld; denn die Zinsen und Tilgungszrücklagen, die Instandhaltungs- und Erneuerungskosten für die großen Bauteenlagen und Maschinen laufen unentwegt weiter. Der Strom, den die Wasserkraft liefert, ist daher schon gleich mit beträchtlichen Kosten belastet.

Man sieht: auch hier ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und wenn man überhaupt den Wasserkraftstrom über größere Entfernungen hinweg menschlichen Siedlungen wirtschaftlich zuführen kann, so nur deshalb, weil mit dem Kreis derer, die seiner teilhaftig werden, auch die Ausnutzung der Anlagen anwächst, notwendig anwachsen muß, weil die Verbraucher ja zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Ausmaß Strom abnehmen. Daraus erklärt sich der Vorteil des Zusammenschlusses großer Verbrauchergebiete zu einheitlicher Versorgung, daraus wird auch die große Bedeutung eines allgemeinen vermehrten Stromverbrauchs klar.



Berlin erhält den größten Flughafen der Welt

Ein Modell, das die künftige Ausdehnung des Flughafengeländes mit den neuen Anlagen veranschaulicht. Die eingezeichnete Ellipse stellt die Grenzen des neuen Geländes dar. Die dunklen Linien im Vordergrund kennzeichnen den Platz der Baulichkeiten. Links oben sind die jetzigen Flughafengebäude sichtbar. (Donath, K.)



In der deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt

Ein Bild aus der deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin-Adlershof, in der das gesamte in der deutschen Luftfahrt verarbeitete Material vor und nach der Montage einer genauesten Prüfung unterzogen wird: Ein schalldämpfender Motorenprüfstand. Für die Versuche ist ein Flugzeugmotor am Pendelrahmenbock montiert. Links die Brems- und Belüftungsanlage.

Welt der Frau

Wir empfangen den Winter

Kalt ist es draußen, der Winter steht schon vor der Tür. Da holen wir die warmen Sachen, die Mäntel und wollenen Handschuhe, die dicken Strümpfe und das mollige Unterzeug hervor. Denn der Winter läßt nun einmal nicht mit sich spaßen, und bitter rächt er sich, wenn wir aus Leichtsinn oder Unverstand seine Gebote, die ersten kühlen Tage, mißachten wollen. Ein tüchtiger Schnupfen, wenn nicht gar Schlimmeres, ist meist die üble Folge.

Was aber machen all die Tausende, die nicht einfach an den Schrank gehen können, um die warmen Wintersachen hervorzuholen, die mit Sorgen den kommenden Wochen und Monaten entgegensehen, weil ihnen die nötigsten wärmenden Hüllen fehlen. Der Geldbeutel reicht nicht aus, um neue Sachen anzuschaffen; vom Verdienst des Mannes können nur die laufenden Ausgaben bestritten werden, die Unterstützung oder die Rente lassen einen größeren Kauf nicht zu. Alle diese Menschenkinder setzten ihre ganze Hoffnung auf das Winterhilfswerk, das ihnen in den drei letzten Wintern schon geholfen hat, und das auch in diesem Winter nicht vergessen wird.

Nicht ein jeder der rund 10 Millionen deutscher Volksgenossen, die auch in diesem Winter wieder durch das WHW. bedacht werden, wird in Kleidungsstück erhalten — der allergrößte Teil ist ja auch mit warmer Kleidung ausreichend versorgt. Aber es sind doch zahlreiche Familien, die durch die Kleidersammlung bedacht werden müssen, vor allem unter den Kinderzahlreichen. Wenn das Winterhilfswerk auch in diesem Jahre allen Anforderungen gerecht werden soll, so ist es wiederum auf die Opferfreudigkeit des ganzen Volkes angewiesen, und gerade bei der Kleidersammlung muß aufs neue mit der Hilfsbereitschaft und dem Verständnis der deutschen Hausfrauen gerechnet werden. Darum gilt's, Kleiderschränke und Truhen durchzusehen und nachzusehen, was sich noch für das WHW. verwenden läßt. Gewiß sind die Kleider- und Wäschevorräte von Jahr zu Jahr geringer geworden, weil wir schon mehrfach Spenden für das Winterhilfswerk herausgesucht haben, aber gerade bei der Kleidung kommt ja auch jedes Jahr wieder etwas dazu. Wohl jeder von uns hat ein Stück, das ihr zu eng oder zu weit geworden ist. Wenn sich auch bei einer großen Kinderschar jedes Stück so lange vererbt, bis es wirklich nichts mehr taugt, so gibt es doch genug Kinderarme Familien, die die ausgemachtesten Sachen noch bis zu Ende nähen können. Mit einigem guten Willen werden sich doch überall ein paar Sachen für die Kleidersammlung des Winterhilfswerkes finden. Aber nun kommt noch eine zweite Bitte an die Hausfrauen: Alles, was ihr für das WHW. geben wollt, muß noch wirklich brauchbar, muß vor allem tadellos sauber sein. Zwar sind jetzt überall wieder in den Ortsgruppen und ländlichen Stützpunkten der NSV. zahllose fleißige Frauenhände an der Arbeit, um in den Nähstuben das WHW. die einkommenden Kleidungsstücke auszubessern, zu säubern und aus Altem Neues zu schaffen, aber es kann diesen unermüdlichen, selbstlosen Helferinnen wirklich nicht zugemutet werden, völlig verschmutzte, unbrauchbare Wäsche oder Kleider zu sortieren, um sie dann doch fortzuwerfen. Zudem sind die Nähstuben des WHW. reichlich mit Arbeit versehen, wenn sie all die notwendigen Umarbeitungen und Aenderungen vornehmen. Mit dem Waschen und Plätten an und für sich brauchbarer Garderobe, mit dem Annähen von fehlenden Knöpfen und dem Stopfen von kleinen und großen Löchern sollte man sie nicht auch noch belasten. Diese kleinen Ausbesserungen sind für die einzelne Hausfrau eine geringe Arbeit, dem WHW. aber erweist sie damit einen wirklichen Nutzen. Schließlich geht es dabei ja auch um ihre Hausfrauenehre!

Wer in der glücklichen Lage ist, nicht allzu ängstlich bei einer Neuanschaffung sein zu müssen, der sei auch nicht kleinlich mit seinen Spenden für die WHW.-Kleidersammlung. Der denke an all die vielen Mütter, die sich sorgen, weil ihre Kinder keinen ausreichenden Schutz gegen die Winterkälte haben; der denke an die Alten, die in der kalten Jahreszeit immer frieren und die so glücklich über ein warmes Tuch, eine wollige Strickjacke oder warme Wäsche sind. Handfrieren, gerade deshalb, was Ihr nur entbehren könnt, denn unsere bedürftigen Volksgenossen sollen nicht nur nicht hungern, sie sollen auch nicht frieren.

I. A.

Heimgang

Ringsher erlischt der frühe Tag,
Im Westen loh'n die letzten Brände,
Die frühen Sterne blühen zag.
Wir reichen innig uns die Hände.

Und wandern noch. Das frohe Lied
Ist leise schon im Land verklungen.
Ein Vogelvolk im Zwielicht zieht
Vorbei in ferne Dämmerungen.

Im hellen Himmel früher Nacht
Hebt sich die Stadt mit wirrem Ragen;
Wir werden dieses Tages Pracht
In unsre dunklen Häuser tragen;

Und lange noch am Fenster stehn
Und still wie auf ein Wunder warten:
Vielleicht wird noch ein Sternlicht wehn
In unser Träume bunten Garten ....

Josef Johannes Link.

Kraftersparnis im Haushalt

Nicht stehend, sondern sitzend — Das ermüdende Bücken — Man kann sich vieles erleichtern!

Im Hauswesen, wenigstens in einer kinderreichen Familie, ist der Nichtstuendtag keineswegs eingeführt und ist auch nicht möglich, sondern die Hausfrau muß früh und spät bereit sein. Waschen, Bügeln, Flicken, Reinmachen sind alles Arbeiten, die nicht wenig anstrengend sind, vor allem, wenn man sie nicht auf die richtige Weise ausführt.

Es gibt natürlich eine ganze Reihe von Maschinen, die alle arbeitsSparend sind. Wenn es irgend möglich ist, sollte die Hausfrau diese Haushaltungsmaschinen nicht als unnütze Geldausgabe ansehen, — das, was sie an Zeit dadurch gewinnt, ist viel mehr wert. Als Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk sind solche praktischen Geräte durchaus passend.

Aber auch das Verhalten bei der Arbeit ist wichtig. Wir wollen uns einmal klar machen, daß der Mensch im Liegen den geringsten Kräfteverbrauch hat. Im Sitzen werden 4 % mehr Kräfte verbraucht, im Stehen 12 % und beim Bücken sogar 55 % mehr. Die gebückte Stellung ist also das, was wir nach Möglichkeit vermeiden müssen; im übrigen sollen wir uns bei der Arbeit bemühen, immer da, wo wir sitzen zu stehen wechseln, wo jetzt an Kinderschar jedes Stück so lange vererbt, bis es wirklich nichts mehr taugt, so gibt es doch genug Kinderarme Familien, die die ausgemachtesten Sachen noch bis zu Ende nähen können. Mit einigem guten Willen werden sich doch überall ein paar Sachen für die Kleidersammlung des Winterhilfswerkes finden. Aber nun kommt noch eine zweite Bitte an die Hausfrauen: Alles, was ihr für das WHW. geben wollt, muß noch wirklich brauchbar, muß vor allem tadellos sauber sein. Zwar sind jetzt überall wieder in den Ortsgruppen und ländlichen Stützpunkten der NSV. zahllose fleißige Frauenhände an der Arbeit, um in den Nähstuben das WHW. die einkommenden Kleidungsstücke auszubessern, zu säubern und aus Altem Neues zu schaffen, aber es kann diesen unermüdlichen, selbstlosen Helferinnen wirklich nicht zugemutet werden, völlig verschmutzte, unbrauchbare Wäsche oder Kleider zu sortieren, um sie dann doch fortzuwerfen. Zudem sind die Nähstuben des WHW. reichlich mit Arbeit versehen, wenn sie all die notwendigen Umarbeitungen und Aenderungen vornehmen. Mit dem Waschen und Plätten an und für sich brauchbarer Garderobe, mit dem Annähen von fehlenden Knöpfen und dem Stopfen von kleinen und großen Löchern sollte man sie nicht auch noch belasten. Diese kleinen Ausbesserungen sind für die einzelne Hausfrau eine geringe Arbeit, dem WHW. aber erweist sie damit einen wirklichen Nutzen. Schließlich geht es dabei ja auch um ihre Hausfrauenehre!

Wer in der glücklichen Lage ist, nicht allzu ängstlich bei einer Neuanschaffung sein zu müssen, der sei auch nicht kleinlich mit seinen Spenden für die WHW.-Kleidersammlung. Der denke an all die vielen Mütter, die sich sorgen, weil ihre Kinder keinen ausreichenden Schutz gegen die Winterkälte haben; der denke an die Alten, die in der kalten Jahreszeit immer frieren und die so glücklich über ein warmes Tuch, eine mollige Strickjacke oder warme Wäsche sind. Handfrieren, gerade deshalb, was Ihr nur entbehren könnt, denn unsere bedürftigen Volksgenossen sollen nicht nur nicht hungern, sie sollen auch nicht frieren.

I. A.

Kraftersparnis im Haushalt

Nicht stehend, sondern sitzend — Das ermüdende Bücken — Man kann sich vieles erleichtern!

Im Hauswesen, wenigstens in einer kinderreichen Familie, ist der Nichtstuendtag keineswegs eingeführt und ist auch nicht möglich, sondern die Hausfrau muß früh und spät bereit sein. Waschen, Bügeln, Flicken, Reinmachen sind alles Arbeiten, die nicht wenig anstrengend sind, vor allem, wenn man sie nicht auf die richtige Weise ausführt.

Es gibt natürlich eine ganze Reihe von Maschinen, die alle arbeitsSparend sind. Wenn es irgend möglich ist, sollte die Hausfrau diese Haushaltungsmaschinen nicht als unnütze Geldausgabe ansehen, — das, was sie an Zeit dadurch gewinnt, ist viel mehr wert. Als Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk sind solche praktischen Geräte durchaus passend.

Aber auch das Verhalten bei der Arbeit ist wichtig. Wir wollen uns einmal klar machen, daß der Mensch im Liegen den geringsten Kräfteverbrauch hat. Im Sitzen werden 4 % mehr Kräfte verbraucht, im Stehen 12 % und beim Bücken sogar 55 % mehr. Die gebückte Stellung ist also das, was wir nach Möglichkeit vermeiden müssen; im übrigen sollen wir uns bei der Arbeit bemühen, immer da, wo wir sitzen zu stehen pflegen, wenn jetzt an großer Rechenkünstler zu sein, um einzusehen, daß man auf diese Weise viele Kräfte ersparen würde. Wenn es uns auch zunächst ungewohnt ist, werden wir doch bald merken, daß viele Arbeiten sich im Sitzen sehr gut ausführen lassen, zum Beispiel wenn wir Kartoffeln rechtmachen. Auch das Backen von Teig ist im Sitzen bequemer auszuführen, wenn wir die Backschüssel auf den Schoß nehmen. Bügeln läßt sich im Sitzen recht gut machen, besonders wenn wir uns auf einen Schemel setzen, der etwa 70 cm hoch ist. Dann geht die Arbeit viel leichter vonstatten, als wenn wir auf einem gewöhnlichen Stuhl sitzen. Jeder Schreiner kann solch einen hohen Stuhl anfertigen. Frauen, die vom vielen Stehen geschwollene Füße bekommen, sollten unter allen Umständen versuchen, sich ihre Arbeit auf diese einfache Weise zu erleichtern.

Auch beim Reinigen der Fußböden können und sollen wir Kräfte sparen. Wenn wir sie nach altmodischer Art mit der Scheuerbürste scheuern, werden wir nach kurzer Zeit unser Kreuz spüren. Man soll stattdessen den Schrubber nehmen, der einen passend langen Stiel hat, und wird diese Arbeit viel leichter zu Ende führen. Daß man die Ecken mit der Handbürste überholt, ist selbstverständlich. Ebenso muß man natürlich acht geben, daß man mit dem Schrubber nicht gegen alle Möbelstücke stößt. Aber man wird im Umgehen mit dem Schrubber bald Geschicklichkeit bekommen.

Küchentische und andere Möbelstücke soll man mit einer Linoleumplatte oder mit Wachstuch belegen, dann sind sie leicht mit einem feuchten Tuch abzuwischen und sehen immer sauber und ordentlich aus. Auch das Hantieren

Verträglichkeit unter Geschwistern

Wenn Mütter gegenseitig ihre Erfahrungen und Meinungen über Kindererziehung austauschen, so wird selten die lebhafte Klage über Unverträglichkeit unter den kleinen Geschwistern fehlen. In der Tat ist diese nur zu häufig vorkommende Uneinigkeit und Zanksucht unter den unerwachsenen Geschwistern vielfach ein wahres Kreuz für die Eltern; der endlose Streit um die geringsten Kleinigkeiten gleicht der Wirkung von Nadelstichen, die auf die Dauer unerträglicher sind als ein einmaliger gewaltiger Schmerz.

So viele Mittel die Eltern auch schon versucht haben, immer wieder beginnt das unselige Hadern von neuem, und ein Ende ist nicht abzusehen.

Wenn es auch meist nur Kleinigkeiten oder gar Einfältigkeiten sind, um die gestritten wird, so ist doch die Bedeutung dieser kindlichen Unart keineswegs zu unterschätzen. Es ist schon manchmal daraus ein schlimmer Same aufgegangen, der böse Frucht gezeitigt hat. Dauernde Nörgeleien und Zänkereien sie alle gleich sind, sind geeignet, in die jugendlichen Herzen ein. Es gilt also, diesen Auswuchs ganz zu entfernen oder ihm so viel wie möglich entgegenzuarbeiten.

Allzu gerecht darf man dieses Unterfangen freilich auch nicht nehmen, da es sich ja so einfach und leicht erklären und begreifen läßt. Auch Kinder wahren gern ihre Unabhängigkeit. Daß sie den Eltern gehorchen müssen, verstehen sie; ebenso leicht aber begreifen sie, daß sie untereinander in gewissem Sinne gleichberechtigt und von einander gegenseitig unabhängig sind. Immer wieder jedoch versuchen die Kinder den über die Mädchen, die älteren Geschwister über die jüngeren, auf das Recht der Stärke und des Alters pochend, eine Art Herrschaft auszuüben, wogegen sich die Schwächeren mit allem Eifer wehren. Da nun die Kleinen fast den ganzen Tag beisammen sind und ihre Beschäftigung zumeist im Spiele besteht, das ohnedies Anlaß gibt zu Meinungsverschiedenheiten, so braucht man sich über die fortwährenden Reibereien eigentlich gar nicht zu wundern. Das leicht verletzte kindliche Rechtsgefühl drängt darauf, diese sofort und unter allen Umständen auszutragen, wobei natürlich auch die Verschiedenheit der Geschlechter von Bedeutung ist: der choleriche, herrschsüchtige Sinn des Knaben reißt ihn leicht zur Gewalttätigkeit fort, während die Entrüstung des Mädchens sich gewöhnlich in Scheltworten äußert.

Oft sind die nämlichen Geschwister im Verkehr mit andern Kindern sehr lieb und friedfertig, weil sie eben zu diesen nicht in dem gleichen Verhältnis stehen und auch nicht beständig Umgang mit ihnen haben.

Was sollen nun Eltern tun, um dieser Unverträglichkeit zu steuern?

Sie sollen zunächst vieles von der Zeit erwarten, die gerade in diesem Punkte oft Wunder wirkt. Die geistigen Kinderkrankheiten müssen ebensogut überwunden werden wie die leiblichen: wie diese haben auch jene ihre bestimmte Zeit und gehen dann in der Regel spurlos vorüber.

Es gibt ferner die Eintracht der Eltern untereinander, den Kindern das schöne Vorbild und Muster, auch unter sich Ruhe und Frieden zu bewahren. Wo die Eltern selber um jeder Kleinigkeit willen miteinander hadern, da kann die Eintracht unter den Geschwistern schwerlich gedeihen.

Ebensowenig, wenn die Eltern törichterweise eines ihrer Kleinen vor dem andern bevorzugen; es wäre ein Wunder, wenn daraus nicht Neid, Eifersucht und Zwietracht entstände. Freilich braucht deshalb die Parität noch keine mechanische zu werden; es genügt, wenn die Kinder das Bewußtsein haben, daß Vater und Mutter sie alle gleich lieb haben. Wo aber bei einem unter ihnen trotz alledem so häufige Fälle von Unverträglichkeit vorkommen, daß man daraus auf eine zänkische und neidische Sinnesart schließen muß, da mögen die Eltern, wenn gütiges Zureden nichts nützt, kein Bedenken tragen, im Notfalle auch mit Strafen einzugreifen, um den schuldlosen Teil zu schützen und die Ruhe im Hause aufrecht zu erhalten.

Welch anziehendes Bild selbstloser Liebe gewährt ein von Jugend an treu zusammenhaltendes Geschwisterpaar! Ob das Schicksal die beiden auseinandertreibt und Raum und Zeit sie später trennen, sie hören nimmer auf, in steter Liebe einander zu gedenken und mit Rat und Tat gegenseitig sich beizustehen. Mit gleicher Liebe wie die eigenen umschließt jedes die Kinder des andern. Wie zärtlich hing Klemens Brentano an seiner Schwester Bettina, wie schmerzlich klagt er in seinen Briefen über die Trennung von der Vielgeliebten! Mit welch rührender Treue war Schiller, dessen lebendiger Familiensinn bekannt ist, für seine Schwester besorgt! Nach dem Tode seiner Mutter schrieb er an seine Schwester Christofine (und in gleichem Sinne auch an Luise: „Laß' uns da wir drei nur allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, uns desto näher aneinander schließen! Vergiß nie, daß du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen, muß unverändert bleiben." Bis an sein Lebensende hat Schiller diese Worte genau befolgt und manchmal mit seinen eigenen gewiß nicht reichen Geldmitteln besonders die älteste Schwester unterstützt. Die herzliche Liebe und Dankbarkeit derselben war ihm Lohn, der reichlich lohnte.

Die Schlüsselgewalt der Frau

Unter Schlüsselgewalt der Frau versteht man das Recht der Ehefrau auf Führung des gemeinsamen Haushaltes für Rechnung ihres Mannes. Nach dem Gesetzbuch hat nur die Ehefrau (nicht also Mutter oder Schwester, falls sie im Haushalt mit tätig sind) das Recht der Schlüsselgewalt. Natürlich darf die Ehe nicht getrennt sein, da es sonst keinen häuslichen Wirkungskreis mehr gibt.

Welche Rechte und welche Pflichten hat die Frau im Rahmen ihrer Schlüsselgewalt? Die Frau darf als Leiterin des Haushaltes nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises Geschäfte erledigen, z. B. Einkauf der nötigen Lebensmittel, Anschaffung kleinerer Haushaltungsgegenstände, notwendige Reparaturen, Sorge für die Gesundheit (Zuziehung des Arztes), Schulgeld, Beiträge zu Verbänden, Einstellung und Entlohnung von Dienstboten, Besorgung kleiner Haushaltungsgegenstände. Dies alles richtet sich in seiner Ausdehnung nach den Verhältnissen, in denen die Eheleute leben. Das Mieten einer Wohnung fällt nicht unter die Schlüsselgewalt einer Frau.

Wo liegt die genaue Grenze der Schlüsselgewalt? Das ist die wichtigste Frage. Manche Frau hat ihre Beantwortung erst in bitterer Erfahrung gefunden, nachdem sie die Grenze einmal überschritten hat. Die Grenze der Schlüsselgewalt ist an keine feste Norm gebunden, da sie von der jeweiligen Wirtschaftslage der Eheleute abhängt. Wenn z. B. die Frau eines Arbeiters einen Radioapparat für 180.— Mark kauft, so überschreitet sie bestimmt ihre Schlüsselgewalt, während die Frau eines Beamten mit 700 Mark Gehalt bei demselben Kauf noch in den Grenzen ihrer Schlüsselgewalt bleibt, und der Mann für die Begahlung aufkommen muß.

Welche Folgen entstehen aber für die Betreffenden? Der Mann kann nun der Firma erklären, daß er nicht für den Kauf aufkomme. Die Firma wird klagen. Der Mann kann aber nicht haftbar gemacht werden, da die Frau über die Schlüsselgewalt hinausging.

Wie liegt der Fall, wenn nun die Frau eigenes Vermögen hat? Vermögen der Frau ist nur, was die Frau bei der Eheschließung hatte, oder was sie später erwirbt. Haben die Eheleute Gütertrennung, so hat der Mann die Verwaltung und Nutznießung aus dem „eingebrachten Gut". Er kann durch die sog. Interventionsklage den Eingriff in das Vermögen seiner Frau verhindern.

Wie kann es denn ein Mann gegen leichtsinnige Geschäftemacherei seiner Frau schützen? Der Mann kann die Schlüsselgewalt seiner Frau einschränken oder aufheben. Die oft ersten leisen Inserate des Nichthaltens sind ziemlich bedeutungslos, da man nicht beweisen kann, ob der Geschäftsmann das Inserat gelesen hat. Nur ein Antrag des Ehemanns bei seinem zuständigen Amtsgericht auf Eintragung eines Vermerks in das dort geführte Güterrechtsregister kann den Gatten gegen jedermann schützen, da diese Eintragung sofort gegen jedermann wirksam wird, gleichgültig, ob der Verkäufer von der Eintragung Kenntnis hat oder nicht.

Ein Ende der leidigen Tütenwirtschaft im Küchenschrank

(Deike, M)

Hier ein Tütchen Kümmel, dort ein Tütchen mit Pfeffer, eins mit Nelken und eins mit Gewürzkörnern! Braucht man sie schnell, so beginnt ein Wühlen und Suchen, und in der Länge der Aufbewahrungszeit ist das Aroma der Gewürze verflogen. Diesen Mißständen bereitet die Glasbüchse mit 6 Vorratsbüchern ein Ende. Das runde zylindrische Gewürz-Vorratsglas ist durch sternartige Zwischenwände zur Aufnahme von 6 verschiedenen Gewürzarten eingeteilt. Die Fächer sind groß genug, um genügend Mengen in den Küchengebrauch aufnehmen zu können. Ein hübscher verchromter Metalldeckel mit Schraubverschluß sorgt, daß die feinen Duftstoffe der Gewürze nicht entweichen können. Er ist drehbar und hat eine verschiebbare Ausfüllöffnung, durch die das jeweilige Gewürzfach geöffnet werden kann. Da die Büchse aus Glas ist, kann man bei der Entnahme nicht fehl gehen. Jedes Gewürz kann entnommen werden, ohne daß dabei das Nachbarabteil in Mitleidenschaft gezogen würde, und da die Zwischenwände aus Glas sind, ist auch keine Vermischung der einzelnen Duftstoffe zu befürchten. Diese hübsche Vorratsbüchse mit ihren bescheidenen Raumanforderungen sorgt für Ordnung und Sauberkeit im Küchenschrank.

Jm Oktober essen wir

Weißkohl, gekocht mit Hammelfleisch oder gedobelt, und mit Kümmel gedünstet als Bayrisches Kraut.

Neues Sauerkraut mit Schweinefleisch. Sehr gesund ist die Milchsäure im Sauerkraut, deshalb möglichst nicht waschen und am besten einen Teil roh unter das Gekochte mischen.— Aber auch

Sauerkrautsalat ist nicht zu verachten: klein geschnittenes Sauerkraut mit einem geriebenen Apfel und etwas Oel oder Sahne vermengen. Der fertige Salat soll immer noch etwas durchziehen.

Süßwasserfische:

Karpfen schmeckt nicht nur blau gekocht, sondern auch gespickt und gebraten gut. Die

Schleie sind die kleineren Fische aus der Karpfenfamilie und sind gebacken ein Leckerbissen.

Grüne Heringe: Sie werden geschuppt und ausgenommen, schnell gewaschen, gesalzen in einen Dampfkochtopf auf ein gefettetes Pergamentpapier oder im Küchenwunder auf den Rost gelegt und 15 bis 20 Minuten gedämpft. So gehen keine Nährwerte verloren.

Am Sonntag gibt es:

Kastanien: Die erste Schale wird mit dem Messer abgelöst, zum Abziehen der zweiten Schale werden sie in kochendem Wasser gebrüht wie Mandeln. Als Beigabe zu Gemüse werden sie in Fett und gebräuntem Zucker unter Zugabe von Salz und Brühe weichgedämpft. Dazu schmeckt besonders gut

Rotkohl oder **Grünkohl:** Er wird vielfach noch gekocht und das Wasser weggegossen. Schon beim Putzen wird zu viel weggeworfen. Die Rippen der Blätter besitzen auch Nährwerte, deshalb mitverwenden. Nach dem Waschen fein wiegen oder durch die Fleischmaschine drehen. Dann mit einer Zwiebel in Fett dünsten und zum Schluß eine Kartoffel anreiben oder etwas Mehl überstäuben. Jeder wird erstaunt sein, daß das Gemüse in viel kürzerer Zeit weich und wohlschmeckender geworden ist.

Apfelstrudel. Strudelteig auf einem Tuch dünn ausziehen, mit Fett bestreichen und Semmelbrösel bestreuen. Dann Apfelstückchen, Zucker, kleingeschnittene Nüsse, Rosinen darauf geben, mit Hilfe des Tuches aufrollen und in einer Bratpfanne, mit etwas Milch übergossen, backen.

Es wird kälter; wir essen abends gern eine warme Suppe.

Milchsuppen sind gesund und nahrhaft; verwenden wir

Magermilch, werden sie auch billig. Zum Kochen nehmen wir eines unserer vielen deutschen Getreideerzeugnisse, wie:

Grieß, Gerste, Graupen, Haferflocken, Hafermehl, Grünkern, Roggen-, Weizenmehl und Kartoffelsuppe.

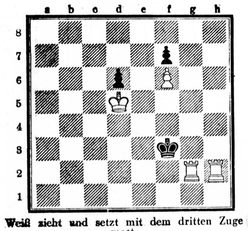
Hülsenfrüchte erscheinen wieder auf dem Tisch. Am Abend vorher waschen, mit abgekochtem Wasser einweichen und dann im Einweichwasser garkochen. Zur Ergänzung dienen Suppengemüse oder Obst und etwas Speck oder Fett.

(Aus dem Oktober-Heft „Deutsche Hauswirtschaft". Organ des Deutschen Frauenwerkes.)

„Familienfeste fröhlich feiern." Die „Goldene Meide" des Bever-Verlages, Leipzig wird mit diesem Buch fortgesetzt. In teilweise bunten Bildern wird praktischer Anschauungsunterricht erteilt im Decken und Schmücken des Tisches zu allen erdenklichen Familienfestlichkeiten. Auch eine Zusammenstellung von Festessen und Rezepten vorhanden, die der Hausfrau genau zeigen, wie sie Feiertstunden ohne große Kosten im Familienkreis festlich gestalten kann. Ein hübsches, preiswertes Geschenkbuch.

„Harnsäurearme Diät." Von Maria Hädecke. — Durch strenge Diät werden heute viele Krankheiten geheilt, aber nur wenige Hausfrauen wissen, wie sie die verordneten Diät-Speisen bereiten sollen. Da will dieses Buch nur helfen. Es enthält außer den Anweisungen zur Herstellung der Speisen auch einen Diät-Speisezettel für das ganze Jahr und bringt Rezepte, die ärztlich gepriift sind. (Süddeutsches Verlagshaus, Stuttgart.)

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Bilderrätsel.

Rätsel.

Ein Mädchen führt mich am Arme gern,
Doch zähl' ich mich keineswegs zu den Herr'n;
Wenn ich dem Jüngling werde gegeben,
Der grämt sich vielleicht sein ganzes Leben.

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Europäischer Strom, 3. Sonnengott, 6. Zeitalter, 9. Schubfach, 11. Frauenname, 13. Zuneigung, 15. Sportstätte, 16. Frauenname, 17. elektrische Einheit. — Senkrecht: 2. Rind, 4. Fluß in Kurland, 5. Negerdorf, 7. Höhenzug in Braunschweig, 8. Teil des Mittelmeers, 10. Nymphe, 12. Tageszeit, 14. räumlicher Begriff.

Silbenrätsel.

a — a — ae — as — ei — di — i — mant — na — na — nas — ne — sans — sent — ß — sou — wi.

Aus den vorstehenden 17 Silben sind sechs Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Edelstein
2. Südfrucht
3. Biblischer Berg
4. Säugetier
5. Trojanischer Held
6. Königsschloß

Richtig gebildet, ergeben dann die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben ein Zitat aus Shakespeares „Was ihr wollt".

Auslassungsaufgabe.

Oder — Siegel — Krater — Gruß — Miene — Kleie — Gosse — Kocher — Kober — Olive — Leier — Firma — Holle — Teer.

Aus vorstehenden 14 Wörtern soll durch Auslassung je eines Buchstabens ein neues Wort gebildet werden, während die entfernten Buchstaben, aneinandergefügt, ein notwendiges Reisegerät ergeben.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Feldereihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Wer fällt schneller?

Im luftleeren Raum fallen alle Körper gleich schnell. In der gewöhnlichen Luft fallen sie dagegen wegen des Luftwiderstandes mit verschiedener Geschwindigkeit. Dieser Widerstand hängt von der Größe und der Gestalt des fallenden Körpers ab. Macht man diesen genau gleich, so wird der Widerstand auch gleich groß. Fallen also zwei ungleich schwere schwere Körper gleich schnell, wenn sie gleich großen Luftwiderstand haben, z. B. eine Aluminiumkugel und eine Bleikugel von genau gleichem Durchmesser?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung

1. Sc3—a4, Sd2—c4, 2. Kb4—b3, Kc1—d2, 3. Kb3—a2, Sb2—d1, 4. Sa4—b2, Kd2—c3, 5. Ka2—b1, Kc3—b4, 6. Kb1—c1, Sd1—c3, 7. Sa5—b1, Sc4—a3, 8. Sb1—d2.

Zweifilbige Scharade:

Frühstück.

Silbenrätsel:

1. Scharmützel, 2. Irawadi, 3. Chile, 4. Herat, 5. Saffran, 6. Eindrive, 7. Leckerli, 8. Banane, 9. Sanstior, 10. Jemmelhof, 11. Firkus, 12. Urkunde, 13. Langeland, 14. Erfurt, 15. Nikolaus, 16. Kadi, 17. Eriwan. — Sich selbst zu lenken, ist des Freien Teil.

Bruchstückaufgabe:

Uri, Gur, Eck, Sti, Ifa, Mal, Ach, Ofa. — Ruckfack.

Kopfwechselrätsel:

Salta, Emmi, Lamm, Teckel, Eichel, Rabel, Sumpf, Warze, Nachen, Sessel, Suppe, Echse, Raupe. — Selterswasser.

Logogriph:

Bingen, Adria, Raab, Gent, Eifter, Linz, Dublin, Leuthen, Aller, Cork, Hamburg, Taubenheim. — Bar Geld lacht!

Haus, Hof und Garten

Die Brieftaube / Von Karl Kleffner

Unstreitig den ersten Rang unter allen Tauben nimmt die Brieftaube ein. Sie ist bei allen europäischen Völkern gleichmäßig stark beliebt. Sie ist die Sonntags- und Feierabendfreude des Krumpels nach der Schicht, der Liebling angestellter Taubenfreunde und dazu ein wichtiger Helfer des Menschen.

Die Heimat der Brieftaube ist der vordere Orient. Hier wurde sie schon vor vielen Jahrhunderten zur Uebermittlung von Nachrichten benutzt. Unsere heutige Brieftaube hat aber mit jenen Tauben nur noch wenig zu tun, denn sie wurde aus morgenländischen Basbetten, englischen Carriers, Dragons, Tümmlern und Feldtauben gezüchtet. Aber den Orientierungssinn der Tauben hat man in Europa schon im sechzehnten Jahrhundert in Holland bei der Beizjagd von Harlem benutzt, um Nachrichten der Belagerten zu übermitteln. Bekanntlich benutzte der jüdische Londoner Rothschild nach der Schlacht bei Waterloo Brieftauben, die ihm den frühzeitig die Kunde von der völligen Niederlage Napoleons brachten, so daß er die sehr gefallenen englischen Staatspapiere kaufen konnte, die er dann mit riesigem Gewinn nach der allgemeinen Siegesmeldung wieder verkaufte.

Brieftauben waren im Trommelfeuer der Schlachten des Weltkrieges so oft die letzten Uebermittler von Nachrichten, wenn alles andere versagte. Auch unser neues Heer verfügt über eine große Zahl von Brieftauben.

Die Flugleistungen unserer Brieftauben sind allbekannt. Die jährlichen Wettflüge führen über Hunderte vom Kilometern. Das sind Leistungen, die einen sachsichtigen Körper verlangen. Darum kann man diese Rasse als die gesundeste aller Taubenrassen ansprechen. Und eine schöne Taube ist sie auch. Hier vereinigt sich die Schönheit mit der Leistung. Sie ist das Rennpferd unter den Tauben, der ganze Körper hart und rassig, dabei aber verhältnismäßig schwer.

Die Gesundheit und Schwere macht die Brieftaube auch zu einer guten Wirtschaftstaube. Vorzüglich eignet sie sich als Taube für den Bauernhof. Hier hat sie schon lange wertvolle Arbeit in der Blutauffrischung der degenerierten Feldflüchter getan. Es bleiben nämlich oft bei Wettflügen viele Tauben hängen, die sich dann meistens den Feldtaubenflügen anschließen, sich hier paaren und so den Schlägen neues gesundes Blut zuführen.

Darauf geht hervor, daß sich Brieftauben vorzüglich zur Verbesserung der Feldtauben eignen, aber zu empfehlen ist doch die, Reinzucht, denn alle guten Eigenschaften der Feldtaube hat auch die Brieftaube; sie züchtet vielleicht noch besser und bringt vor allem Junge, die ein ansehnliches Gewicht haben, also viel wirtschaftlicher sind. Vor allem ist die schlichte Farbe des Federkleides für eine Taube, die feldern muß, von größter Wichtigkeit. Ich habe immer wieder die Beobachtung gemacht, daß hellfarbige Rassen wie die Lerchentauben weit mehr von Raubvögeln geschlagen wurden als Brieftauben. Die Aufgewandtheit der Brieftauben schützt ebenfalls vor Verlusten.

Allgemein kann man sagen, daß der Bauer nicht viel für Tauben übrig hat, es gibt da allerlei abfällige Sprichwörter über den Taubenhalter, hier nur eins: „Wer sein Geld will sehen fliegen, der halte Tauben". Aber das stimmt nicht ganz und gilt erst recht nicht für Wirtschaftstauben von der Güte der Brieftaube. Ich kenne Bauernhöfe, da kommen lange Tauben manchen Sonntag auf den Tisch. Ein billiger Leckerbissen ist das. Da braucht kein anderer Sonntagsbraten gekauft zu werden. Die Wirtschaftskasse wird ein wenig entlastet. Und das könnte jeder Taubenhalter haben, wenn er sich um seine Tauben nur ein wenig kümmern wollte.

Aufschirren und Abschirren des Pferdes

Von T. vom Felde

Um bequem aufzuschirren, dreht man das Pferd nach altem und zweckmäßigem Brauch im Stande herum, so daß es mit dem Kopf nach der Stallgasse steht. Ein Zweispänner soll im Stalle so eingestellt werden, daß das Sattelpferd, also das links an der Deichsel gehende Pferd rechts vom Handpferd steht. Dreht man nun beide Pferde in den Ständen herum, so stehen sie so, wie sie angespannt werden. Sie können im Stalle zusammengekoppelt und herausgeführt werden. Das Umstellen und Koppeln außerhalb des Stalles fällt also fort.

Da wohl die Mehrzahl unserer Leser das Brustblattgeschirr benutzt und wir uns daher nur mit diesen befassen, wollen wir über das Aufzegen des Kummts nur kurz bemerken, daß es zu diesem Zwecke umgekehrt, also mit seiner Spitze nach unten über den Kopf des Pferdes geschoben und dicht dahinter, also vor der Hals am dünnsten ist, in Richtung des Mähnenbehanges umgekehrt und in die richtige Lage gebracht wird. Zum Aufschirren hängt man den Kammdeckel über den linken Unterarm, faßt das Brustblatt unterhalb des Halsriemens mit beiden Händen, hebt es über den Kopf des Pferdes und dreht es auf dem Halse in Richtung der Mähne um, so daß es in die richtige Lage kommt. Beim Aufzegen von Kutschgeschirren ist es zweckmäßig, vorher die Zugstränge aufzuschlagen, d. h. aufzuwickeln, damit sie mit ihren Enden nicht über den Boden gezerrt und unfauber werden. Nun zieht man den Schweif durch die Schlinge des Schweifriemens, ohne Haare einzuklemmen oder abzureißen, und schnallt den Bauchgurt des Kammdeckels vorläufig ganz lose zu. Man schnallt ihn erst endgültig fest, wenn das Pferd aufgezäumt ist, da auch Zugpferde die Gewohnheit haben, sich beim Gurten aufzublähen oder aufzublasen.

Das Aufzegen eines Zaumes mit einem verschnallbaren Nasenriemen wird durch Aufschnallen dieses Riemens erleichtert. Zum Zäumen faßt man den Zaum mit der linken Hand und hebt ihn am Kopf des Pferdes so hoch empor, daß das Mundstück des Gebisses dicht unter dem Maul hängt. Nun greift man mit dem rechten Arm unter dem Hals des Pferdes hindurch, faßt den Zaum mit der rechten Hand am Kopfstück und zieht es über das rechte Ohr des Pferdes, indem die linke Hand das Gebiß in das durch Druck mit dem Daumen auf die Laden geöffnete Maul schiebt. Darauf zieht man das linke Ohr vorsichtig unter dem Kopfstück hervor nach vorn, ordnet den Mähnenschopf und legt ihn unter das Stirnband. Es folgt jetzt das Zuschnallen des Nasen- und Kehlriemens. Letzterer wird so geschnallt, daß man zwei Finger zwischen ihn und Pferdekopf durchschieben kann. Den Kehlriemen schnallt man so lose, daß sich wie Finger durchschieben lassen. Schließlich wird der Bauchgurt fest und der Schlaggurt lose zugeschnallt. Alle Riemen müssen durch die Schlaufen gezogen sein, da andernfalls die Beschirrung einen liederlichen Eindruck macht. Nun wird die Leine durch die Ringe am Kammdeckel und Halsriemen gezogen und beim Einspänner auf beiden Seiten in die Gebißringe geschnallt, während man beim Zweispänner nur die Außenzügel einschnallt. Wenn man zum Herausführen der Pferde aus dem Stall keinen Gehilfen zur Verfügung hat, koppelt man die Pferde zusammen, indem man den Innenzügel des Sattelpferdes in den entsprechenden Gebißring des Handpferdes schnallt. Die Leine soll beim Führen der Pferde zum Wagen oder Ackergerät nicht auf dem Boden nachgeschleift werden, damit die Pferde nicht auf oder über sie hintreten und das Handpferd nicht schmutzig wird. Man wickelt sie deshalb auf und befestigt sie irgendwie am Geschirr. Fast jeder Fahrer macht das auf seine Art und Weise. Zweckmäßig ist es, die Leine nicht zu wickeln, sondern unter der Oberblattstrupe des Kammdeckels durchzuziehen und zu schließen. Ist die Leine sehr lang, wie z. B. die Unterleinen, so zieht man sie zwischen Kammdeckel und Halsriemen hindurch.

Beim Abschirren der aufgespannten Pferde schnallt man zunächst die Leine aus den Gebissen, zieht sie aus Schlüsseln und Ringen und dockt sie auf. Nach Aufschnallen des Kehl- und Nasen-Riemens nimmt man den Zaum ab. Die Zugstränge, welche man beim Aufspannen kreuzweise über den Rücken des Pferdes legt, werden aufgeschlagen, aber auf den Schweifriemen aufgelunden. Dann schnallt man Schlag- und Bauchgurt auf und zieht den Schweif aus der Schlinge, dreht das ganze Geschirr in der Mähnenrichtung um, hängt den Kammdeckel über den linken Arm, faßt das Brustblatt wie beim Aufschirren mit beiden Händen, hebt es über den Kopf des Pferdes und hängt schließlich das Geschirr im Stall auf.

Praktischer Ratgeber

Zur Untergrundbearbeitung. Für gewisse Böden scheint die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Untergrundbearbeitung festzustehen. Jedenfalls wird weiter daran gearbeitet. Also bessere Untergrundgeräte herauszubringen. An

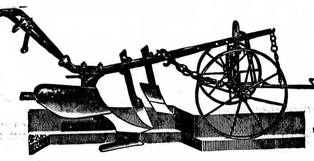


Abbildung 1
Pflugkörper Biber

Abb. 1—87 Werkzeichnung M

dem in der Abbildung 1 gezeigten Pflugkörper Biber ist die Verbindung eines ausgesparten Streichbleches mit einem abgewinkelten Schar neu. Dadurch wird eine völlige Trennung zwischen der zu wendenden Oberkrume und dem zu lockernden Untergrund erreicht. Der Untergrund steht zwanglos durch die verhältnismäßig große Oeffnung. So ist der Zugkraftbedarf geringer. Längs der Furchenwand bleibt in der offenen Furche ein schmaler Streifen des Untergrundes stehen, auf dem das Furchenrad und die Anlage des Pfluges sichere Führung finden. Erst bei der nachfolgenden Furche wird dieser Streifen mit aufgelockert. Damit wird die nachteilige Wirkung der Anlage auf dem Boden aufgehoben und eine lückenlose Lockerung des Untergrundes erreicht, wie das die Abbildung 2 zeigt. Der Pflugkörper Biber kann auch, siehe Abbildung 3, in einen gewöhnlichen Pflugkörper umgebaut werden.

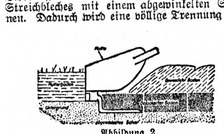


Abbildung 2
Lückenlose Lockerung des Untergrundes

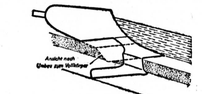


Abb. 3. Zum Vollkörper umgebaut

Sch.

Fischsalat. Die Frischreste werden entgrätet und zerkleinert, danach tut man kleingeschnittene Salzgurken, Zwiebeln und Tomaten dazu und läßt das Ganze wenigstens eine Stunde in einer abgeschmeckten Mayonnaise durchziehen. Statt der Mayonnaise kann man auch Essig, Oel, Salz und Pfeffer mischen. Ma. Ga.

Wildgulasch. Jegliche Art Wildfleisch, Reh, Hase, Hirsch oder Wildschwein ist für dieses Gericht verwendbar. Das Fleisch wird in große Würfel geschnitten. In einem Topf brauet man in reichlich Fett, am besten in Butter, drei große, in Scheiben geschnittene Zwiebeln, gibt das Fleisch hinzu. Es wird von allen Seiten unter fleißigem Wenden scharf angebraten. Nun gießt man etwas leichten Wein — roten oder weißen — daran, sowie etwas Wasser, würzt mit Salz, Rosenpaprika und einigen zerdrückten Wacholderbeeren. Man dünstet es langsam weich — kurz vorher kommt noch eine Tasse saure Sahne dazu. Fall' die Soße nicht sämig genug ist, bindet man mit etwas Kartoffelstärke. Man reicht Kartoffelbrei oder kleine, mit Butter übergossene Teigwaren dazu. E. S.

Wissen Sie das?

Der am häufigsten in Deutschland angebaute Obstbaum ist der Apfelbaum. Fast die Hälfte des Gesamtbestandes an Obstbäumen, nämlich 44 v. H., sind Apfelbäume, an zweiter Stelle folgen die Pflaumenbäume mit 24,3 v. H. Der Anteil der Birnbäume und Kirschbäume am Gesamtbestand beträgt 16,8 und 12,7 v. H., nur 2,1 v. H. sind Pfirsich- und Aprikosenbäume.

*

Noch vielfach wenig bekannt ist der Nährwert des Fisches, wodurch leider der Fischverzehr in Deutschland immer noch wenig heimisch ist. Der Fisch ist nicht nur fett- und eiweißreich, sondern enthält vor allem wichtige Vitamine und Nährsalze, so daß er anderem Fleisch durchaus gleichwertig ist.

*

Die ursprüngliche Heimat des Kaninchens ist der Südwesten Europas, vor allem Spanien, was zu deutsch „Kaninchenland" bedeutet. Die ersten zahmen Kaninchen kamen nach Deutschland, wo es damals Wildkaninchen nicht gab, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Wir kennen heute etwa fünfzig Kaninchenrassen. Lk.

Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus

Wer diese Plaggeister nur vom Hörensagen kennt, kann froh sein! Wer sie aber aus eigener Erfahrung kennt, wird sich freuen, ein altbewährtes Mittel zu wissen, das schon vielen tausenden von Leidenden geholfen hat.

Ich empfehle Ihnen solch eine erprobtes Mittel und Sie sollen es selbst verluchen, ohne daß es Sie etwas kostet; aber ehe ich Ihnen mehr sage, lesen Sie die folgenden Briefe:

Geislingen über Bopfingen (Württbg.), d. 12. Januar 1936.

Ich kann Ihnen zu meiner größten Freude mitteilen, daß Ihre Gichtosint-Tabletten sehr gute Wirkung hatten. Ich litt bereits ein ganzes Jahr an Gicht, hab' oft keine Hand und Fuß mehr rühren können und alles half nichts. Bin 66 Jahre alt und bereits die erste Sendung Gichtosint brachte mir gleich Linderung. Sage Ihnen meinen besten Dank und werde Sie jedem Leidensgefährten empfehlen.

Wwe. Marg. Singvogel.

Bln.-Niederschönhausen. Zollbrückerstr. 5, den 9. 1. 1936.

Ich kann Ihnen heute freudig mitteilen, daß mir Ihre Gichtosint-Tabletten schon bei der ersten Sendung, trotz meiner 71 Jahre, gut geholfen haben. Die zweite Sendung habe ich als Nachkur verwendet und bin jetzt vollkommen ohne Schmerzen. Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank, auch werde ich allen Freunden und Verwandten Gichtosint empfehlen.

Karl Tillack, Rentner.

Langenhagen üb. Eutin, den 18. 1. 1936.

Gebe Ihnen Nachricht, daß ich von meinen Schmerzen, die ich seit drei Monaten in Knie- und Schultergelenken hatte, nach dem Gebrauch von ca. 160 Gichtosint-Tabletten vollständig befreit bin. Ich sage Ihnen meinen besten Dank.

Hermann Grabert, Bauer.

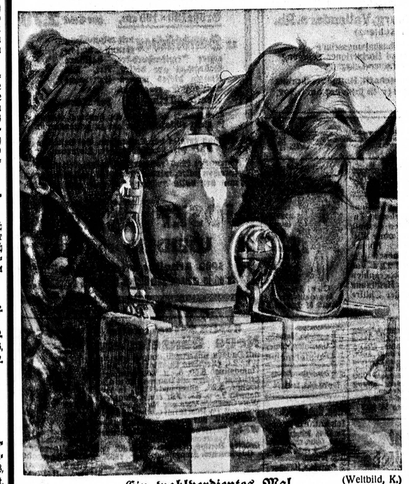
Solche Briefe besitze ich über 17 000 (notariell beglaubigt) und nun hören Sie weiter:

Gicht und Rheumatismus können von innen heraus kuriert werden durch Entgiftung des Blutes. Dieses ist verunreinigt durch zurückgebliebene Harnsäure und diese müssen heraus.

Zur Beseitigung der Harnsäure dient das Gichtosint. Sie können kostenlos und portofrei eine Probe Gichtosint mit weiteren Aufklärungen und genauer Gebrauchsanweisung erhalten, wenn Sie Ihre Adresse senden an: Max Duhn, Abt. Gichtosint, Berlin SW 617, Friedrichstraße 19.

Zu haben in allen Apotheken.

Ein wohlverdientes Mal



(Weltbild, K.)

Wochenende in Afrika

Kleine Scherze mit großen Namen

Eine Scherzfrage ging vor Jahren im Lande um: was der Unterschied sei zwischen dem Siebziger Kriege und dem Weltkriege?

Die Antwort lautete: „Anno Siebzig hatten wir Bismarcken' und im Weltkriege Brotmarken'."

Dieser kleine Scherz ist ein prächtiges Beispiel dafür, wie das Volk gern mit Namen jongliert und dabei nette und geistreiche Wortspiele prägt. Eine Musterkarte derartiger Namensscherze ist ja die berühmte Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager, die den Rheinstrom zum Weinstrom und das Deutsche Reich zum Deutschen Arm modelt und damit fröhlichen Beifall bei der rauhen Soldateska findet.

Der Alte Fritz kam einmal an der Kolonne einer Truppe vorbei, die bereits einen langen anstrengenden Marsch hinter sich hatte. Da hörte er, wie die Soldaten den Fähnrich v. Riesesel, der wohl nicht mehr recht weiter konnte, aufmunterten: „Kopf hoch, Herr Fähnrich — der heißt heute nich Riet-Esel, sondern Loof-Esel!"

Seitdem mußte der Alte Fritz jedesmal lachen, wenn er den Namen Riedesel hörte.

Gottfried Schadow, der geniale Berliner Meister und Schöpfer dieser Kunstwerke — so ist z. B. die Quadriga auf dem Brandenburger Tor sein Werk — hatte über ein halbes Jahrhundert lang die Bewunderung seiner Mitbürger ungeteilt genossen. Da ging am Himmel der Kunst ein neuer Stern auf: Daniel Rauch. Als dieser sein wundervolles Marmorbild der Königin Luise im Mausoleum zu Charlottenburg geschaffen hatte, lief in der Haupt- und Residenzstadt Berlin das Wort um: Schadow's Ruhm ist in Rauch aufgegangen.

Als dem alten Schadow das für ihn wenig schmeichelhafte Wortspiel zu Ohren kam, soll er gesagt haben: „Es ist wenigstens ein Rauch, der nicht in die Augen beißt."

Es werden jetzt etwa hundert Jahre, da verkehrte der Schriftsteller Wilhelm Häring — unter seinem Pseudonym „Willibald Alexis" ist er bekannter — viel in der Schlesinger'schen Musikalienhandlung, die in der Straße Unter den Linden lag. Herr Häring war ein sehr zuvorkommender, sehr liebenswürdiger, äußerst devoter Herr. Der alte Herr Schlesinger besaß nur ein Auge und hatte hier Kommis in seinem Geschäft, die hinter den Ladentischen bedienten. Die damaligen Berliner witzelten:

„In der Musikalienhandlung von Schlesinger, Unter den Linden, ist ein Naturwunder zu sehen: ein Hering kommt zu Neunaugen und macht Bücklinge."

Heinrich Laube leitete in Leipzig — neben seiner Tätigkeit als Direktor des Stadttheaters — auch die Zeitschrift: „Für die elegante Welt". Da Laube mit Arbeit übersättigt war, gab er diesen Posten an den Schriftsteller Kühne ab. Nun befürchtete man, daß sich die Tendenz des vornehmen Blattes ändern möchte, doch die Leipziger beruhigten:

„Es wird alles beim alten bleiben: denn, was sich der Laube nicht erkühnt hat, wird sich der Kühne nicht erlauben."

In Gießen lebte einst ein Privatdozent, ein gewisser Herr Carriere, der sich nicht gerade allgemeiner Beliebtheit erfreute, und es auch daher zu nichts brachte. Besagter Herr verlobte sich eines Tages mit der Tochter des berühmten Chemikers Justus v. Liebig und wurde nun auch etwas. Da meinte die Welt: „Carriere machte sich mißliebig, doch durch Miß Liebig machte er Carriere."

Die beiden bedeutenden Berliner Aerzte, Professor v. Leyden und Professor Liebreich waren große Stützen der medizinischen Wissenschaft. Wohl nicht ganz mit Unrecht sagte man ihnen einen gewissen Einfluß auf das preußische Kultusministerium nach. Damals tauchte nun in Berlin ein junger Arzt auf, der überraschend schnell habilitierte und auch sonst „die Treppe heraufpurzelte". Neidische Kollegen gönnten ihm das nicht und räsonnierten, woher denn das käme? Da meinte das Volk mit dem losen Mundwerk:

„Kunststück! Seine Frau ist ja auch gut zu leiden und liebreich."

Die Stadt Gotha erhielt 1866 preußische Einquartierung. Als die Quartiermacher eintrafen und ankündigten, es kämen 6000 Mann vom Korps Manteuffel, da schrien die guten Gothaer:

„Was! Eben haben wir die Bayern gehabt, und nun kommen gar 6000 Mann Teufel?"

Peter Purzelbaum.

Kann man?

Straßenhändler: „Meine Herrschaften, Sie haben hier einen Füllfederhalter, der Ihr ganzes Leben lang halten wird. Sie können ihn zusammenschrauben, Sie können ihn mit einem Hammer bearbeiten, Sie können ihn ins Wasser legen, Sie können ihn auf die Erde werfen . . ."

Stimme aus dem Publikum: „Kann man ihn auch zum Schreiben benutzen?"

Kleiner, kluger Soldat

„Peter, schon wiederholt hast du deinen Federkasten mitzubringen vergessen; wie wirdest du einen Soldaten nennen, der ohne Gewehr in den Krieg zieht?"

„Einen Offizier, Herr Lehrer!"

All' gleich

„Ja", sagt die älteste Tochter, die eben dem Institut entwachsen ist, zum Vater, „Julius wird dir sicher gefallen, er ist ein fabelhafter Mensch!"

Der Vater horcht interessiert und fragt: „Hat er Geld?"

„Ach Vater", antwortet das Mädchen, „ihr Männer seid doch alle gleich komisch! Julius hat mich das gleiche von dir gefragt!" (.Neue FZ")

Die „Blitzableiter"

Der Architekt nimmt den Auftrag für den Hausbau entgegen. „Wünschen Sie", fragt er, „Dreh- oder Schiebetüren?"

„Nein", sagt der Hausherr, „bloß nicht so 'ne alberne Dinger, die man nicht zuknallen kann, wenn man wütend ist." (.Neue FZ")

Warum nicht!

Kurtchen: „Mutti, was ist hier in den Gläsern?"

„Da habe ich Erdbeeren eingeweckt."

Kurtchen: „Ach bitte, Mutti, wecke doch mal ein Glas auf!"

Draht am Ende

„Solche Straßenbahn ist doch als Verkehrsmittel ziemlich unpraktisch. Wenn der Draht zu Ende ist, kann sie nicht mehr weiter."

„Mensch, det jeht uns doch alle so!"

Deshalb

„Was, Sie trinken Bier, und dabei waren Sie doch bis jetzt im Verband der Antialkoholiker?!"

„Ja, das stimmt, aber ich konnte den Beitrag nicht mehr aufbringen!"

„Zur Gesundheit!"

Günther studierte die medizinische Wochenschrift.

Er schüttelte erstaunt sein Haupt:

„Jetzt haben sie sogar flüssiges Chlor erfunden, Frau!"

Die Frau schimpfte:

„Na, wenn ihr Männer nur wieder etwas Neues zum Trinken habt!"

Im Opernhaus

„Wünschen Sie vielleicht ein Textbuch, mein Herr?"

„Was steht 'n da drin?"

„Da stehen die sämtlichen Texte drin, die in der Oper gesungen werden!"

„Wassenich saachn! . . . Das is ja großartich — da kann ich ja mitsingn . . .!"

Lange Predigt

Der Pfarrer stand auf der Kanzel.

Dodidel kam in die Kirche.

„Predigt der Pfarrer schon lange?"

Der Bauer nickte: „Ja mei — fast zwanzig Jahre dürften es schon sein —"

Sagte Dodidel: „Na, da muß er ja bald fertig sein!"

Kaffee, ganz naturrein

Feydeau, der berühmte französische Schriftsteller, verbrachte seine Ferien auf dem Lande. Eines Tages trat er in eine Dorfschenke, setzte sich und fragte die Wirtin: „Haben Sie Zichorie?"

Eifrig bejahte die dicke Madame.

Wieviel?

„Dreißig Pakete!"

„Schön. Bringen Sie die dreißig Pakete hierher!"

Keuchend brachte die Wirtin dreißig Pakete Zichorie und setzte sie auf den Tisch des Gastes.

„So", bemerkte nun trocken Feydeau, „jetzt können Sie mir eine Tasse Bohnenkaffee kochen."

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Das echte, gute **Loden** ab Mk. 3.– und alle Herren- u. Damenstoffe erstklassig u. in wundervoller Auswahl wirkl. preiswert! Muster franco hin u. zurück, erbitte Angabe d. Gewünscht. **Tuch Kaufmann** München 101, Reichenbachstr. 3

Hastreiter's Kräuterkuren ersetzen **Kropf** u. **Basedow** Tee zum Trinken und Umschläge Unschädl. u. giftfrei, Tausende von Erfolgsberichten. Verlangen Sie kostenlos Broschüre Nr. **Friedr. Hastreiter** Partling bei München

Graue Haare verschwinden i. einfachen Mittel. Auskunft durch Frau A. Müller, München 6 Alpenrosenstr. 2 25 Pf

Gute Musik Klangvoll Tonreich Weltbekannte HANDHARMONIKAS Katalog fr. von Musik-Spezialfirma HEROLD & CO. Klingenthal Sa. Nr. 15 Für andere Instrumente Sonderliste anfordern

Schlank endlich sicher im Gesicht, Prämiiert mit goldener Medaille Broschüre kostenlos durch Elch-Kosmetik-Gesellschaft

Hauswirtschaftliche Mädchenbildungsanstalt
Kloster Marienburg, Vallendar a. Rh. (bei Koblenz)
Frauen- und Haushaltungsschule
Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnen-Lehrgang
Kinderpflegerinnen-Lehrgang
Beginn eines hauswirtschaftl. Halbjahreskursus f. gereift. Schülerinnen (v. 18 Jahr. an) am 1. Nov.

2 Pf. kost. jede Marke, welche Sie ohne Extrahemetzwang aus mein. Einhelte-Auswahlen entn. können. – Probe!!! Anf. Standesangabe. Max Hörbst, Markneuk., Kontobuch 38/735

Heiraten
Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Einzehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Kuckucksuhr 25 cm hoch nur 1½ Std. aufziehend, Werkgewerk, modern Schnitzerei, Garantie **nur 3.40** Nachnahme, Katalog frei, auch über Wand- und Taschenuhren. **Carl Joos** Schwarzwald-Uhren Schonach 87 (Schwarzw.)

Frl., 29 J., vollbl., sehr häusl., sucht kath. **Lebenskameraden** in sich. Position Geld für Kunstreuer vorh. Off. unt. Nr. 7/1148 „Der 7. Tag" Paderborn.

Alleinstehender, Witwer, Anf. 30, Junggeselbl., möchte natl. Herrn kennen lern., zw. späterer **Heirat** Nur ernstgemeinte Zuschr. unter Nr. 7/1146 „Der 7. Tag" Paderborn.

Kathol. She dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Musterfrei! **Matratzen, Polstermöbel** Gardinen, Läufer Zahlungserleichterung Teppich-Frick, Essen 28

Hoh. Hohenerwerb Ich kaufe d. Ernte. Wer Kaninchen, Ziegen, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Gärten, usw. hat und Champignons züchtet will, verlange Auskunft. **M. Benecke, Hamburg** Heitmannstraße 12

Inserieren bringt Gewinn

Gut beraten
werden Sie durch den Anzeigenteil unserer Zeitung!

Expeditionsgebäude

Nr.		Mtr.	Pf.
10	**Schweres Stuhltuch** auch Haustuch genannt, dauerhaft u. reißfest, für strapazierfähige Bettücher usw. verwendbar. Breite 150 cm, per Meter	1.19	
11	**Kräftiges Baumwolltuch** ungebleicht, geeignet für reißfeste Bettücher und sonstige strapazierfähige Wäschestücke Breite 140 cm, per Meter	-.85	
12	**Schlafdecken** kamelhaarfarbig, feste haltbare, warme Sorte, mit hübscher Bordüre, daher vielseitig verwendbare Gebrauchsdecke dieser Art. Größe 130×190 cm, per Stück	2.70	
13	**Handtücher** mit roh-weißem Grund u. waschechter Frotteebordüre, haltbare Gebrauchsware dieser Art. Die Kanten dieses Tuches sind nicht ganz regulär eingewebt. Breite 40 cm, per Meter	-.25	

Hier handelt es sich um ein Handtuch, welches in dieser einfachen Art gut zu gebrauchen ist.

Versand erfolgt per Nachnahme. Bei Bestellungen über Mk. 20.– portofreie Lieferung.

Garantie: Was trotz der Preiswürdigkeit nicht entsprechen sollte, wird anstandslos zurückgenommen und der volle ausgelegte Betrag zurückbezahlt.

JOSEF WITT G. m. b. H. **WEIDEN-160 (OPF.)**
5000 Arbeiter und Angestellte sind in meinen sämtlichen Betrieben beschäftigt.

Reelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.– u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Mantouffel.** Gänsemästerei, Neutrebbin 96 (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Für 29.– Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.–. Katalog über Fahrräder u. Lampen frei **E. & P. Stricker, Fahrradfabrik** Brackwede-Bielefeld 565

Warmer Laschenschuh, 8 mm Rammleder, weich gepolstert! 43/46 Mk. 3.– 36/42 M. 2.95. **Fleet erschienen** ist Deutschlands größtes Schuhversandhaus! 100 Seiten Auswahl für die ganze Familie. 60 günstige Schuhangebote. Eine Postkarte bringt es Ihnen **kostenlos** **Preier Überlanddienst** Frankfurt a. M. M. K. 43

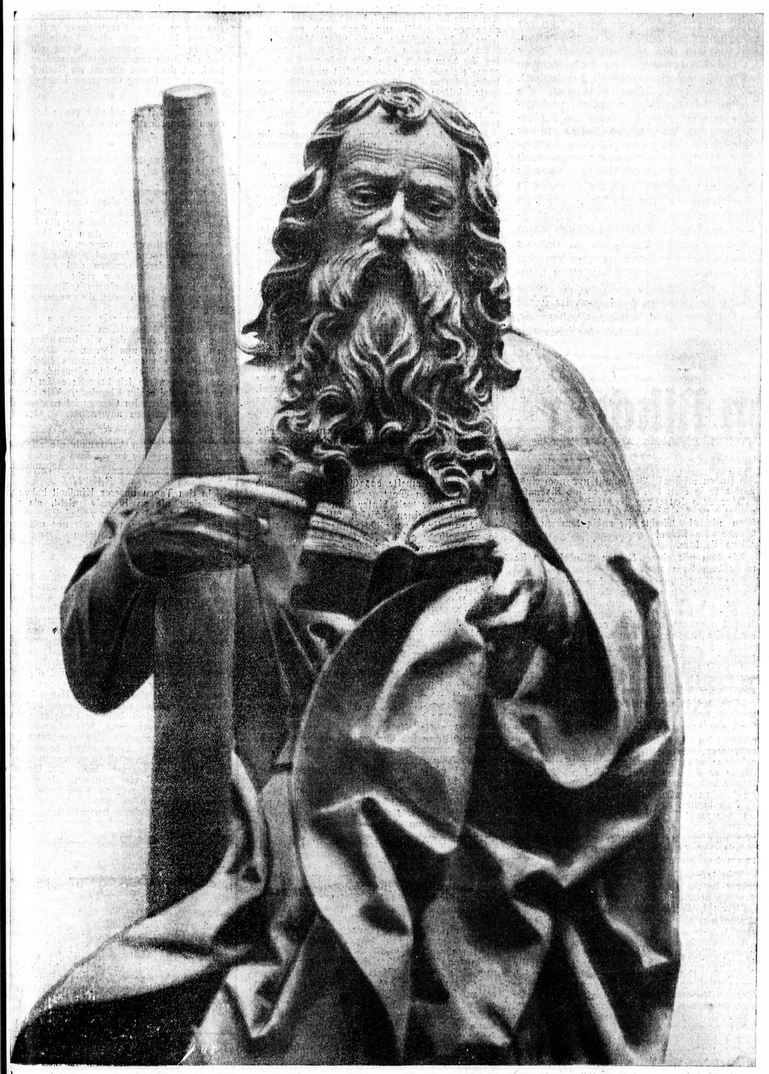
Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

5. Jahrgang – Nr. 43 Sonntag, 25. Oktober 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Apostel Andreas. Ein Werk des Meisters Veit Stoß. (Photo: Marburger Kunstgesch. Seminar.) Eigene Klischeeanfertigung

RIESEN-RAUM des Geistes

Wenn man in unserem zwanzigsten Jahrhundert jemand fragen würde: „Können Sie lesen?", würde man den so Angeredeten tödlich beleidigen wegen eines solch ungeheuerlichen Verdachts der Unkenntnis unserer Schriftzeichen, die doch jedes Kind schon in der Schule als Erstes lernt. Fragt man aber weiter: „Ja, aber warum lesen Sie denn nicht?", so begegnet einem zunächst nicht verstehendem Achselzucken, dann aber kommt die immer wiederholte und millionenmal nachgesprochene Entschuldigung: „Wann soll ich wohl lesen! Wissen Sie, wer hat denn dazu heute noch Zeit?" Eine ausgesprochene Redensart ist das geworden, gewiß, aber sie kennzeichnet doch die in unserem Jahrhundert gewachsene Entfremdung des Menschen vom Buch, und damit vom Riesenraum des menschlichen Geistes. Die Gründe zu untersuchen, die maßgebend für diese Entfremdung waren, ist hier nicht der Platz; aber daß es notwendig ist, mit allen Kräften ihr Einhalt zu tun, beweist die Tatsache, daß in jedem Jahr eine Woche eigens dafür bestimmt ist, neue Freunde dem Buche zu gewinnen, den Deutschen tiefer und dauernd zu verbinden mit der geistigen Welt seines Volkes, die sich entscheidend im Buche ausprägt. Dabei darf es nicht so sehr darauf ankommen, einzelne Gruppen zu erfassen, sondern die Gesamtheit des Volkes.

***

Die Notwendigkeit, dem Volk immer mehr das Buch zu erschließen, wird klar, wenn wir bedenken, daß das Buch nichts geringeres ist als ein Dokument des menschlichen Daseinskampfes (geistig und materiell) von Anbeginn an. Jede große Zeit der Vergangenheit hat im Buche irgendwie ihren Niederschlag gefunden, alles, was die Menschen seit jeher, gedacht, durchkämpft, versucht, was sie erreicht und verloren haben, wie sie vor allen Dingen sich selbst sahen und ihr Verhältnis zu den Dingen der Welt und der Ueberwelt, zu Gott, was sie durch die Jahrhunderte glaubten, hofften und träumten, alles lebt im Buche. Lebt nicht nur als tote Aufzeichnung, sondern in lebendiger Gestaltung, von der die Unmittelbarkeit des Erlebnisses ausstrahlt. Wer aber könnte die Gegenwart völlig erfassen, ohne die Vergangenheit zu kennen? Der Mensch stirbt, aber sein Geist lebt über die Jahrhunderte hinweg, spricht auch durch die Bücher zu uns, die wir nicht aufgehört haben, geistig zu kämpfen, das Bild des Menschen immer vollkommener und klarer in seiner geistigen wie materiellen Existenz aufzurichten in unserer Zeit. Und die in diesem Ringen führen, auch sie sprechen wiederum durch das Buch zu uns und haben ein Recht darauf, von allen Volksgenossen beachtet zu werden. Gewiß, wir haben durch die gesteigerten Möglichkeiten unseres modernen Verkehrs, durch Presse, Rundfunk, Film oft Gelegenheit den großen Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern unmittel-

„Es hat die Dichter noch niemand von dem Gesetz losgesprochen, daß die Dichtung zu dienen habe. – Aber dieses ist der göttliche Segen: daß jeder Mann die verzweifelten Augen aufheben kann zu den Bildern, die der Dichter aufrichtet über dem Chaos der Welt. Nach seinem Namen soll niemand fragen, denn er ist nichts als ein Stellvertreter, aber nach seinem Werk soll man fragen, weil es Gottes ist." *Ernst Wiechert*

bar zu begegnen, aber man darf nicht sagen, unmittelbarer als durch das Buch. Das wäre eine Täuschung, indem wir glauben, was wir mit dem Auge sähen, brauchten wir weniger seelisch zu erfassen. Aber gerade darauf kommt es ja an. Die Lektüre des Buches — welcher Art es auch sei — ist eine Auseinandersetzung mit dem eigenen geistigen Vorrat. Jede fruchtbare Auseinandersetzung aber — sofern es sich um ein gutes Buch handelt, und allein das ist wertvoll, wird die Auseinandersetzung immer fruchtbar sein — bedeutet eine Bereicherung des inneren Menschen, eine Stärkung seines geistigen Einsatzes. Und welche Zeit und welches Volk benötigt diesen mehr als das deutsche, heute, da der Sieg über die große Macht der Vernichtung, den Bolschewismus, eine Frage vor allem des geistigen Einsatzes eines jeden Einzelnen ist!

***

Auf das gute Buch kommt es an. Ja, aber woran wird man es erkennen in der ungeheuren Vielzahl der „Bände", die jedes Jahr ihren Weg in die Oeffentlichkeit machen. Nichts ist leichter, als das schlechte Buch, das nicht führen, sondern verführen will, zu entlarven, sofern der Leser sich die Lauterkeit des Herzens und der Gesinnung bewahrt hat. Der alte Goethe hat auch darin recht: er schreibt einmal, mit den Büchern sei es so wie mit Bekanntschaften: man wird sich mit jeder Art für eine Weile und ganz oberflächlich unterhalten, aber dauernde und wertvolle Verbindenheit wächst aus tiefem Kennenlernen, wobei es gar nicht notwendig ist, daß gleich alle Meinungen und Anschauungen völlig übereinstimmen. Gerade aus dem ehrlichen Vergleich wird das Gute und Vorteilhafte vorspringen wie der Funke, wenn die Steine aufeinanderschlagen. Das Gute für sich gewinnen, ist aber schlechthin der Sinn unseres Lebens.

***

Und wer schließlich möchte die schönen und erhebenden Stunden missen, die ihm das Buch im Leben je beschert hat! Angefangen von dem großen Buche mit dem bunten Umschlag und den phantastischen Bildern, aus dem die Mutter uns Kindern vorlas, wenn draußen der Winter kam, das Holz im Ofen prasselte und ein wilder Novembersturm sich die Stirn an der Hauswand einrannte. Und auch jenes andere werden wir nicht vergessen, durch das uns Gott begegnete, das uns stumm machte vor Ehrfurcht und uns die Tapferkeit zum Guten eingab. Und dann die vielen anderen Bücher, an denen unsere Jungenherzen hingen (ganz zu schweigen von denen, die wir offen unter der Schulbank liegen hatten, um aus ihm den nicht gelernten, aber für die Klassenarbeit so notwendigen letzten Schluß der Weisheit zu stehlen). Bis dann den reifen Menschen die Bücher der Dichtung erhoben, und andere erschütterten, in denen das Schicksal unseres Volkes, die Größe seiner Geschichte und seiner Sendung aufgezeichnet stand. Jedem ist ja das Buch irgendwie zum unvergeßlichen Erlebnis geworden, irgendwie wird sich jeder ja des Buches dankbar erinnern. Möchten wir darum also erneut zu ihm zurückfinden, möchten wir ihm wiederum neue Liebe entgegenbringen, wir werden es ja nicht aus der Hand legen, ohne daß es uns reicher gemacht hat. Wer hätte nicht eine Stunde Muße für seine Freunde! Und das gute Buch ist unser Freund, unser unterhaltsamer, lehrender, ermahnender, tröstender, aufrichtender Freund. L.

Liebesbrief an Rikchen

Erzählung von Josef Kamp

Es fing erst ganz harmlos an. Und zwar fing es damit an, daß dem Windmüller Dorn die Frau gestorben war. Gewiß ein trauriger Fall, und den Windmüller nahm es auch hart mit. — Aber nach einem Jahre, als die Trauer um war, fingen die Leute an stochern an. Es müsse wieder eine Frau ins Haus, meinten sie, denn so könne das nicht bleiben. Ihre Ratschläge galten jedoch nicht dem alten Dorn, nein, sie meinten den Michel, den Jungen, der bei seinem Vater in der Mühle war.

Michel lachte darüber. Heiraten? sagte er, ja gewiß; aber da nun ja doch unbedingt die Weiber dabei im Spiele sein müssen — also darum lieber nicht. Es war dem Michel gar nicht so ernst damit, was er da sagte, und es war bisher auch noch keinem aufgefallen, daß er ein Weiberfeind war, aber da er es immer wieder behauptete, so glaubte es am Ende dieser oder jener, und so galt der Michel schließlich wirklich als ein Weiberfeind. Dem Michel war das wurst, denn es war wirklich keine weit im Umkreis, die ihm näher am Herzen lag. Höchstens eine, die Blonde vom Moor, hätte ihm gefährlich werden können. Die aber bekam er nur selten zu sehen, und Michel fühlte sich sicher.

Dem alten Michel war es gar nicht recht, daß sein Michel so ein ausgesprochener Weiberfeind war. Er hätte gern gesehen, daß eine junge Frau ins Haus gekommen wäre.

Als der Michel am Sonntag nach Hause kam, sah sein Vater griesgrämig hinter dem kalten Ofen.

„Wat hast denn, Vater?" fragte er neugierig, „fitzelt da ja, als sei dir 'ne Laus über de Leber gekrochen!"

„Ach, et ist'n Elend", fing der Alte zu jammern an. „Die Trina is auf und davon. Ich hab se etwas anschandudelt, weil se alles hinter sich liegen ließ, und gleich hat se ihre Brocken gepackt. Da sitzen wir nun wieder alleine!"

Michel lachte darüber wea. „Wenn's anders nur is", sagte er, „gibt Weiber genua, da nehmen wir halt 'ne Neue!"

„Ja, so big du", knurrte der Alte, „aber ich hab de Weiberwirtschaft auf diese Weise satt!" Und dabei sah er scheel auf Michel. Michel aber hörte nichts, und Dorn ging auf die Suche nach Erfah.

Am dritten Tage kam er nach Hause und sagte: „Ich hab 'ne Neue aufgetan."

„Na also! Alles geht vorüber!" sagte Michel munter zur Antwort. Es war natürlich, daß er nicht fragte, wer die „Neue" sei, denn auf jeden Fall war's ein Weibsbild, er aber war Weiberfeind, und da fragt man nicht.

Dorn hingegen fuhr ruhig fort: „... und morgen kommt se. Sie is da hinten von's Moor. Vielleicht kennst du se auch, wir haben schon mal Kleie dahin geliefert."

Der Michel machte nach dieser Mitteilung ein etwas seltsames Gesicht. Und dann ging er schüchtern vor die Tür. Also sowat! Die Blonde vom Moor! Ausgerechnet die hatte sich finden müssen! Verdammt und noch eins! Das war ja eben die, vor der er sich fürchtete!

Aber bald hatte der Michel sich wieder beruhigt. Mochte sie kommen! Sie konnte ihm schon nichts! Mochte sie ruhig kommen, die Blonde vom Moor!

Und sie kam.

Sie kam mit einem kleinen Bündel, das sie unter dem Arm trug.

Der Michel stand eben draußen am Brunnen und schöpfte einen Eimer Wasser, da hog sie hinter der Mühle her und schritt auf das Haus zu. Als sie den Michel sah, grüßte sie. Michel aber tat, als hörte er nichts, und da schritt sie lachend ins Haus. —

„Mit dem Rikchen haben wir's aber gut getroffen", meinte der alte Dorn nach einiger Zeit zu seinem Michel. „Da haben wir mal Glück gehabt. Ich wollte bloß, daß wir die recht lange behielten, was?"

„Och, dat is mir gleich", sagte Michel wegwerfend daher.

In Wirklichkeit war es ihm aber lange nicht gleich. In Wirklichkeit sah er das Rikchen recht gern. Er wollte sich das nur nicht eingestehen; als ein ausgesprochener Weiberfeind durfte er sich das nicht eingestehen. Aber er konnte doch nicht hindern, daß er immer wieder an Rikchen denken mußte, und vielleicht war es doch dumm, daß gerade die ins Haus gekommen war!

Rikchen aber tat in allem ihre Pflicht. Sie war munter und flink, aber sie sang bei der Arbeit, daß selbst dem alten Dorn das Herz warm darüber wurde.

Aber je munterer Rikchen war, um so brummiger wurde Michel, und Dorn fragte gelegentlich besorgt: „Bis du krank?"

„Krank? Wieso?" brummte Michel.

„Na, wat hast denn! Bist so schaln in letzter Zeit!"

Es bestand gar kein Zweifel mehr: um den armen Michel war es geschehen. Rikchen hatte ihn hingestreckt. Aber sobald er im Begriffe stand, sich das einzugestehen, schimpfte er sich einen Esel und schwur sich von neuem ewige Treue. Und was Rikchen betraf, so behandelte er sie von der rauhesten Seite seines Wesens, damit sie nur etwa nicht auf den Gedanken käme, er gäbe was um sie.

Dorn sagte häufig: „Wat hast du doch auf Rikchen! Immer hackst du auf ihr herum! Sie tut doch ihre Pflicht!"

„Na, es war jedem klar. Dorn sah es und wittern stierte es; der Michel hatte was gegen sie, er konnte sie nun mal nicht leiden. Und Rikchen wurde still und schüchtern. Ach, und sie trug doch selbst allmählich das Herz voller Kummer, heimlicher Pein!

Und eines Tages kam die Katastrophe. Der Michel hatte das arme Rikchen wieder einmal mit groben Worten unerhört gequält, und da brach ihre Geduld in Stücke. Am Abend sagte sie zu Dorn: „Dorn, ich kann nicht länger bleiben, ich muß zum nächsten Ersten geh'n."

Dorn fiel aus allen Wolken. „Mein Gott!" sagte er, „Rikchen, warum willst du denn gehen? Ich zahl' ja gern was drauf, wenn's der Lohn ist!"

Rikchen wurde rot, sie schlug die Augen nieder, aber sie verriet den Michel nicht. Sie sagte nur: „Es ist nicht der Lohn, Dorn, aber ich muß nach Haus, ich fürcht', der Mutter wird's allein zu viel."

O, der Michel hätte vor dem Heldenmädchen in den Staub fallen und seine Knie umklammern mögen! Und eine große Stimme mahnte in ihm: „Michel, sei ein Mann! Lach hoch die Moste fallen! Sie schont dich, da trete du auch für sie ein!"

Aber gleich war wieder die hörrische Stimme da und zwang den guten Keim nieder. Du bist und bleibst ein Weiberfeind, bohrte sie, und da blieb er starrköpfig.

Abends sah Michel in dem kleinen Kontörchen der Mühle. Er war mit sich und seinen Gedanken allein, und er kämpfte einen großen Kampf. Er hatte Rikchen zum Sterben gern, warum machte er sich da länger was vor! Aber noch einigen Jahren stelle er doch wieder fest, daß er als Mensch von Charakter nicht umfallen dürfe. Da er aber auf irgendeine Art seine Zärtlichkeiten loswerden mußte, nahm er einen Bleistift zur Hand und kritzelte seine heißen Gefühle auf einem Blatt Papier an. Es war erst ein halb lyrischer Gedanke, der ihn dazu trieb, aber bald drängte sich seine ganze tiefgehütete Liebesfestigkeit ungestüm ans Licht. Als er sich alles vom Herzen geschrieben hatte, faltete er den Bogen zusammen und ... ihn ein, und es war ihm nun, als trüge er ein großes, glückliches Geheimnis mit sich herum.

Als Rikchen am andern Morgen aber im Kontörchen den Tisch aufräumte, kam unter einem Kohlenspieß ein Blatt hervor, das erste, das sie in solcher Stellung eine Liebe Schrift, die sich offensichtlich ohne Wissen des Verfassers durchgewandt hatte. Rikchen wollte den Bogen achtlos fortfegen, plötzlich aber stutzte sie, denn der eigene Name fiel ihr in die Augen. Und nun las sie: „Ach, mein liebes, kleines Rikchen, wenn ich doch sagen dürft, wie gern i' dich hab! Aber ich bin ja 'n Weiberfeind, und als Mensch von Charakter muß ich es bleiben! Und nun leide ich große Pein um dich, mein Schnuckchen mein! Nur diesem Papier darf ich es anvertrauen. Weil ich doch 'n Weiberfeind bin und als Mensch von Charakter es bleiben muß! Aber ich denke immer an dich, und am liebsten möchte ..."

Was der Michel am liebsten möchte, wurde von Rikchen nicht mehr verraten, weil hier die Zeilen über den Bogen weg und verloren gegangen waren. Aber auch das Fragment genügte, um dem mißachteten Rikchen die Binde von den Augen zu reißen. O, der liebe, verrückte Michel! Und nun war doch alles vorbei, sie hatte gekündigt, und in einigen Tagen ging sie fort! O, du lieber, verrückter, unausstehlicher Michel!

Und am Dienstag war dann der Erste. Rikchen hatte weinend ihr Bündel geschnürt. Dorn sagte: „Michel, du kommst mit'n Mehlwagen doch da herunter, da kann Rikchen mitfahren."

Und bald rumpelte das Gefährt davon, und keiner sagte ein Wort.

Als sie aber weit hinter dem Dorfe waren, warf Michel einen schiefen Blick zur Seite, und dann fing er vorsichtig an: „Na, ich weiß ja, weshalb de gehst. Ich bin grob gegen dich gewesen, aber mußt es nich so krumm nehmen. Ich bin nu mal 'n Weiberfeind."

Nun bekam Rikchen doch ihre Keckheit wieder. So ein Versteller! Und sie sagte scheinheilig: „Ja, ja, ich weiß ja wohl: 'n Weiberfeind bist. Und als Mensch von Charakter mußte dat auch bleiben."

Michel sah schief. Donner! Wie die sprechen kann! Ganz seine Gedanken! Und vorsichtig fuhr er fort: „Aber brauchst dich nicht zu ärgern; mit meiner Arbeit sind wir ganz zufrieden gewesen."

„Na, ich weiß", nickte Rikchen. Und dann erkundigte sie sich neugierig: „Weißt du, ich hab' schon oft gedacht, so 'n Weiberfeind, wie das wohl ist. Dem sind de Mädchen wohl alle wurscht, gelt?"

Michel wurde eifrig.

Aber Rikchen sah ihm angestrengt ins Gesicht und tat verwundert: „Warum wirst denn so rot? Hast 'n Husten im Halse?"

Michel nickte und hustete so gut es ging.

Und dann Rikchen wieder: „Aber Weiberfeinde tun so Weiberfeinde doch wohl, was? — Weißt, so heimliche Briefe. Meinethalben so: Mein liebes, kleines Rikchen — ich leide große Pein um dich — mein Schnuckchen mein ..."

Der Michel drehte sein Gesicht ganz steif herum. Er riß das Maul weit auf und starrte Rikchen an. Dann blieb er wie verzückt auf die Pferde ein. Es war ihm irgendwie sehr unbehaglich zumute, verdammt nochmal, gab's denn noch Hexen in der Welt?

Und nun sagte Rikchen: „Ach du, hätt' wirklich nicht gedacht, daß 'n Weiberfeind so nette Liebesbriefe schreiben könnt'."

Michel war stumm. Er verstand die Welt nicht mehr.

Da sah Rikchen ihre Heimlichkeit ans Licht und hielt ihm das Blatt unter die Nase.

Er starrte lange darauf. Schließlich begann er zu buchstabieren. „Mensch nochmal!" platzte er aus. „Sowat! Da weißt also alles?"

Rikchen aber war plötzlich still und ernst geworden. Sie sah mit weiten Augen über die Heide weg, auf der am Horizont ihre kleine Hütte schon sichtbar wurde, und über ihre flaumweichen Wangen rollten zwei dicke Tropfen.

Als der Michel das sah, warf er die Peitsche weg. „Nun ist's ja doch egal" brummte er und faßte Rikchens Hände. „Rikchen", sagte er, „wenn de 's ja nun doch weißt, also in, et is alle Schwindel mit die Weiberfeindschaft. Da hab dich zum Sterben gern — un — un wenn de denn meine Frau werden wirst ..."

Das Rikchen barg sich an ihn, und schluchzend kam es ihm entgegen: „Michel, ach du lieber, dummer Michel!"

Dann wurde es still zwischen ihnen — —

Zwei Stunden später bob Michel das Rikchen vom Wagen. Es war an der Mühle, und Dorn stand vor der Tür. Die Pfeife fiel ihm vor Verwunderung aus dem Munde. „Mann!" sagte er von einem zur anderen und war stumm.

Michel trabte sich betreten hinter den Ohren. „Ja, ja, Vatter", stotterte er. „mag's wohl sagen — also, et is — et is wat passiert ... also ja. Rikchen will nun doch bleiben, und wir heiraten bald. — Aber 'n Weiberfeind bleib' ich drum doch!"

Da lachte Dorn hell auf und führte Rikchen triumphierend ins Haus.

Die Großen sagten über Bücher und Bücherlesen

Das Buch glänzt allermeist im Aug' der Welt, das gold'ne Lehr' in gold'nen Spangen hält. Shakespeare.

*

Ein sicheres Zeichen von einem guten Buch ist, wenn es einem immer besser gefällt, je älter man wird.

Eine Regel beim Lesen ist: Die Absicht des Verfassers und den Hauptgedanken sich auf wenig Worte zu bringen und sich unter dieser Gestalt eigen zu machen. Wer so liest, ist beschäftigt und gewinnt. Es gibt eine Art von Lektüre, wobei der Geist gar nichts gewinnt und vielmehr verliert: es ist das Lesen ohne Vergleichung mit seinem eigenen Vorrat und ohne Vereinigung mit seinem Meinungssystem. Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, ist denn das allemal im Buche?
Georg Christoph Lichtenberg.

*

Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebessert oder verdorben.
Herder.

*

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir hochvergnügt, wenn wir im allgemeinen Uebereinstimmung finden, wenn wir uns an irgendeiner Hauptseite unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntschaft treten alsdann erst die Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht wie etwa in der Jugend geschieht, sogleich zurückschaudere, sondern daß man gerade das Uebereinstimmende recht festhalte und sich über die Differenzen vollkommen aufklähre, ohne sich deshalb vereinigen zu wollen.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurteilen können, müßte von uns lernen. — Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil solange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im Ganzen ist es ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar. Goethe.

*

Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft lesen.
Schopenhauer.

*

In den Tagen unserer Kindheit haben wir vielleicht nie so intensiv gelebt, als wenn wir glaubten, das Leben vorbeigleiten zu lassen, nämlich dann, wenn wir uns mit einem geliebten Buche beschäftigten. Dann schien uns alles Andere, was das Leben der anderen ausfüllte und was uns nur ablenkte, als ein gemeines Hindernis für ein göttliches Vergnügen. Ob es nun das Spiel war, zu dem der Freund uns abholen wollte — mitten in der spannendsten Stelle, oder ob es die Biene war oder der lästige Sonnenstrahl, die uns zwangen, die Augen von der Seite des Buches aufzuheben oder gar den Platz zu wechseln, ob es das Vesperbrot war, das man uns mitgegeben hatte und das wir achtlos neben uns auf der Bank liegen ließen, während am blauen Himmel die Sonne immer tiefer sank, oder ob es das Mittagessen war, zu dem wir nach Hause kommen mußten und bei dem wir immer nur dachten, es möge doch bald zu Ende sein, damit wir das angefangene Kapitel weiterlesen könnten. Alles dies, das wir damals vor lauter Leseeifer kaum sehen konnten, ist ruht jetzt im Gegenteil so schwer und so bezaubernd in unserem Gedächtnis, für unser heutiges Urteil viel kostbarer als das, was wir damals mit solchem Eifer lasen, das es uns heute noch oft geschieht, daß wir in diesen alten Büchern herumblättern, die wir gleichsam als Kalender längst vergangener Tage aufbewahrt haben, mit der stillen Hoffnung, wir möchten auf ihren Seiten einen Widerschein finden von den Wohnungen und den Teichen unserer Kindheit, die es in Wirklichkeit gar nicht mehr gibt.
Marcel Proust.

*

Die großen Persönlichkeiten aller Zeiten und aller Völker sind die lautersten Söhne ihres Landes, die eigenartigsten Bekenner unserer Muttersprache. Sie sind die eindringlichsten Verkörperungen des geistigen Elementes, sowie es im Wandel der Entwicklung in dem oder jenem Lande, in der oder jener Zeit sich gestalten mußte, aus der großen Sehnsucht, der tiefen Notwendigkeit des ganzen Volkes heraus. Hanns Johst.

Sturmflut an den deutschen Küsten

Der starke Nordweststurm, der über der Nordsee tobt, hat gewaltige Wassermassen in die Elbe hineingedrückt, so daß die Straßen in der Nähe des Hamburger Hafens überflutet sind. Nur mit Booten kann der Verkehr aufrechterhalten werden. (Weltbild K.)

Die Eröffnung der deutschen Weinstraße

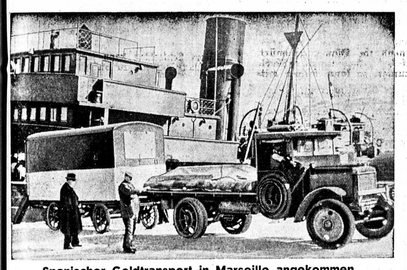
Nach der Fahrt über die deutsche Weinstraße erfolgte in Schweigen die Einweihung des Weintores. Ueberall bildeten die festlich gekleideten Bewohner Spalier und bereiteten den zahlreich erschienenen Gästen einen frohen Empfang. (Weltbild, K.)

Die Meisterschaft der Zeitungsfahrer

Zum 10. Male wurde die Meisterschaft der Zeitungsfahrer ausgetragen, die dieses Mal durch das Häusermeer Berlins ging. Mit klarem Vorsprung geht hier der Sieger in der Hauptklasse Erich Golz, freudestrahlend durchs Ziel. (Schirner, K.)

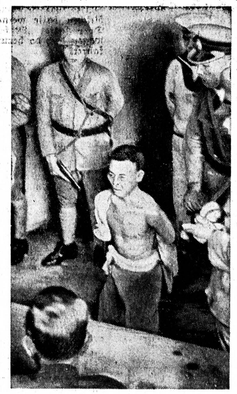
500 deutsche Volksgenossen in Rom

Die 500 deutschen Volksgenossen, die zur Zeit zu einem mehrtägigen Besuch in der italienischen Hauptstadt weilen, legten am Grabe des Unbekannten Soldaten zu Ehren der Gefallenen des Weltkrieges einen Kranz nieder. (Scherl Bilderdienst, K.)



Spanischer Goldtransport in Marseille angekommen

Der spanische Dampfer „Tra Montana" langte von Cartagena mit 250 Kisten Gold im Werte von 400 Millionen Franken in Marseille an. Dieses Gold wird von der roten Regierung bei der Marseiller Filiale der Bank von Frankreich untergebracht. (Weltbild, K.)



Die Vernehmung des chinesischen Attentäters

Die politische Lage im Fernen Osten hat sich nach dem kürzlichen Zwischenfall, bei dem ein Soldat der japanischen Landungstruppen getötet und zwei weitere verwundet worden waren, zu einer verschärften Spannung gesteigert. Unser Bild zeigt die Vernehmung des angeblichen Täters im Hauptquartier der japanischen Landungstruppen in Shanghai. Ein britischer Polizist hat ihn festgenommen. (Weltbild, K.)

Die Hetzer

Links: Pedro Rico Alcaide, der Bürgermeister von Madrid bei einer Ansprache an die in die Schützengräben vor die Stadt ziehenden Truppen. Seinem Körperformat nach zu urteilen, scheint er noch nicht so viel von dem Krieg verspürt zu haben, wie die „Genossen" aus den Arbeiterkreisen, die er in den Tod hetzt. Rechts: Die spanische Kommunistin La Passionaria, die aus gleicher Veranlassung zu den Truppen spricht und die Soldaten auffordert, Madrid gegen Francos Truppen zu schützen. Sie wurde bei dieser Gelegenheit zur Ehrenkommandantin des V. Regimentnts ernannt. (Associated Preß, K.)

Addis Abeba feiert

Der Jahrestag des Kriegsausbruches zwischen Italien und Abessinien wurde in Addis Abeba unter großer Beteiligung der eingeborenen Bevölkerung und im Beisein des italienischen Vizekönigs Graziani festlich begangen. Hier begibt sich der Vizekönig mit dem Abuna, dem höchsten Würdenträger der koptischen Kirche, zu den Feierlichkeiten. (Weltbild, K.)

Das Ende des letzten roten U-Boots

Diese ungewöhnliche Aufnahme gelang unserem Photographen an der spanischen Küste. Sie zeigt die Versenkung des letzten Unterseebootes der roten spanischen Flotte durch das nationale Kriegsschiff „Valasco" auf der Höhe von Ferrol (Nordküste). Das Bild ist wenige Augenblicke nach der Beschießung des U-Bootes „B.6" vom Kriegsschiff „Valasco" aus aufgenommen. Das Boot sieht nur noch mit dem Bug über das Wasser, während sich die Besatzung schwimmend in Sicherheit bringt. Ein Rettungsboot der „Valasco" konnte sie bergen. (Weltbild, K.)

Der Seydlitz-Dragoner

Eine Reitergeschichte von Rudolf Kiepke

„Halt! Wer da?" Im Abenddämmern sagt die Gestalt des Wachtpostens in drohenden Umrissen. „Losung und Feldgeschrei!"

„Gloria! Der Ruhm Preußens!" entgegnete der Fremde.

„Passieren!"

Ein Wachtmeister der Dragoner hat dem General Seydlitz gemeldet, ein Schurke von Bettler und Vagelagerer wolle den Herrn General höchstpersönlich sprechen, er warte draußen vor dem Zelte.

„Soll er hereinkommen, wenn er Wichtiges zu melden hat?" Der Rauch einer Tonpfeife umweht um den mit einem Stern versehenen riesigen Dreimaster, der auf dem Tische liegt. Eine hohe Gestalt im gelbweißen Waffenrock verschränkt die Arme über die Tischplatte. Durch die Leinwand des Zeltes dringt es fiekt aus den Saalewiesen heraus.

Da tritt durch die Zeltlür der Fremde. Er wünscht dem General einen guten Abend. Der überhört den Gruß und mustert mit einem raschen Blick den Ankömmling. „Sieht nicht aus wie ein Schurke", denkt er, obwohl ihm seine abgerissene Kleidung nicht entgangen ist.

„Was will er?" fragt schroff und hart die Stimme des Generals.

„Bei der Reiterei in Dienst treten."

„Da hört er mich am Abend? Kerl, sehr' er sich zum Teufel; Anstellungstermin ist bei uns jeder Unteroffizier. Kehrt marsch!"

Aber der Fremde bleibt und weiß mit so viel Anstand zu sprechen, daß der hohe Offizier ihn anfährt: „Wer ist er denn? Was treibt er, Dienst zu nehmen? Was will er gewinnen?"

Das Gesicht des anderen verzieht sich. „Gewinnen? Nichts, mein General. Nur verlieren mein bettelarmes Leben!"

Ein verächtlicher, aber nicht teilnahmsloser Blick aus stahlhartem Soldatengesicht trifft ihn, als er fortfährt: „Versuchen Sie es mit mir, Herr General, steckt doch mancher in der Armee, dessen Platz einzunehmen ich wohl würdig bin!"

„Es steht eine Schlacht bevor, kann er mit der Waffe umgehen?"

So gut wie jeder Ihrer Dragoner. Ich führe den Degen auf Stoß und Hieb, treffe einen Punkt mit der Pistole, kein Pferd ist mir zu wild. Wer ich bin? Was mich treibt Soldat zu werden? Mein General, erlassen Sie diese Frage einem Unglücklichen, der alles verlor, nur die Ehre nicht!"

„Schwärmer", denkt der und faßt kaut: „Es sei! Melde er sich beim Rittmeister und komme er nach drei Tagen wieder zu mir." So wurde jener Unbekannte an einem Herbstabend des Jahres 1767, als Friedrich II. seine geringen Streitkräfte an der Saale gegen die Franzosen zusammenzog, Soldat im Reiterkorps des Generals Seydlitz. Als er nach drei Tagen sich dem Oberstkommandierenden zeigte, mußte dieser feststellen, daß der aufdringliche Fremde sich stattlich in der Reiteruniform ausmache. Seydlitz, der keinen unbedeutenden Menschen hinter dem jungen Manne vermutete und an dem Ausdruck seines Gesichtes, an seinem Benehmen und der Haltung dessen gute Herkunft festzustellen glaubte, wünschte ihn auf die Probe zu stellen.

Es war am Vortage der Schlacht bei Rosbach. Der General hatte die Truppe besichtigt, deren prächtige Haltung seine Stimmung nur erhöhen konnte. „Komm er, weil er mit mir um die Wette!" forderte Seydlitz den jungen Soldaten auf. Ein kurzer Anruf, und der Unbekannte flog an der Seite des kühnsten Reiters der Armee dahin, ohne im Sattel zu wanken. Nur einige Schritte hinter seinem Führer erreichte er das Ziel.

„Er ist ein Dragoner nach meinem Sinne", sprach Seydlitz und betrachtete ihn mit Wohlgefallen. „Er wird nicht zurückbleiben, wenn's gilt. Nur eines sage ich ihm, die betrübte Visage lege er mir ab. Das paßt nicht zu einem Kriegsmann, der muß anders drein sehen! Und was ich ihm noch sagen wollte was hat er denn erlebt, daß er sein junges Leben so mir nichts, dir nichts in die Schanze schlagen will? Er ist doch sonst kein Feigling!"

Die beiden Reiter waren abgesessen. Stumm und verbissen sah der Junge vor sich hin. Dann begann er stockend: „Der Glaube an einen Menschen ist etwas Großes, mein General, eine bittere Enttäuschung darin macht das Leben oft schal und leer.

„Ist es wegen eines Mädchens?"

„Um nächsten Frühjahr wollte ich sie als Gattin heimführen."

„Ach was, Weibergeschichten!" braust der General auf. „Erzähl er sie seiner Großmutter! Will er deshalb das Maul hängen lassen? Wer hat sie ihm ausgespannt?"

„Schon vor dem Abschluß meiner Studien lebte sie einige Monate auf dem Gute meines Vaters. Dort fanden sie sich. Dann wurde aus der Besucherin die Gutsherrin. Mein Vater trat mit ihr vor den Altar."

„Bitter, wirklich bitter, mein Junge, schlimm wenn der Alte den Kindern Haus und Heimat nimmt", meinte nachdenklich Seydlitz. „Aber er soll sich deshalb nicht die Kurage abkaufen lassen, kann er an die beiden nicht mehr glauben, glaube er an sich selbst. Er ist der Kerl dafür, dem man bald zum Offiziersdegen gratulieren kann. So wird er aus seinem Leben noch etwas Rechtes machen. Fall er ihm nur immer mächtig in die Parade, und halte er sich an mich. Hat er den Weg zu mir gefunden, soll er ihn nicht umsonst gegangen sein. — Oder hat er kein Vertrauen zu mir? Leb' er wohl! —"

In des Generals Gesicht zuckt kein Nerv, kurt liegen die Lippen. Hastig greift die Hand über den Pferdehals, ein Aufstemmen in den Bügeln, und auf das Dorf Reinhardswerben zu verklingt der Hufschlag seines Pferdes.

Der andere starrt ihm nach, greift sich an den Kopf und weiß nicht, träumt er, oder ist er wach. Vertrauen — Vertrauen? Hat er das Wort nicht aus seinem Leben gestrichen? Soll eine neue Gegenwart aufsteigen vor der Vergangenheit? Kann noch ein frischer Wind die Nebel um ihn her zerreißen? Er sieht an sich herunter. Der dampfende Gaul leibt den Kopf leise an seiner Schulter. Leben! Sollte es noch einmal auch für ihn lebenswert sein? Hat er den Weg zu mir gefunden, soll der Weg nicht umsonst gewesen sein. — Oder hat er kein Vertrauen zu mir?" Da straft sich die Gestalt, fester halten die Fäuste die Zügel: „Ich will es Ihnen danken, mein General!"

Bautzen: Scharfenberg
Max Kühnel, Deike-M.

Wenn die Jagd aufgeht

Von Johannes Schmid

Mit freundlicher Erlaubnis des Dichters bringen wir eine Episode aus seinem bei Manz in München erscheinenden Roman „Der Wirt vom Roßgarten" zum Abdruck. Johannes Schmid hat durch seinen Roman „Kinkinka" und manche seine Erzählung seine dichterische Gestaltungskraft bewiesen und weiß sie in einer heute seltenen Gemessenheit des Schaffens zu bewahren und zu steigern.

*

Man war vor dem ersten Wald angekommen. Die Hunde schnüffelten im Gras und zogen an den Leinen, schauten wieder die Jäger an und rissen. Der Kätsleheck schnupperte in die Luft und rief dann dem Allgaier zu: „Wir treiben am besten vom Steckberg hinten 's Täle rauf und dann übers Grat runter, dann müssen die Reh beim mittleren Berg rauskreten!"

„Weiß schon, weiß schon!" lat der Allgaier und verteilte die Schützen. Den Stapfer nahm er mit sich.

Langsam stapften die Jäger ihrem Stand zu, denn die Treiber mußten erst um den ganzen Schlag herum. Nach einer Weile schlugen die Hunde kurz und freudig an. Der Kätsleheck und der Anton hatten sie losgelassen: „Such Tell! Such Waldi! Has! Has! Da! Da! Such Tell! Such Waldi!" —

Das Treiben begann und auch die Jäger standen, hielten stumm die Flinten im Arm und bissen an ihren Pfeifen und Zigarren herum.

„Bleib du bei mir, Stapfer, diesmal!" sagte der Allgaier. „Und wenn da unten der Has rauskommt, wie ich gesagt hab, reinfahren, vorfahren und schnallen lassen!"

Eine Weile war's stumm bei den beiden. Der Allgaier schnitzelte gelangweilt an einem Haselnußstecken zum Pfeifenausräumen, während der Stapfer vom Jagdfieber fast zitterte. Es war seine erste Jagd.

Plötzlich schlug fern im Tal der Tell hell an, und das dunkle Gebell der Dora begleitete ihn. Es klang wie das muntere Gelaute zweier Glocken, setzte sie und da aus und hob wieder feisch und hell an.

„Reh!" sagte Allgaier und nahm seine Flinte fester. „Die kommen scharf!"

Nach einer Zeit hörte man nichts mehr, bis es auf einmal wieder näher frisch einsetzte.

Und schon knallte es weiter unten rasch zweimal hintereinander.

„Aufgepaßt!" flüsterte der Alte erregt. „Der Polste hat gefehlt, sie kommen über's Grat!"

Aber die Jagd ging wieder zurück und ferner und seltener hörte man das Gebell. Schon ließ der Stapfer den Drilling sinken, als der Allgaier sich schnell aufrichtete.

Im selben Augenblick ging ein scharfes Gebell los vor ihnen. Die Zweige knackten. Der Boden dumpfte.

Krach! Krach!

Ein sinkender Rauch war um sie. Der Allgaier fluchte. Zwei Hunde bellten wie wild, und wie gekommen, war der Spuk verschwunden. Fern in den Hochstämmen sah der Stapfer das flammendrote Hinterteil des Setters verschwinden.

„Was war's denn?" fragte der Stapfer den Allgaier.

„Ein Hos und zwei Reh! Da soll ein Mensch schießen können! Wie aus dem Rohr geschossen! Ruckuck und über die Richtstatt weg! Gefehlt.

Aber auf einmal schlug ein Hund wieder an.

„Aufgepaßt! Aufgepaßt! Ein Has kommt!" mahnte der Allgaier.

Man hörte das Rufen der Treiber, das helle Gemecker des Kätsleheck und das Plärren des Anton:

„Brrr! Brrr! Brr tatatata Has! Has! Waldele fuch! Such! Brr! Tatata!"

Wieder preßselten die Zweige, der Stapfer hielt krampfhaft das Gewehr an die Back, suchte, suchte.

Krach! — knallte es neben ihm. — Eine durchdringende Hasenklage, wildes frendiges Gebell! Und ehe noch der Pulverdampf verschwunden war, stand ein Treiber da und trug einen Hasen her, von dem er die schnappenden Hunde mit Fußtritten abwehrte.

„So, Stapfer", der Allgaier lachte. „wenn ich auf dich hätt' warten müssen, du blinder Hess', dann wär der Has auch durch und ist jetzt dem Mittelsberg zulaufen."

Der Stapfer war verblüfft.

Daß das so schnell gehen mußte, hatte er nicht gewußt und verärgert schritt er neben Allgaier zum Wildstie, wo sich die Jäger nach dem ersten Treiben sammeln wollten.

Es waren noch zwei Hasen gefallen. Die Rehe gingen nicht raus oder waren dem Mittelberg zu. Dort sing jetzt der zweite Treib an. Und Stapfer hatte da mehr Glück. Er schoß seinen ersten Hasen.

Gegen Mittag machte man eine lange Rusepause. Schützen und Treiber saßen unter den riesigen Buchen am Riedlinger Weg und aßen und tranken. Das Fuhrwerk des Kellerbauern, das gerade vorbeikam, nahm die Strecke mit in den „Rosengarten", wo nachher das Abendessen sein sollte: zwei Rehe, fünf Hasen und einen Fuchs.

Gabeljürge in Breslau
Holzschnitt von Bodo Zimmermann

Bremser Nowak ! Von Walter Vollmer

In sich zusammengekauert hockt der Junge hinter der Bremsbergmaschine auf der kleinen Bank. Irrlichtern gleich tanzen unten im Berg die Lampen, gehen hoch, schwanken immer hin und her und verschwinden plötzlich wieder. Dumpf verworrenes Sprechen, Klopfen und Klappern dringt durch die Schwüle der Dunkelheit hoch. Bisweilen ruft eine Stimme, laut und langgezogen Widerhall beschwörend, tief und fern.

Der Junge träumt mit offenen Augen. Der ganze lange Berg unter ihm ist wie ein Sumpf um diese Zeit, in seiner Dunkelheit Spuk und weiensfremde Kräfte bergend, die gespenstisch leuchten, poltern, rufen und vergehen.

Ganz leise sickt die Preßluft im undichten Ventil, ein steter Tropfen fällt einförmig irgendwo — Schicht! Schicht! Staub rieselt fein und dünn bisweilen in den Kragen. Von fern her dringt das Getöse der Arbeit an den Schüttelrutschen wie rauschender Widerhall einer Schlacht in dieser Einsamkeit hier unter dem Hangenden, wo der Bremserinne Nowak sitzt. Wie endlich nun ganz hinten fern im Berg schwer wuchtend dumpf verworrene Schüsse brechen, klingelt zugleich der Hammerdraht und jäher Klang zerreißt die wilde Stille: Achtung! Eins — zwei — drei — —!

„Häng nach Ort vier —!

Fast erschrocken fährt der Bremserinne hoch, wirft einen prüfenden Blick über das Gestänge hinweg nach unten und drückt das Ventil — ruck — ruck —!

Das faucht und zischt jetzt wie Höllengewalten plötzlich los, hellklingender Lärm irrsinnt in der Enge hoch und lang'sam plettend, näherkommend, fallend, sich um sich selbst schlingend, rollt das blänkernde Seil.

Staub rieselt aus den Kahren. Ein Steinchen fällt. Ueberlaut heult die Maschine auf, ein abschließendes Quietschen und gereiztes Knurren — Ort vier! Lampen winken, leise klirrt wieder der dünne Signaldraht am Stoßgeleier. Hängt hoch — Ort drei!"

Argwöhnisch sieht der Bremser einen Augenblick nach oben, dreht schon wieder am Ventil und lockert mit dem Fuß die Bremse — ein zwei Steinchen fallen da auf die Rohre.

„Na —? Verflucht!! schreit der Bremser und hat eine hohe Stimme.

Der Korb rollt surrend in die Tiefe.

Da schreit aber Gewalt mit jähem Wuchten los, überschreit das stoßende Stampfen der Maschine — Schüsse gehen irgendwo zugleich — Eisen klingt auf und will brechen! O Gott — die Kappen! Langgezogen stöhnt es im ganzen Berg.

Und dann schießt ein böser, weißer Strahl empor und heult und heult. Das Preßluftrohr ist zwei geschlagen. Der kleine Nowak wird plötzlich grau im Gesicht. Noch poltert und kracht es, in dichtem Nebel krümmt sich der Bremserjunge in verzweifeltem Aufbegehren hinter Rädern und Gestänge.

„Die Bremse —! — Die Bremse —!"

In aufspringender, verbissener Wut, plötzlich überrumpelt zu sein, drückt er nun mit aller Kraft den Bremstritt hoch. Nicht nachlassen, um Gotteswillen, nicht nachlassen!

Das Hangende bricht über ihm ein!

Wie ein Blitz, wie ein Tier schießt es ihm sämmtlich durch das Hirn: Laufen! Alles lassen! Retten! Aber dann — sind die da unten — die er am Seil hängen hat — verloren — —! Ihrer sieben — acht — verloren — —!

Die Bremsen packen zu.

Das Hangende kommt! Ich oder sie?!

In rasendem Lauf schlingt hitzend feuer sprühend nun das Seil um die Achse. Flammen schießen hoch. Dampf wallt auf. Eine jämmerliche, hohe klagende Stimme schreit gellend und das Maschinenwerk kreischt böse und metallisch.

Die Bremse versagt! Hochdrücken den Tritt — hoch!

Einmal noch denkt der Junge: Gleich sind sie unten und ich — dann laufen — laufen — weg von hier — —!

Krach — hui!hh — — —!

Das Hangende!

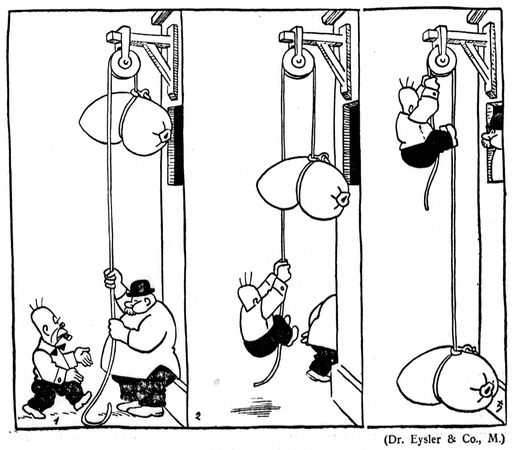
Eben twirnt der Möwpel hoch, kreischt und zerpelt — so! Nun, nun wo ist die Lampe? Eine Sekunde noch —

Sie sind unten! Nun ich —

Krach — hui!hh! — Krach — — —!

„Hilfe!!"

Da brechen im letzten Augenblick beide Stöße donnernd ein. Sie begraben alles unter sich. Auch den treuen Bremser Nowak!



(Dr. Eysler & Co., M.)

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

10

„Damned!" Einmal hielt er still, drauf und dran, den Wagen zu wenden und irgendwohin in entgegengesetzter Richtung davonzujagen.

Aber dann zwang er sich wieder. Gab volles Gas und hetzte den Rest der Strecke in höchstem Tempo.

Und schließlich erblickte er Gerda Paulini. Es war da eine kleine Häusergruppe. Billige Sommerhäuschen. Eine Grünanlage davor mit einigen weißen Bänken.

Auf einer dieser saß Gerda Paulini. Sie trug ein leichtes, blaues, sehr freundliches Sommerkleidchen und helle Schuhe. Sie war reisender denn je.

Lytton fuhr heran. Seine Augen huschten. Er blickte die Straße voraus und zurück. Er faßte jedes Fenster der Häusergruppe ins Auge. Er beobachtete jede Person, die er in seinem Gesichtsfeld fand.

Dann — fuhr er vorbei. Gemächlichen Tempos.

Gerda hatte ihn nicht erkannt. Sie hatte in den Wagen hereingeschaut und sofort wieder gleichgültig den Kopf weggewendet.

Hier droht keine Gefahr, dachte Lytton Ward aufatmend. Es sind törichte Hirngespinste, sonst nichts.

Er bremste den Wagen ab, drehte langsam um und ließ das Auto langsam auf Gerda und die weiße Bank zurollen.

„Guten Morgen!" lachte er aus dem Wagenfenster. Dann öffnete er weit die Tür.

Gerda sprang auf. Lytton sah, wie eine tiefe Blässe, einem Weißwerden gleich, über ihr Gesicht sich breitete. Wie ihr Mund vor Erregung zitterte.

„Guten — Morgen!" Es war eigentlich nur ein Gestammel, wie das Mädchen den Gruß hervorbrachte.

„Was hast du?" fragte Lytton.

Er sah Gerdas Augen wie in fragendem Entsetzen auf sich ruhen.

Wie schön sie ist! dachte er noch, ihr Bild gleichsam trinkend.

„Ich — habe nichts!" verfuchte das Mädchen lächelnd zu erwidern. „Ich habe mich so gefreut, hierher zu kommen!"

Da war es, als spränge die Unruhe dieses blassen Kindes da vor dem Autoschlage wie ein Funke auch auf Lytton Ward über.

Gefahr! Fühlte er. So deutlich, daß er zusammenzuckte.

Irgend etwas — ist nicht in Ordnung!

Er hatte gerade Gerdas Rechte zur Berührung in der seinen.

Es war ein Zufall, daß er den Kopf wandte und einen Blick nach vorwärts über die Straße warf.

Da sah er, wie zwei Männer aus einem der Häuser kamen und quer herüber zu der Straße gingen, wo sie stehen blieben.

Lytton Ward brauchte nicht den fünften Teil einer Sekunde, um zu wissen, daß diese Männer nicht von ungefähr da standen und ihn herblickten.

Was ihm brennend heiß jetzt bis zum Herzen fuhr, war höchster Alarm. Wer das wirrende Aufbegehren verzweifelter Gegenwehr.

Nicht zum erstenmal erlebte er solche Situationen. Nicht zum erstenmal verleihte er Leben und Freiheit in scheinbar hoffnungsloser Lage.

Und dann begann der Kampf.

Hinter Gerda tauchten aus einem anderen Haus niedlichen, harmlosen Sommerhäuschen noch zwei Männer auf. Zwei Männer, die geradewegs auf Lyttons Auto zusteuerten. Sie hatten beide die rechten Hände in den Hosentaschen. Es war nur allzu deutlich.

Aber auch hinter dem Wagen war die Straße nicht mehr frei. Auch dort — der Richtung! verriet es — standen zwei Posten auf der Straße — lauernd.

Was nun kam, spielte sich in Bruchteilen von Sekunden ab.

Noch lag Gerdas rechte Hand in Lyttons Faust. Er fuhrte die kalten Finger des Mädchens aufend zwischen den seinen.

Da warf sich Lytton Ward mit einem übbliehen wohlinnigen Entschluß gegen Gerda hin, faßte auch mit der linken Hand zu, bekam die Schulter des Mädchens zu fassen, während seine Rechte gleichzeitig die Pistole, die er schon hielt, wie eine Eisenklammer packte, — ein wilder Ruck — ein gellender Hilfeschrei: „Zu Hilfe!" — und der wehrlos werdende Mädchenkörper flog wie ein leichtes Bündel Kleider in den Wagen hinein, lag auf dem Sitz neben Lytton — noch hatte die Tür offen — da furrang der Wagen schon mit einem Satz los, zu voller Fahrt an — rote tanzend auf der Landstraße hin — Geschrei und Flüchen war irgendwo — Schritte Sprünge waren neben dem Wagen — ein Mann erschien auf dem Trittbrett, ein verzerrtes Gesicht, keuchender Atem, ein erhobener Revolver — aber Lytons mächtige Faust fuhr im gleichen Augenblick diesem Gesicht mitten zwischen die Augen — ein Aufschrei, und das Trittbrett war wieder leer — im Zickzack schoß das Auto weiter, dann scharf auf den einen der beiden Polizisten zuhaltend, die den Weg versperrten — auch dort starrten die erhobenen Revolverläufe — mit vollem Gas jagte Lytton geradewegs in diese hinein — peng — splitterte knisternd das Glas der Schutzscheibe vom ersten Treffer — dann war man aneinander, — der eine der Männer — er war kein Feigling, das mußte ihm der Neid lassen — schlug, vom linken Vorderrad des Waagens gepackt, auf die Straße hin, — der zweite — noch rauchte seine Waffe — wollte auf das Trittbrett springen — da traf ihn Lyttons Kugel in die Stirn — es war vorbei — die Straße war nicht mehr gesperrt, sie lag frei und menschenleer schnurgerade in der Sonne — und während Lytton die in die Unterlippe gebohrten Zähne langsam wieder aus ihrem Krampfe löste, sing der Wagen in höchster Fahrt zu jagen an.

Tempo! Tempo!

Mit der Linken das Mädchen weiter zu sich heranziehend, warf Lytton erst jetzt die Tür vollends ins Schloß, die bisher noch immer offen gestanden.

„Du regst dich nicht. Hörst du?!"

Es waren seine ersten Worte.

Gerda lag wie eine Tote. Sie hatte die Augen geschlossen und die Arme über den Kopf gebreitet.

Der Wagen jagte.

Und das war nötig. Denn schon sah Lytton im Rückspiegel, wie hinter der ferne im Hintergrund versinkenden Gruppe der Sommerhäuschen zwei Autos hervorschossen — die Wagen der Verfolger.

„Du regst dich nicht!" sagte er noch einmal zu Gerda. „Ich habe noch mehr Kugeln im Lauf! Hörst du?"

Toll war die Jagd.

Aber sie brachte der Polizei keinen Erfolg. Die zwei- oder dreitausend Meter Vorsprung, die Lytton Wards Wagen hatte, waren trotz der Ueberlegenheit der Polizeiautos nicht rasch genug aufzuholen.

Man fand den Buickwagen des Entkommenen mit einem halben Dutzend Kugeleinschüssen in der Rückwand und zersplitterter Vorderscheibe leer und verlassen an einer Stelle, wo drei Wege nach verschiedenen Seiten auseinandergingen.

Man war zu sieben bei der Polizei. Zu zehnt war man in den Kampf gegangen.

Vier sieben Männer für drei verschiedene Richtungen — das war zu wenig, wenn man es mit einem Feinde zu tun hatte, der es allein mit sechsen aufnahm und um sein Leben kämpfte.

Man stand unschlüssig an der Wegkreuzung und beratschlagte. Schließlich fuhr man mit den einen Wagen links, mit dem anderen rechts, die Revolver schußbereit in den Händen. Man legte eigentlich größeren Wert darauf, raschmöglichst nach der nächsten Ortschaft oder dem nächsten Hause zu kommen, um sich ans Telefon zu stürzen und eine vollzählige Polizeikompagnie auf dem schnellsten Wege herzubeordern. —

Aber alles war umsonst.

Um ein Uhr nach Mittag hielten in einem kleinen Badeörtchen am Südufer des Lake Superior ein blonddürrtiger, bebrillter Herr aus Kanada mit seiner jungen Frau im Trubel des Ausflüglerverkehrs einen der mit Menschen vollgepfropften Veranügungsdampfer. Ein Mann, der trotz des warmen Sommertages niemals seine breite, karierte Reisemütze abnahm und stets mit einem Feldstecher sehr interessiert die Ufer beobachtete.

Es fiel niemandem auf, daß die junge Dame an seiner Seite seltsam blaß und gedrückt war.

Alles an Bord war viel zu ausgelassen und vergnügt, um sich um die vermutlich schlechte Laune einer grilligen jungen Dame zu bekümmern.

— — — — — — — — — — —

8.

Der feine Sand rann zart, wie eine Liebkosung durch Walter Steinhoffs spielende Hände. Vor ihm breitete sich das Meer, atmete der Ozean in sanfter, gemächlich anrollender Brandung. In tiefem Blau wölbte sich endlos der Himmel.

Der junge Deutsche lag im warmen Sand eines der vielen Strandbäder der kalifornischen Küste; er war von Los Angeles, seinem neuesten Aufenthaltsort, ohne Ziel hier hergefahren zum Meer; er hatte ja Zeit, Zeit, mehr als alles andere auf der Welt; er konnte es sich auskuchen, wo und wie er seine Tage verbringen wollte, — und so lag er jetzt da im Schatten eines kanariengelben, rotbefranften Schutzschirmes, nur mit einem Badeanzug bekleidet, und träumte vor sich hin.

Ja, er träumte. Und er wußte selbst nicht mehr zu sagen, wo die Träume aufhörten und wo die Wirklichkeit begann.

Er sah seine Glieder sich bräunen in einer beinahe schon tropischen Sonne; die Wärme eines gesegneten Landstrichs labte ihn; der Luxus einer ihren Reichtum mit beinahe herausfordernder Selbstverständlichkeit zur Schau tragenden, bevorzugten Bevölkerungsschicht umgab ihn, doppelt auffällig für den aus den Tiefen eines harten Lebens jäh wieder zum Licht Emporgetauchten.

Oft genug schien alles nur ein farbiger Traum.

Herrliche Frauen schritten königlich in die linden Fluten, blitzend weiße Luxusjachten kreuzten nahe am Ufer, rauschende Musik war allenthalben, lauschige Gaststätten boten das letzte Raffinement für verwöhnteste Zungen; Strandseite wie orientalische Märchen hatte der sinnende Walter Steinhoff in den letzten Tagen gesehen und phantastische Launen von Modevorführungen, burleske Sportspiele tobten sich im Wasser und zu Lande aus, und die schönsten Mädchen von Los Angeles und Pasadena ritten in merikanischen Kostümen auf blumengeschmückten Pferden im Fest der „Rosenkönigin".

Wo war die Grenze zwischen Wirklichkeit und Traum?

Vor Tagen noch ein mittelloser Arbeitsmann unter dem Auswurf der Menschheit. Heute mit dollargevolsterter Brieftasche ein nichtsluender „Gent" inmitten der ersten Fonmitten amerikanischen Reichtums.

Welch seltsames Zwischenspiel! Welch unvermutetes Gnadengeschenk einer launischen Glücksgöttin.

Spielerisch glitt der weiße Sand durch des sinnenden jungen Mannes Finger.

War dies das Glück? War er glücklich?

Nein, er war es nicht! Er genoß nur wie in einem Traum ein unverhofftes Wohlleben. Das war alles.

Da drinnen aber — da war noch immer die alte Wunde offen! Da drinnen nagte, mit jedem Tage grimmiger, das verzweifelte Begehren nach Klarheit, nach dem Wissen um jenes Geheimnis, das sich ihm in jener Nacht bei den Gangstern von San Franzisko peinigend geoffenbart.

Gerda Paulinis Bild — und jener finstere, starke Mensch der Unterwelt . . . wie reimte sich das zusammen? Wie war das zu erklären und zu verstehen?

Ach, vielleicht war es nichts als simple, törichte Eifersucht, was in ihm wühlte. Vielleicht war es nur das, was diese neue Unruhe ihm ins Blut geworfen.

Aber gleichviel — es war nun einmal in ihm. Und es ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Unter all den zauberhaft schönen Frauen, dieser luxuriösen Städte, unter all den brickelnden Vergnügungen extravaganten Reichtums war es immer und immer wieder nur das Antlitz der verlorenen Geliebten, was vor ihm auftauchte, was ihn beschäftigte, in Atem hielt, ihm keine Ruhe gönnte.

Und bald wußte Walter Steinhoff auch: Es mußte etwas geschehen! Es würde etwas geschehen. Nicht lange mehr würde er es aushalten, hier als tatenloser Schlemmer im Sande zu liegen.

Er hatte ja jetzt Geld, er hatte die Mittel, die Ferne zu überwinden, die ihn von dem Mädchen trennte, mochten auch die Meilen nach Tausenden zählen, die es zu durchfahren galt, um vom Ufer des Pazifik an das des Michigansees zu kommen.

Geld, ja Geld hatte er. Aber auch hieran nur mit den Gedanken zu streifen, gebar jedesmal neue Unruh in seiner Brust. Er glaubte noch den Schauder zu fühlen, der ihn durchronnen, als er am Tage nach seiner Abreise von San Franzisko die geheimnisvollen Vorfälle im Hause Tseng Kis in der Zeitung gelesen. Und noch immer grante es ihm, wenn er überdachte, unter welchen Menschen er monatelang gelebt, über welche Abgründe er ahnungslos geschritten.

Nur ein Bild war es, das ihm freundlich schien in diesem Chaos der Verderbnis; die samtschwarzen Augen Chang Ho Wens waren es, die den Grübelnden oft in stillen Stunden aus dem Nichts anschauten; — nie mehr, das glaubte er zu wissen, würde er sie wiedersehen, die kleine, kluge, gelbe Miß, die sich als eine so gefährliche Gegnerin entpuppte, als die Unterwelt zum Schlage ausholte gegen ihren Vater und gegen ihr Haus.

Walter Steinhoff schüttelte den Kopf. Auch diese feingliedrige Chang Ho Wen würde ihm ein ewiges Rätsel bleiben, dieses Mädchen, das als Millionärin und Unterweltlerin zugleich durch ein abenteuerliches Leben tänzelte, mit demütigem Lächeln die ermelige Kundschaft eines Trödelladens bedienend und am Steuer eines eigenen Luxuswagens sitzend, die scheinbar harmlos am Abend ihre Tongos tanzte und doch auch kaltnervige Mitwisserin eines furchtbaren Verbrechens war.

„Das Neueste!" sagte eine Stimme neben Walter Steinhoff.

Ein junger Boy war es, ein Zeitungsboy, der in einem kecken grasgrünen Affenjäckchen und knappanliegenden, mit breiten gelben Seitenstreifen geschmückten Hosen vorbeiging; die letzte Ausgabe einer in Los Angeles erscheinenden Tageszeitung ausrufend.

„Gib her!"

Walter Steinhoff kaufte ihm eine ab. Dann blätterte er darin, ohne zu lesen.

Es war ja alles so gleichgültig und unwichtig, was immer auch geschehen sein mochte.

Gleichgültig. — zum Sterben gleichgültig!

Da stutzte er und riß die Augen weit auf. Und las. Las einen Namen, den er kannte und nie vergessen würde. Las einen sensationell aufgemachten Artikel, nach amerikanischer Gepflogenheit mit einem halben Dutzend Ueberschriften verschiedener Größen versehen:

„Gangsterführer Lytton Ward erneut entkommen!"

„Ein Toter und zwei Verletzte bei der Polizei!"

„Lytton Ward zum Staatsfeind erklärt!"

„Neue Reihen seiner Verbrechen aufgedeckt!"

„Der Eisenbahnraub von Montana sein Werk!"

Walter las mit krampfhaft geweiteten Augen. Und dann kam es, was ihn in die Höhe fahren ließ, als fühlte er sein Herz versagen: „Die deutsche Erzieherin im Hause Fergusson Wards Braut oder Wards Opfer?"

Dies war die letzte der sensationellen Ueberschriften. Dann kam erst der eigentliche Text. Und als Walter Steinhoff diesen Text verschlungen, war kein Halten mehr in ihm.

Er war in seinen Kleidern, ehe er wußte wie. Er nahm ein Auto nach Los Angeles hinein. Er fuhr durch die in blühenden

HERBST

von Theodor Fontane

Schon mischt sich Rot in der Blätter Grün,
Reseden und Astern sind im Verblühn,
die Trauben geschnitten, der Hafer gemäht,
der Herbst ist da, das Jahr wird spät. -

Und doch, ob Herbst auch, die Sonne glüht.
Weg drum mit der Schwermut aus deinem Gemüt!
Banne die Sorge, genieße was frommt,
eh' Stille, Schnee und Winter kommt.

Gärten gleichsam versinkende Stadt wie ein Fieberkranker. Er packte seine Koffer und bezahlte seine Hotelrechnung. Und kurze Zeit darnach war er auf dem Wege zum Bahnhof, entschlossen, noch Chikago zu fahren, wenn er sich auch noch nicht recht zu sagen wußte, was er dort tun und bezwecken wollte.

Er mußte eine Anzahl größerer Scheine auf die Marmorplatte des Fahrkartenschalters legen, als er, heiser und hastig, eine Fahrkarte nach Chikago verlangte. Aber er tat es, ohne eine Sekunde zu überlegen. Dann nahm er, nachdem er rasch das herausbekommene Geld in die Tasche geschoben, seine Koffer auf.

Einen Augenblick zögerte er jedoch, während er sich nach diesen bückte.

Es war ihm gewesen, als streife ein Schatten an ihm vorbei. Als hafteten von irgendwo spähende Augen an ihm.

Das Gefühl war so deutlich, daß er umblickte. Aber er sah niemanden, der auf ihn geachtet hätte. Nur in der Nähe des Ausgangs lief ein junger, schmalhüftiger Mensch, der es eilig zu haben schien. Walter sah ihm nur noch von hinten. Er erinnerte sich dabei des dürren Chinesenjungen, der in San Franzisko Tseng Ki's Bote gewesen.

Dann vergaß er den kleinen Zwischenfall wieder.

Er hatte noch Zeit bis zum Abgang des Zuges, eines jener aus langen, breitfensterigen Pullman-Cars zusammengestellten, mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Expreßzüge, die den schier endlosen Weg durch den amerikanischen Kontinent von einer Meeresküste zur andern in tagelanger Fahrt durchjagen.

Dreißig Minuten war noch Zeit.

Walter Steinhoff schien es eine Ewigkeit. Er nahm seinen Platz ein, verstaute sein Gepäck, schritt unruhig, eine Zigarette nach der andern rauchend, die lange Reihe der Waggons ab und warf sich schließlich, vor brennender Nervosität gähnend und fast zitternd, in die Polster seines Sitzes.

Der Zug fuhr.

Er verließ das luxuriöse Los Angeles, er rollte in rascher Folge durch Vorstädte, Petroleumfelder, Obstplantagen, — er brauste in wiegender Fahrt dahin und ließ die bunten Bilder kalifornischer Landschaft wie einen schnellen Filmstreifen sich abspulen.

Dies ist der Anfang, dachte Walter Steinhoff und blickte durchs Fenster hinaus in ein grünes Paradies. Was wird am Ende dieser Fahrt sein?

Er war allein im Abteil.

Er rauchte. Und einmal wandte er sich seitwärts, die Beine etwas bequemer auszustrecken.

Da fuhr ihm ein jähes Erschrecken wie ein Stoß gegen die Brust. Er war — nicht allein im Abteil. An der Türe, schräg angelehnt, stand eine junge Dame. Eine Dame in einem Kleid aus schwarzem Crêpe, das mit einem kecken Schößchen aus Volants die gertenhafte Schlankheit der jungen Hüften betonte, — ein phantastischer Kragen von plissierten Spitzen umgab weiß den Hals, das Kinn, — das kleine Hütchen, weit nach hinten stipend, gab die Stirne frei und zeigte einen schmalen Streifen ganz schwarzen Haares.

Die Dame war Chang Ho Wen.

Zwei Sekunden lang erkannte Walter Steinhoff sie nicht. Er starrte auf sie hin, wie auf eine Erscheinung.

Dann sprang er auf. Er war ganz weiß im Gesicht. Und Chang Ho Wen lächelte.

Sie hob ihre in weißen Stulpenhandschuhen steckenden Hände. „Wundern Sie sich, Mister Steinhoff? Ich habe alle Tage ganz genau gewußt, wo Sie stecken!"

Walter wirbelte ein wenig der Kopf. „In der Tat?" sagte er ziemlich töricht. „Und — Sie reisen dieselbe Strecke?"

„Nicht so weit wie Sie!" Die gelbe Lady lächelte. „Was wollen Sie eigentlich in Chikago?"

„Auch das wissen Sie?" Walter schaute die lächelnde Asiatin wie eine Sphinx an. Er gab keine Antwort auf ihre Frage.

„Wir könnten uns eigentlich setzen!" schlug die Chinesin vor und nahm Platz. „Sie müssen mir erzählen, Mister Steinhoff!"

„Wieviel mehr — müssen Sie mir erzählen Miß Chang Ho Wen!" sagte Walter, jetzt gefaßter und lächelte sein Gegenüber an.

Aber da schien es, als ließe ein Schatten über das junge Gesicht des Mädchens. „Lassen wir das!" sagte sie beschleunigt. „Wohin wollen Sie in Chikago?"

Da wurde auch Walter rasch ernst. „Soll ich offen sein, Miß Chang Ho Wen? Ich weiß es selbst nicht. Es ist — ein Phantom, hinter dem ich herjage. Es ist eine Torheit von mir!"

„Aber ein Zufall ist es nicht, wie?" fragte lauernd die Asiatin. „Es ist — wegen Lytton Ward, ja?"

Walter Steinhoff wich aus. „Wie kommen Sie darauf?"

Chang Ho Wen aber verletzte mit geringschätzig: „Ich weiß das! Es ist mir nicht schwer, mir das richtig zusammenzureimen!"

„Es ist — nicht wegen Lytton Ward!" sagte jetzt Walter Steinhoff traurig. „Es ist . . . wegen des Mädchens, mit dem er geflohen ist. Dieses Mädchen stand mir äußerst nahe!"

Wieviel Fehler hast du? Photo Erich Günther (Deike-M.)

Da wurden Chang Ho Wens Augen groß. Sie brannten verzehrend auf Walters Gesicht. Es war eine lange Zeit still im Abteil. Bis die junge Chinesin zuletzt lächelte. „Wegen eines Mädchens also!" sagte sie, als spräche sie mit sich selbst. Dann aber war es, als streife sie energisch etwas von sich ab. „Gut!" fuhr sie fort, sich aufrechter setzend. „Um so besser! Lytton Ward ist Ihr Feind! Ihr Todfeind! Er hat fast nur noch Feinde, dieser Lytton Ward. Er wird zur Strecke kommen. Aber — wir wünschen nicht, daß er . . . in die Hände der Polizei fällt! Lebend nicht, Mister Steinhoff!"

Der Zug jagte in höchster Schnelligkeit. Vor den Fenstern wirbelte alles dunt durcheinander.

Und auch in Walter Steinhoffs Hirn schien alles zu wirbeln. „Wir wünschen nicht . . .", tönten der jungen Asiatin Worte in seinem Kopfe nach.

„Lebend nicht . . ."

Er versuchte zu lächeln. Es mißlang ihm. Er hatte wieder, immer wieder, in immer neuen Formen das Bild der Augen, das ihn fast bis aufs Blut peinigte: Gerda Paulini, seine reine Braut, in der Gewalt, in den Armen dieses Verbrechers . . .

„Ich weiß noch nicht, was geschehen wird", sagte er endlich und schwieg dann wieder, während seine Augen düster loshten.

„Sie, Mister Steinhoff, werden — ihn erreichen!" zischelte die Asiatin. „Wir wissen alles von ihm. Wir werden als erste erfahren, wohin er sich wendet! Der rote Harold ist nicht der einzige geblieben, der von ihm abgefallen ist. Wir haben — einen weiteren seiner Freunde gekauft. Für wenig Geld und viel Kokain, hahaha! Big Jack ist unser Mann!"

In wildem Takt hämmerten die Achsen des Zuges. In wildem Takt schlug Walters Herz ihm bis zum Halse.

„Zehntausend Dollars für Sie, wenn — Lytton Ward nicht mehr seine Verhaftung erlebt!"

War es wirklich die kleine, zarte Chang Ho Wen, die diese Worte geflüstert? Saß sie nicht wie eine Göttin des Unheils da auf den Polstern des Abteils? Wie ein Götzenbild des Verderbens?

„Ich bin kein Henkersknecht!" schrie da Walter Steinhoff auf. Er war blaß wie ein Toter.

„Sind Sie feige?" Chang Ho Wen lächelte ein unbeschreibliches Lächeln.

„Schweigen Sie!" zürnte Walter.

„Zehntausend Dollars!" antwortete die Chinesin seelenruhig, als spräche sie vom Wetter.

„Er weiß also zuviel?" lachte Walter bitter auf.

Chang Ho Wen gab sich nicht einmal die kleine Mühe, ein „Nein" zu lügen. Sie nickte. „Zehntausend Dollars!" wiederholte sie nur. Und Walter schäumte. „Wenn es so ist, wie ich es vermute, ist Lytton Ward ein toter Mann auch ohne Ihre Dollars, lobald er mir auf Reichweite kommt! Mit Lug und Trug muß er an meine Braut sich herangemacht haben. Es wird sich herausstellen! Und dann gnade ihm der Himmel. Wo ist er hingeflüchtet?"

„Ich werde es Ihnen bald ganz genau sagen können. Er braucht Hilfe. Das wissen wir. Er wird sich an Teddy wenden, an seinen Sekretär. Telegraphisch oder telephonisch. Big Jack aber ist in Verbindung mit Teddy, der nichts ahnt. Auf jeder Station kann ein Telegramm für mich sein . . ."

Walter Steinhoff flogen die Hände. Er starrte wie ein Fieberkranker vor sich hin. Als er einmal aufblickte, sah er die schwarzen Augen der Chinesin wieder auf sich ruhen.

„Ist sie — so schön, Ihre Braut?" kam ihre Stimme. Es war jetzt wieder der sanfte Flötenklang, wie er ihn damals zuerst von ihr vernommen.

Walter antwortete nichts. Etwas wie eine tiefe Trauer schien aus den schwarzen Mädchenaugen zu ihm herüber zu leuchten. Und plötzlich, ehe er sich bewußt ward, was geschah, beugte sich die kleine gelbe Miß vor. Sie ergriff seine Hände. Wie einen Hauch spürte Walter Steinhoff des Mädchens Lippen auf seinen Fingern.

Dann war Chang Ho Wen aufgesprungen. Sie schien zu zittern. Aber ihre Haltung war schon wieder ganz die einer stolzen Lady.

„Ich gehe in mein Abteil, Mister Steinhoff! Werden Sie mich zum Diner abholen?"

„Wann, Miß Chang Ho Wen?"

„In einer halben Stunde, Mister Steinhoff!"

— — — — — — — — — —

Manchmal wußte die wie in einer Art Betäubung dahinlebende Gerda Paulini nicht zu sagen, ob wirklich sie selbst es sei, die all das erlebe. Manchmal griff sie sich prüfend an den Kopf, als müsse sie sich von der Wahrheit des Geschehens auf diese Weise überzeugen.

Wie ein Automat tat sie alles; wie eine lebenlose Puppe machte sie ihre Bewegungen.

Endlos hatten sich die Stunden auf diesem Vergnügungsdampfer gedehnt, inmitten der ausländen Lustigkeit nichtsahnender Menschen — und unter den Augen dieses Mannes, unter diesen Augen, in denen nur zu deutlich geschrieben stand, daß er in der ersten Sekunde seine Drohung wahrmachen werde, Gerda und sich selbst mit zwei Schüssen zu „erledigen", sobald sie nur die Lippen öffne, sich bemerkbar zu machen oder Hilfe anzurufen.

Es war klar: Dieser Mann war fertig mit dem Leben; ihn schreckte nichts mehr; er war in seiner Verzweiflung beinahe von einer gewissen heldischen Größe. Es gab keine Möglichkeit, nach eigener Rettung auszuspähen, solange man in der Reichweite seiner Pistolen war.

Aber die Fahrt auf dem Dampfer hatte ein Ende gefunden; man war an Land gegangen; man hatte einen Zug bestiegen, der in auch wieder kein Ende nehmender Fahrt südwärts rollte, Station um Station abklopfend, bis man in der Morgendämmerung irgendwo ausstieg, worauf Lytton, der seine Minute der Nacht ein Auge geschlossen, ein Auto mietete und mit Gerda weiterfuhr, ohne mit einer Silbe das weitere Ziel der Fahrt zu erwähnen.

Jetzt lag wieder ein See vor Gerdas Augen; es mochte der Lake Michigan sein, und in der Tat hörte sie auch, wie Lytton, der immer noch in der Maske eines blonden kanadischen Vergnügungsreisenden war, nach dem Besitzer eines Motorbootes sich erkundigte. Man fand schließlich einen Bootsverleiher und wurde handelseins, obwohl es eine ungewöhnliche Angelegenheit zu sein schien, von hier bis nach Milwaukee mit dem Motorboot überzusetzen. Man fuhr los, in einen verhangenen, diesigen Morgen hinein, der Lytton ganz besonders zu behagen schien, denn er war vorübergehend beinahe heiter, und um seine schmal gepreßten Lippen lag etwas wie ein Lächeln.

Er saß mit Gerda hinten im „Salon" des Bootes, wo es noch etwas staubig war von der letzten Fahrt; der Besitzer hatte nicht Zeit gehabt, sein Fahrzeug auch nur flüchtig ein wenig nachzusehen, so sehr hatte Lytton auf sofortige Abfahrt gedrängt.

Da saß man nun in zwei Rohrstühlen auf bunten Kissen, und hinter der Scheibe des rückwärtigen Fensters quirlte weiß der Schaum der Bootsschraube. Man aß eine Kleinigkeit aus Konservenbüchsen, die Lytton soeben gekauft und trank Kola-Kola dazu.

Und in dieser Stunde des Dahingleitens auf dem dunstigen Wasser wagte Gerda Paulini zum erstenmal ein Wort an den Mann zu richten, dessen unfreiwillige Gefährtin sie geworden war:

„Darf ich Sie etwas fragen, Mister Winter?" begann sie, während sie ihre beiden Hände verkrampfte, um ihre Erregung besser meistern zu können.

Er sah auf. „Bitte!" sagte er dann rauh, nachdem er prüfend in ihre Augen gesehen.

„Wie — denken Sie sich eigentlich das Weitere?" fragte Gerda. „Wie lange wollen Sie mich quälen, Mister Winter?"

Jetzt lachte er. „Es wird nicht lange mehr eine Qual für dich sein!" antwortete er. „Drüben in Milwaukee erwartet uns ein Freund. Wir fahren in ein allerliebstes Nest im Gebirge. Keine Seele findet uns dort. Du wirst eine gute Zeit haben, Gerda!"

Das junge Mädchen fühlte, wie ihr das Entsetzen über den Rücken rann. Zugleich tauchte sich ihr Gesicht in dunkles Rot einer wilden Scham. „Ich hoffe doch, daß Sie Gentleman genug sind, meine — Frauenehre zu respektieren, Mister Winter! Ich bin wehrlos in Ihrer Hand, — aber ich schwöre es Ihnen, — sobald Sie auch nur einen Finger nach mir ausstrecken würden, könnten mich auch die Läufe Ihrer Revolver nicht mehr schrecken . . ."

Lytton Ward saß eine Weile still. Er sah Gerda nicht an. Man konnte an diesem eisernen Gesicht nicht erkennen, welcher Art die Gedanken hinter seiner Stirne waren.

Schließlich lächelte er. Finster, beinahe traurig.

„Ueber all das — werden wir zu gelegener Zeit sprechen, Gerda!" sagte er.

Gerda aber, am ganzen Körper zitternd, war so rasch nicht zu beschwichtigen. „Sie müssen das wissen!" rief sie, während heiße Angst in ihren Augen geisterte. „Wenn Sie es wagen sollten, mich zu berühren, haben Sie ein weiteres Leben auf dem Gewissen!"

Da stand Lytton Ward lächelnd auf.

„Unnütze Worte!" sagte er ablenkend. „Wir wollen nicht so laut sein! Es ist besser, wenn der gute Mann da draußen am Steuerrad so wenig wie möglich auf uns aufmerksam wird!"

Damit stellte er sich an eines der Fenster und sprach nichts mehr. Er schaute mit einem Fernglas nach der jenseitigen Küste von der noch nichts als ein dünner, kaum zu ahnender Streifen erkennbar war.

Aber man hatte Glück und einen guten Griff getan mit dem gemieteten Boot. Der starke Motor des schlanken Fahrzeuges schaffte die weite Strecke in einigen Stunden.

(Fortsetzung folgt.)

3. Fortsetzung

Im Lande der aufgehenden Sonne

Ein Bericht von Johannes Mayrhofer

Fernöstliche Reise nach Japan

Und nun geht der wackere Masaichi Hada solid nach Hause, da es schon bald Mitternacht ist und er am nächsten Morgen weiter tüchtig am Kufstieg Japans arbeiten muß, während wir beiden Deutschen, die wir uns immer noch nicht satt sehen haben an all der bunten Pracht des Ostens, rasch noch im Ginza-Palast umwogt von vielen bunten Kimonos und überspudelnder Phantastik im Schmuck des Saales einen Tee trinken, so billig, wie es eben nur in Japan an so festlich geschmückter Stätte sein kann, 4 Tassen für 30 Sen.

Japan, wie bist du schön!

Das Puppenfest

Am dritten Tage des dritten Monatz wird in Japan das Mädchen- oder Puppenfest gefeiert, dem am fünften Tage des fünften Monats das Knabenfest entspricht. Schon wochenlang vorher kann man in den großen Warenhäusern die Puppenausstellungen bewundern. Puppen verschiedenster Art, gewöhnliche japanische Kinder, Vornehme, Bonzen, Geishas, dazu Puppenstuben, Wagen, Blumen, Puppenkleider und auch ganz groteske Figuren. Und in den Gängen der bunten Ausstellung sieht man überall, getragen auf dem Rücken der Mütter, die Japankinder, die selbst wie die schönsten Puppen sind.

Aber das alles genügte mir nicht. Ich hätte gar zu gerne am Mädchenfeste einen Blick in das japanische Familienleben getan. Doch es ist schwer für den Fremden, hier Zutritt zu erlangen. Mag der Japaner auch noch so höflich und liebenswürdig sein, in dieser Hinsicht ist er ein wenig exklusiv. Um so dankbarer bin ich dem guten Professor Abe von der Universität Hochi Daigaku, daß er mir die Gelegenheit verschaffte. Es war nicht so ganz einfach. Die erste Familie, die er anteleyphonierte, hatte freilich eine Tochter, aber diese stand schon kurz vor der Verheiratung, und das Puppenfest wurde nicht mehr gefeiert. In einer anderen Familie war jemand krank, und man war nicht in der Stimmung, hohe Feste zu veranstalten. Endlich glückte es bei Herrn Professor Nanagiha. Er lud mich freundlichst zugleich mit seinem Kollegen, Professor Müller, ein.

Ein schönes japanisches Haus. Am Eingang werden Ueberschuhe und Stiefel abgelegt. Festliche Begrüßung. Tiefe Verbeugungen vor der Frau Professor. Wir betreten in einen ganz europäischen Salon geführt. Tisch, Sessel, Klavier, alles wie bei uns. Nach kurzer Unterhaltung geht's dann weiter. Ein Gang, dessen Wand in Glasscheiben aufgelöst ist, dann ein offener Durchgang, wo die Wände zu beiden Seiten mit netten japanischen Papierfensterchen versehen sind. Und jetzt sind wir im japanischen Wohnzimmer. Dem Eingang gegenüber steht ein Wandschirm, der zwei Nischen bildet. In der einen ist die große Puppenausstellung, treppenartig auf rotem Tuch aufgebaut, ganz oben Kaiser und Kaiserin, darunter die Hofdamen, weiter die Sänger, die Krieger, die Diener. In schöner Rangordnung, wie sichs gehört. In der anderen Nische ist eine kleinere Ausstellung, in anderem Stil, aber auch ganz japanisch gedacht. Alle diese Puppen sind mit zum Spielen da, man betrachtet sie, man freut sich des Anblicks. Im Tokonoma daneben — ich habe schon früher bei der Schilderung eines japanischen Zimmers diesen Begriff erklärt — steht eine große Puppe, mit der das Kind sich beschäftigen kann, wie es die Kleinen in anderen Ländern tun, in kindlich-heiterem Spiel. In dieser Nische hängt auch ein Kakemono, dessen Bild aufs Puppenfest Bezug nimmt. Außerdem steht da eine Vase mit Pfirsichblüten und Pflaumen. Ich erhalte den Ehrenplatz vor dem Tokonoma. Wir lassen uns nieder auf den feinen gelben Matten, mit denen der Boden des Zimmers bedeckt ist, auf feinen Kissen, um einen niedrigen japanischen Tisch. Die ganze Einrichtung ist vornehm und geschmackvoll.

Klara — sprich: Krara

Das junge Ehepaar hat zwei Kinder, Franz und Klara. Klara ist es, der zu Ehren das Puppenfest gefeiert wird. Sie ist am Feste der hl. Klara geboren und hat deshalb in der Taufe diesen schönen Namen bekommen. Aber der Japaner kann das „l" nicht aussprechen, es fehlt in seiner Sprache, wie den Chinesen, gerade unseres. Also, das „r" fehlt. Klara muß also Krara genannt werden, es klingt wie Kurara. Außerdem hat sie noch einen japanischen Rufnamen: Aiko, Kind der Liebe. Die Mädchen haben in Japan wunderbar poetische Namen. Die Kleine ist jetzt drei Jahre alt, nach japanischer Rechnung, nach europäischer erst zwei. Wenn ein Kind zum Beispiel am 31. Dezember geboren ist, so ist es am 1. Januar schon zwei Jahre alt.

Wir werden freundlich bewirtet, dem Charakter des Puppenfestes entsprechend. Wir trinken Süßsake, einen angenehmen Weinwein.

Es gibt: Hinagaschi, Puppenkuchen: Hinamori, Puppenspeisen: Tamago, Tofu, Bohnenpaste; Hamahoko, Fisch, besonders präpariert, weiß mit rotem Rande; Kinton, undefinierbar. Eine Speise, die es in Europa nicht gibt.

Nach einiger Zeit führt uns der freundliche Wirt wieder in den europäischen Salon, da er mit Recht annimmt, daß dem Fremdling aus dem Westen, dem das alles außerordentlich interessant ist, doch das Sitzen auf dem japanischen Kissen nicht ganz leicht wird. Auch nimmt er mit Recht an, daß mir Tee mit Sandwich und Kuchen und schließlich eine Zigarette besser munden, als all die sicherlich ganz wunderbaren Puppenspeisen.

Es war eine anregende Unterhaltung. Zu meiner Freude war auch die Dame des Hauses anwesend, was sonst nicht den japanischen Gewohnheiten entspricht. Sie tat es wohl der Kinder wegen. Der Herr Professor spricht deutsch, die Frau etwas englisch. Klara kann „Guten Morgen" sagen. Dann Abschied, herzlicher Dank und viele Verbeugungen. Der Dame wird nicht die Hand gegeben.

Beim Knabenfest im Monat Mai werden ähnlich wie beim Feste der Mädchen Puppen ausgestellt, die aber diesmal anders gewählt sind, Krieger, Ritterfiguren. Und an langen Stangen werden große papierne Karpfen befestigt, die sich lustig im Winde bewegen. Die der Karpfen gegen die Strömung ankämpft, so soll der Knabe die Schwierigkeiten des Lebens überwinden lernen. Die Zahl der ausgehängten Karpfen bezeichnet die Zahl der Söhne.

Die Mönche des Buddha

Eines Tages machte ich mich auf den Weg nach Tsurumi, zwischen Tokio und Yokohama gelegen. Es regnete in Strömen. Zunächst fand ich freilich Schutz in Eisenbahn und Omnibus, dann in einer kleinen Wirtschaft, wo man sich bei einer Tasse Tee die Zeit vertreiben konnte, aber schließlich half alles nichts, ich mußte, dem erbarmungslosen Element preisgegeben, weiterwandern, bis ich den Bezirk des großen buddhistischen Klosters erreichte. An der äußeren Pforte saß ein Mann, der kein Englisch verstand, mich aber erbarmungsvoll mit einem großen Oelpapierschirm versah. So konnte ich denn in dem mit mancherlei Gebäuden geschmückten weiten Gelände nach dem eigentlichen Büro des Klosters suchen. Hier saßen verschiedene Mönche, die gleichfalls keine europäische Sprache gelernt hatten. Aber sie begriffen, daß ich englisch reden wollte und besorgten mir einen ihrer Mitbrüder, mit dem man sich leidlich unterhalten konnte. Ich mußte meine Schuhe ablegen und dem freundlichen Führer durch allerlei Gänge folgen, ins Gastzimmer. Hier wurde ich mit Tee und Kuchen bewirtet und konnte meine Wünsche vortragen.

Auf einem Blatt Papier zeichnete mir mein Führer einen Situationsplan mit sämtlichen Gebäuden und führte mich dann hindenlang herum. Das Kloster ist schon über 600 Jahren gegründet, befindet sich aber erst 25 Jahre an dieser Stelle, weithin bekannt als der Soisiji-Tempel der Zen-Sekte. Bekanntlich ist der Buddhismus in nicht eine einheitliche, geschlossene große Religionsgesellschaft: er zerfällt vielmehr in einzelne ganz verschiedene Sekten. Dieses Kloster aber muß sich eines bedeutenden Besuches erfreuen, die Gunst mächtiger Persönlichkeiten genossen haben, sonst würde es nicht eigene Fürstenzimmer besitzen, nicht so schön und großartig eingerichtet sein. Besonders interessierten mich die Wandmalereien, entsprechende Naturbilder mit Wolken, Bäumen, Bäumen, buntester Merke von Shuho Tegami. Ich sah ferlende Gemälde im Stil von Mamoyama. Prachtvoll ist der Audienzsaal des Abtes. Hinter seinem Sitz befindet sich ein Bild des „vierten Abtes", der sich besonderer Verehrung erfreut.

Ich wurde umhergeführt, Tempel, Gotteshaus, die „Halle, die Buddha gewesen ist" die Küche und etliches andere zu besichtigen. Endlose Gänge, merkwürdige kleine Treppen mit ganz kleinen Stufen oder vielmehr Querleisten, die nicht gerade angenehm zu passieren sind, wenn man seine Stiefel beim Büro des Eingangs zurückgelassen hat.

Die Glocke ruft zum Gebet

Nachmittags sah ich eine Gebetsübung. Auch auswärtiges Publikum hatte sich dazu eingefunden, darunter auch Frauen. Eine Glocke wurde angeschlagen, nicht wie bei uns mit einem Klöppel, sondern mit einem Hammer, etliche Male, in Intervallen, dann ein längeres Läuten, rascher und rascher werdend, endlich undeutlich, schwach, entschwindend und schließlich in kräftigem Schlußton ausklingend. Der großen Glocke antwortete in der Ferne ein sonores metallisches Klingen wie von einer angeschlagenen Schelle. Es erscheinen die Mönche, gekleidet in ganz verschiedenfarbige Gewänder, besonders schwarz, doch auch gelb, braun und grün. Der Stellvertreter des Abtes hat ein rotes Gewand und als Kopfbedeckung eine hohe weiße Mütze, die sich über den Nacken hinab fortsetzt. Weiß mit Perlenstoffen bestickt, aber kleiner, unbedeutender, ohne besondere künstlerische Ausführung. Es folgt eine Gebetsprozession der Mönche, die sich in Schlangenlinien durch den immerhin beschränkten inneren Tempelraum begeben. Das Kloster hat etwa 150 Insassen. Die Zeremonien, welche der Abt vornimmt, sind ziemlich einfach, wenig kompliziert. Interessant ist das Gebet der knienden oder stehenden Mönche. Gebetstexte werden ausgeteilt und nachher wieder eingesammelt. Ein einzelner vollführt eine Rezitation, bei der er ein besseres, kostbareres Buch hochhält, ein wenig an gewisse Szenen in einem Leviteramt erinnernd. Nachdem der Abt die Halle wieder verlassen, folgt ein stilleres, gemeinsames Abendgebet.

Besonders fesselt mich auch das Gedächtnis für die Verstorbenen, deren Totentäfelchen ich an verschiedenen Stellen sehe. Eine andere Halle ist in besonderer Weise den Toten gewidmet, ausmärtigen Toten, deren Gebeine und Asche in Holzkästen zu beiden Seiten des Altars untergebracht sind. Auf dem Altar selbst sieht man Kerzen, Blumen und Speisen. An der Decke ist das sonst leuchtende Rad, das die Predigt des Buddhismus in aller Welt verkündigen soll, eine Predigt, die aber größtenteils ein frommer Wunsch geblieben.

Betrachten und nichts denken?

Aber wichtiger als das alles war mir die Betrachtung, die zweimal am Tage vorgenommen wird, morgens ganz in der Frühe und abends von 8 bis 9 Uhr. Ich sah die große Halle, in welcher die Mönche diese Betrachtung halten.

„In europäischen Klöstern", so sagte ich meinem Führer, „werden auch religiöse Betrachtungen gehalten. Diese Mönche betrachten über Gott, über die Schöpfung, über den Menschen, das Ziel des Menschen, die Ewigkeit, das Leben Jesu Christi und mancherlei andere Dinge. Worüber betrachten Sie?" Und ich bekam die merkwürdige Antwort, „Meditation is sitting". Also: Betrachtung ist Sitzen. Eine verblüffende Erklärung. Und da Eisso Hatano mein verwundertes Gesicht sieht, fährt er bestätigend, bekräftigend fort: „We are inhibited to think." Wir dürfen nicht denken. Denken ist nicht gestattet bei der Betrachtung, das Denken muß ausgeschaltet werden. „Aber Betrachtung besagt doch gerade ein intensiveres Denken." „Nein, nein, Betrachtung ist „sitting". Was aber geht nun in diesen Mönchen vor, wenn sie da eine ganze Stunde sitzen und nicht denken! In einem anderen buddhistischen Kloster wurde mir ein Buch geschenkt, das sich eingehend mit der Betrachtung befaßt und auch in den stärksten Ausdrücken die Ausschaltung des Denkens die Leere des Geistes fordert. In diesem Kloster — es war in Kamakura — habe ich Gelegenheit gehabt, vom Eingang der Betrachtungshalle aus die meditierenden Mönche in aller Ruhe zu beobachten. Es waren ihrer dreißig, jeder auf seiner Matte, der gleichen Matte, auf der er des Nachts schläft, einige das Gesicht zur Wand gerichtet, andere zur Mitte des Saales hin. Und alle saßen sie da in der Haltung ähnlich wie der berühmte Bronze-Buddha von Kamakura, unbeweglich, statuenhaft, in sich versunken. In diesem Kloster konnte ich mich mit dem Mönch, der mir als Führer gegeben war, nicht unterhalten, er verstand kein Englisch. Als Dolmetscher fungierte der liebenswürdige Bahnhofsvorsteher von Kamakura, der mich zu diesem Kloster geführt hatte und mir auch weiterhin seine Dienste zur Verfügung stellte. Der sagte auf meine Frage nach dem Inhalt der Betrachtung: „Sie betrachten über Gott, über die Welt, über Buddha." Aber es läßt sich nicht leugnen, daß anderswo das abendländische, logische Denken, ja das Denken überhaupt ganz entschieden verneint wird. So ist eine Kapitelüberschrift in dem genannten Buche nur allzu berechtigt: „Ist Zen nihilistisch?" Und man möchte ohne weiteres antworten: „Ja, ganz gewiß, es wird ja bedingungslos die Leere, das Nichts angestrebt." Aber dann wird mit großem Aufwand von Worten wieder herumgeredet, es sei hinter dem scheinbaren Nichts doch etwas Positives zu suchen. Nur erfährt man leider nirgends so recht, worin denn dieses Positive besteht. Es wäre gewiß ungeziemend, hier etwa vergleichsweise an die höchste Stufe mystischer Beschauung, hocherhaben über der gewöhnlichen Betrachtung, zu erinnern, an das Gebet der Ruhe. Aber es scheint doch jedenfalls, daß die armen Mönche nicht einfach bloß gedankenlos, in absoluter Leere des Geistes hindämmern wollen, sondern daß sie hoffen, irgendwie mit einer übernatürlichen Welt in Verbindung zu kommen.

Die Göttin der Barmherzigkeit

Die ganze Verschiedenheit abendländischen und fernöstlichen Denkens offenbarte sich mir noch einmal, als ich mit Eisso Hatano in einer Halle stand, wo ein Riesenstandbild der Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit, fast bis zur Decke emporragte. Man hätte den Japanern unrecht, wenn man sie einfachhin alle als finde Bilderanbeter betrachten wollte. Die Bilder sind ihnen vielmehr Bilder, Darstellungen höherer Wesen, die als gegenwärtig verehrt werden. Der Priester ruft zum Beispiel die Geister der Helden herbei, das Volk glaubt sie gegenwärtig und betet und opfert. Aber die Anschauungen sind sicher nicht einheitlich, sondern verschiedene Widersprüche können friedlich nebeneinander bestehen, abendländische Logik steht niedrig im Kurs. Gerne hätte ich von diesem Mönch eine klare Antwort erhalten. „Sie glauben also an eine Göttin Kwannon", sagte ich zu ihm. „Glauben Sie, daß diese Göttin Kwannon hier gegenwärtig ist?" Er sah mich etwas verwundert an. Ohne das Haupt zu bewegen, nur mit seinen merkwürdigen Augen, auf der er des Nachts schläft, einige das Gesicht zur Wand gerichtet, andere zur Mitte des Saales hin. Und alle saßen sie da in der Altarsakrament in geheimnisvoller Weise wirklich gegenwärtig ist. Glauben Sie, daß Ihre Göttin Kwannon hier gegenwärtig ist?" Aber ich warte heute noch auf eine klare Antwort. Ein Professor von Hochi Daigaku, dem ich später mein Erlebnis erzählte, meinte belustigt: „Ja, der gute Mönch hat sich gewundert: „Was will denn eigentlich dieser Mann aus dem Westen mit seinen merkwürdigen Fragen! Kwannon ist Kwannon!" Und doch liegt diese Frage so nahe und brennt einem auf der Seele: „Ihr betet doch nicht etwa Holz oder Stein an, nicht wahr? Ihr betet zu Kwannon und müßt doch eigentlich sagen können, ob diese Kwannon nach eurer Meinung hier in diesem Tempelraume weilt oder ob sie drüben im Jenseits ist und eure Gebete vernimmt."

Das japanische Kind hat es gut

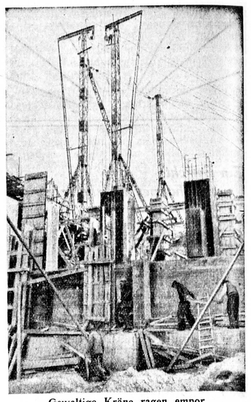
Photo: Mayrhofer

(Fortsetzung folgt.)

Weltflughafen Berlin-Tempelhof

Der größte Flughafen der Welt

Ausbau des Tempelhofer Feldes – Im Flugzeug an den Bahnsteig



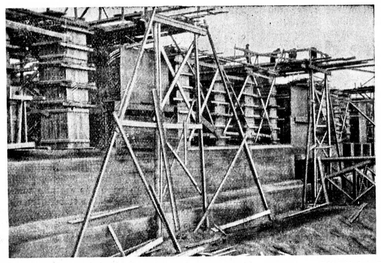
Gewaltige Kräne ragen empor (Pressephoto, K.)

Die zentrale Lage Deutschlands in Europa hat unser Land von jeher verpflichtet, in der Entwicklung der Verkehrsmittel ständig eine der ersten Stellen einzunehmen. Dies galt für die Eisenbahn sowohl als auch für den sich später entwickelnden Luftverkehr. Vor dem Kriege hatte Orville Wright auf dem Tempelhofer Feld in Berlin zum erstenmal in Deutschland sein Flugzeug vorgeführt, und nach mehreren anderen Versuchen war diesem gewaltigen Gelände der Stempel aufgedrückt, dem aufstrebenden Luftverkehr Deutschlands als Basis zu dienen. Nach dem Kriege entstand dort ein Zivilflughafen, der nach damaligem Maßstab schon als großzügig bezeichnet wurde. Als nach der Machtübernahme die deutsche Luftfahrt jedoch in jeder erdenklichen Weise gefördert wurde, mußte sich bald ein Mangel an dem der Zivilluftfahrt zur Verfügung stehenden Gelände bemerkbar machen, und das geschah in erster Linie in dem deutschen Zentralflughafen Berlin-Tempelhof. Mancher Besucher, der in den letzten Jahren den Flugplatz Tempelhof besichtigt hat, sah zahlreiche Maschinen unter freiem Himmel unherstehen und glaubte, daß das so zum Flugbetrieb gehöre. In Wirklichkeit war es jedoch weiter nichts als mangelnder Raum in den Flugzeughallen, der einen zwang, die Maschinen Wind und Wetter preiszugeben, auch wenn sie außer Dienst waren. Man hat im Dritten Reich nicht lange gezögert, den unhaltbaren Zustand zu beseitigen und ist zu einem Projekt geschritten, das den Ausbau des Berliner Flughafens zu einer Anlage vorsieht, die auf der Welt kaum ihresgleichen haben dürfte. Es gibt nur wenig Städte, die ihren Flugplatz innerhalb des Stadtgebietes liegen haben, wie es in Berlin der Fall ist. Meistens sind noch lange Auto- und Eisenbahnfahrten der Fluggäste vonnöten, um in die Stadt zu gelangen. Wenn der künftige Zentralflughafen Berlins jedoch fertiggestellt sein wird, wird man mit dem Auto bis zur Stadtmitte, zur Friedrichstraße, nicht länger als zehn Minuten brauchen.

Man hat sich entschlossen, die vorhandenen Anlagen so zu vergrößern, daß sich nach aller menschlichen Voraussicht auf mehrere Jahre hinaus kein Raummangel bemerkbar machen kann. Die Fläche des Flugfeldes wird dreimal so groß sein wie bisher. Sie wird ungefähr die Form einer Ellipse erhalten, deren Diagonale 2½ Kilometer lang ist. Ihre ovalen Formen werden bereits sichtbar. Tausende von Händen sind beschäftigt. An der Nordwestecke ist eine riesige Baugrube entstanden, aus deren 200 000 Quadratmeter betragendem Umfang die großzügigen Anlagen des Flughafengebäudes emporwachsen werden.

Die gewaltigen betonierten Fundamente der überdachten Flugsteige, die etwa 300 Meter lang und 12 Meter hoch sein werden, sind jetzt schon zu sehen. Wie der Zug in eine Bahnhofshalle, so wird das Flugzeug hier hineingleiten.

Eine der interessantesten Neuigkeiten ist der jetzt schon fast fertiggestellte Tunnel, der die Eisenbahngleise aufnehmen wird, denn von der in der Nähe befindlichen Ringbahn wird ein Gleisanschluß gebaut, der in dem großen Tunnel das neue Flughafengelände unterfährt und die Verladung von Frachtgütern direkt in die Eisenbahnwagen gestattet. Parallel mit den Schienen läuft eine 6 Meter breite Straße, die ebenfalls in dem 10 Meter breiten Tunnel verschwindet. Hier geschieht die Anlieferung der Postgüter durch die Kraftwagen der Post in den vorgesehenen Frachthof. Elektrische Aufzüge und Treppen sorgen für die schnellste Beförderung an die Oberfläche.



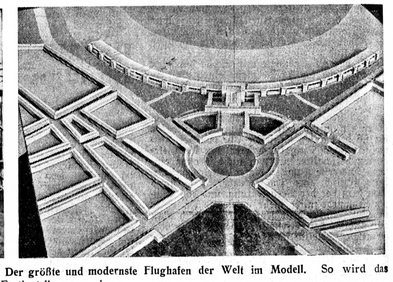


Bild rechts: Die Fundamente der Gebäude wachsen empor. — Bild links: Der größte und modernste Flughafen der Welt im Modell. So wird das Tempelhofer Feld nach seiner Fertigstellung aussehen.

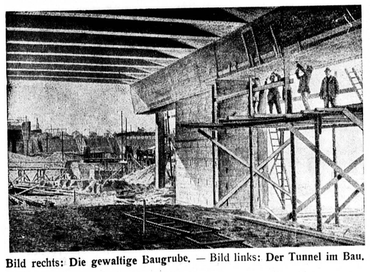
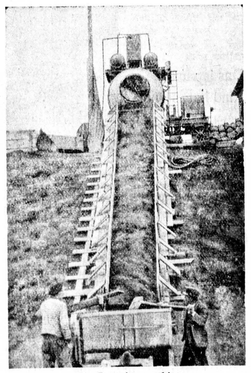


Bild rechts: Die gewaltige Baugrube. — Bild links: Der Tunnel im Bau. Er wird die Eisenbahngleise aufnehmen, die bis an das Rollfeld heranführen,



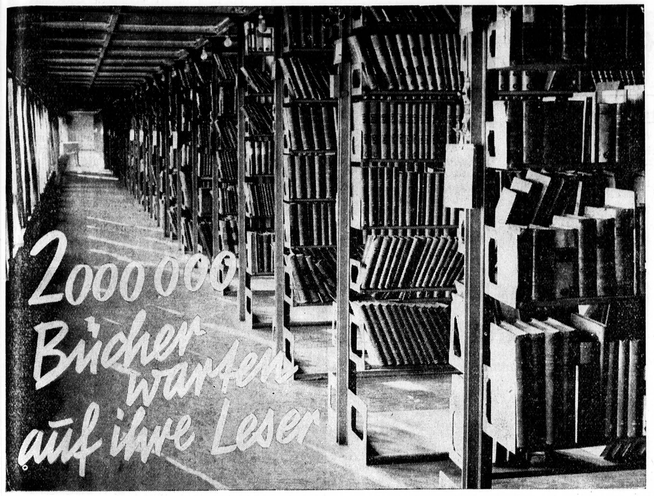
Die Betoniermaschine stellt Unmengen von Material für die Fundamente her

An den 300 Meter langen Flugsteig schließen sich zu beiden Seiten Flugzeughallen von je 500 Meter Länge an, so daß also nacheher Flugzeughallen allein von 1 Kilometer Länge zur Verfügung stehen. Dahinter liegt das Hauptempfangsgebäude, das, fünf Stockwerke hoch, die 50mal 100 Meter große Abfertigungshalle mit einschließen wird. Ganz oben wird in einer „Glasloge" die Flughafenleitung sitzen, deren Beamte nach allen Seiten einen guten Ausblick haben. In dem vorderen Hauptgebäude werden außerdem die Luftaufsicht, der Fernmeldedienst und der Wetterdienst untergebracht, während die Hauptverwaltung der Lufthansa, die Flughafengesellschaft, die Hansa-Luftbildgesellschaft und die Diensträume der Post in den Flügelbauten untergebracht werden. Die dem Flughafen zugewandte Seite des Hauptgebäudes wird das Flughafenrestaurant einnehmen, das 2000 Personen Platz bieten wird. Selbstverständlich ist auch ein Dachgarten vorgesehen, ebenso wie die Dächer des Flugsteigs und der Flugzeughallen Tribünenplätze erhalten, von denen Tausende von Zuschauern an Flugveranstaltungen teilnehmen können. Zu dem Restaurant gehört auch ein Vortragssaal, verschiedene Speisezimmer und Säle. Von einem Flughafenhotel ist abgesehen worden, da ja, wie bereits gesagt, der Weg zum Stadtzentrum nur nach Minuten zu berechnen ist. Die Anfahrt zu den Gebäuden des Weltflughafens wird Hunderten von Kraftwagen Platz zum Parken bieten. Die alte Flughafenstraße wird verschwinden, denn sie ist ja mit in das neue Gelände einbezogen. Es wird eine neue Straße gebaut, die den ganzen Verkehr von der Stadt zum Flughafen aufnehmen wird.

Mit der Ausführung dieses gewaltigen Planes ist Prof. Dr. Ing. Ernst Sagebiel beauftragt worden, der schon zahlreiche Bauten in Deutschland ausgeführt hat und in letzter Zeit vor allem durch den Bau des schönsten Gebäudes der Reichshauptstadt, des Luftfahrtministeriums, bekannt geworden ist. Für die Durchführung dieses Projektes waren ursprünglich drei Jahre in Aussicht genommen. Nach den neuesten Dispositionen rechnet man jedoch damit, daß der neue Flughafen bereits Ende 1938 betriebsfertig sein wird.

Betrachtet der Besucher heute die Bauvorgänge, so erscheinen sie ihm in ihrer gewaltigen Ausdehnung noch verwirrend, aber er beginnt bereits zu ahnen, daß hier der größte und modernste Flughafen der Welt im Bau ist, der die Bezeichnung „Weltflughafen" ohne weiteres verdient, denn was hier geschaffen wird, ist einzigartig. Nach seiner Fertigstellung wird der neue Flughafen das hohe Lied vom deutschen Schaffen und Arbeiten verkünden und der Repräsentant sein des neuen Deutschlands, des Landes der Luftfahrt.

(Donath 2, Atlantic, Presse-Photo. Scherl Bilderdienst, K.)



So zieht sich in den riesigen Magazinhäusern der Preußischen Staatsbibliothek Buchreihe an Buchreihe hin. ←

Bild unten:

Das ist noch nicht die eigentliche Bibliothek, sondern erst der Katalog, der zwar für sich schon eine ansehnliche Bibliothek ist.

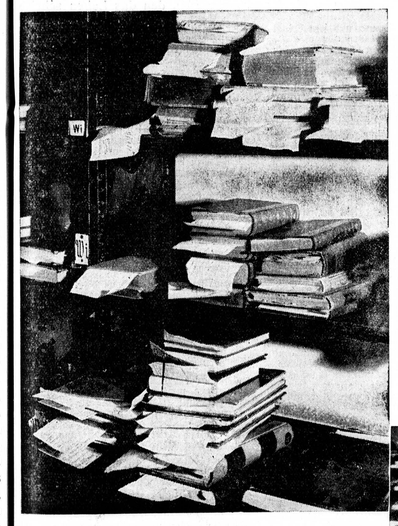
Ein Gang durch die Preuß. Staatsbibliothek in Berlin

Früher mögen langbärtige Weise in Wandelhallen neben griechischen Sportplätzen oder an schattigen Ufern indischer Flüsse ihre Schüler in Rede und Gegenrede gelehrt haben. Heute gehen Wissenschaft und Bildung vor allen Dingen den Weg über das Buch. Zumal da, wo es sich um Arbeiten handelt, die wissenschaftlichen Fortschritt bringen wollen, oder um historische Forschungen, ist aufführliche Literaturkenntnis unumgänglich. Kein Wissenschaftler ist aber imstande, alle Bücher, die er braucht, selbst zu besitzen. Gibt es doch z. B. von manchen alten Werken nur ganz wenige Exemplare. Für den Gelehrten kann kein eigener Besitz nur immer eine Handbibliothek bilden, und für seine großen Arbeiten bleiben die öffentlichen Büchereien unumgänglich; denn diese ermöglichen erst eine lückenlose Kenntnis der Fachliteratur. Die größte wissenschaftliche Bibliothek der Welt ist die Bibliothèque Nationale in Paris mit 4,3 Millionen Bänden, die zweitgrößte ist die Bibliothek in Leningrad mit 4,2 Millionen Bänden. Es reihen sich an Washington, London, Moskau, New York, Cambridge mit 3,5 bis 2,5 Millionen, dann folgt die Preußische Staatsbibliothek in Berlin als größte deutsche Bibliothek mit 2 Millionen.

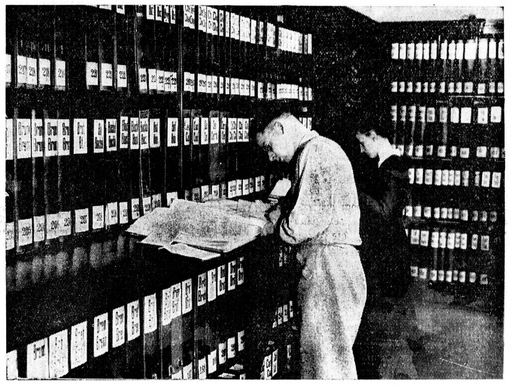
Sie steht Unter den Linden neben der Universität und füllt als großer Gebäudekomplex ein ganzes Viertel zwischen vier Straßen. Außen mit einer schönen Fassade bekleidet, die sich mit in das Straßenbild einfügt, besteht sie innen aus nüchternen Magazin-Hochhäusern mit Lichtschächten dazwischen. Eine Wandelhalle führt zu den Katalogräumen und zu dem großen Lesesaal. Dieser, ein Rundbau mit gewaltiger Kuppel, umfaßt Hunderte von Arbeitsplätzen. Dort arbeiten täglich Wissenschaftler aller Art, von den ältesten Professoren bis zu den jüngsten Studenten. Manche von ihnen sind als Stammgäste bekannt. Im großen Lesesaal arbeiten vor allem die, die historische Forschungen treiben, weil die alten Bücher aus früheren Jahrhunderten nicht nach Hause verliehen werden. Kein Gespräch stört dort die Arbeitenden, kein Frühstückspapier knistert. Leise gleitet jeder zu seinem Platz. Aber draußen in der Wandelhalle wird laut diskutiert. Da beraten die Doktoranden ihre Arbeiten. Da begrüßen die Stammgäste einander. Sie gehen in den Arbeitspausen auf und ab. Immer dreht sich das Gespräch um wissenschaftliche Dinge. Der Eifer in der Arbeit hält sie zusammen. Theologen und Philologen, Mediziner und Juristen, Volkswirte und Techniker. Jede wissenschaftliche Arbeit, sofern sie nicht ganz enge Grenzen zieht, greift auf Nachbargebiete über. Und insofern ist eine Gesamtbibliothek aller Wissenschaftszweige unentbehrlich.

Die Massen der Bücherbestände sind übersichtlich geordnet in zwei großen Katalogen, die den Benutzern zugänglich sind. Der eine ist alphabetisch geordnet, der andere dagegen nach Sachgebieten. Allein die Kataloge umfassen viele Hunderte von Bänden. Jedes Buch hat seine besondere Nummer, seine „Signatur", die aus zwei Buchstaben und einer Zahl besteht: Das Prinzip ist ungefähr das gleiche wie bei den Autonummern, nur daß die Buchstaben bei den Autos den Heimatort angeben, bei den Büchern das Fachgebiet. Der Benutzer schreibt auf Grund des Katalogs einen Bestellzettel mit der Signatur des Buches aus. Er notiert darauf auch, ob er das Buch nach Hause oder in den Lesesaal entliehen haben will. Die Verwaltung ordnet die vielen einlaufenden Zettel nach Sachgebieten und schickt sie zu den verschiedenen Magazinen. Dort stehen die Millionen Bände in Reihen geordnet, Regal an Regal. Die Bücher werden geholt und mit Aufzügen weitergeschickt. Auf dem laufenden Band geht es zur Leihstelle oder den Lesesaal weiter. Dort ordnen Beamte die Massen der eintreffenden Bücher nach dem Bestellernamen, und 24 Stunden nach dem Einwerfen des Bestellzettels liegt das Werk benutzungsbereit. Oft aber kommt aber auch nur der Zettel zurück mit dem Vermerk „Verliehen". Dann kann man das Buch vorbestellen. Denn die Benutzerzahl der Staatsbibliothek umfaßt viele Tausende, dazu kommen Behörden und Institute, und auch von außerhalb wird die Staatsbibliothek viel benutzt. Es besteht zwischen den deutschen Bibliotheken ein Tauschverkehr, so daß ein in einer Bücherei nicht vorhandenes Buch aus einer anderen bezogen werden kann.

Da muß nun meist die Preußische Staatsbibliothek aus ihrem Reichtum spenden, und täglich gehen und kommen große Bücherpakete. Es gibt in jeder Staatsbibliothek mehrere Abteilungen: die Handschriftenabteilung, die Kartenabteilung, die Musikabteilung und andere mehr. Sie alle haben eigene Lesesäle und jeder von diesen ist mit einer Handbibliothek ausgestattet, die Tausende von Bänden umfaßt und an den Wänden zu sofortiger Benutzung bereit steht. Die Organisation der Preußischen Staatsbibliothek ist bewundernswert. Trotz der scheinbar unübersehbaren Menge der Neuerscheinungen und der riesigen Bestände alter Literatur besteht in der Anordnung größte Uebersichtlichkeit, so daß jeder sich bald zurechtfindet. Das Anordnungssystem ist so aufgebaut, daß alle neu hinzukommenden Bücher leicht eingeordnet werden können.



Hier liegen die Bücher, jedes mit seinem Bestellzettel, und warten auf ihre Leser.



Der große Lesesaal der Preußischen Staatsbibliothek.

Photos (4) Bavaria, Gauting

Wallace Beerys Weg zum Film

Eisenbahnarbeiter — Elefantendresseur — Kaufmann — Filmunternehmer — Komiker — Charakterdarsteller

Fast alle großen amerikanischen Schauspieler haben ein wechselvolles, oft abenteuerliches Dasein hinter sich. Sie unterscheiden sich darin wesentlich von unseren Künstlern, die großenteils von der Sprechbühne kommen und nach mehr oder weniger langem künstlerischen Ringen Lieblinge des Filmpublikums geworden sind. Es mag aber sein, daß gerade jene Abenteurerleben die Grundlage zu der späteren Gestaltung wirklichkeitsnaher Charaktere bilden. Wir haben stets bewundert, wie großartig die Amerikaner gerade die kleineren Rollen mit echten Typen besetzen können. Ein riesiges Menschenmaterial steht zur Verfügung. Will sich aber einer aus der Masse emporarbeiten, als „Star" anerkannt werden, dann muß er schon eine ganze Persönlichkeit sein.

Zu diesen wenigen Auserkorenen gehört zweifellos Wallace Beery, nicht nur der bekannteste, sondern auch wohl beste Charakterdarsteller des amerikanischen Films. Daß Beery nicht immer Schauspieler war, ja, vielleicht ursprünglich gar nicht die Absicht gehabt hat, die Filmkunst zu beleben, sieht man ihm auf den ersten Blick an. Er ist kein schöner Mann, aber Güte leuchtet ihm aus den Augen. Seine Rauheit ist äußerlich. Er liebt Kinder und Tiere, und man faßt solchen Menschen mit Recht rasch, daß sie ein gutes Herz haben.

Sein Vater, Polizist in Kansas City, wünschte, daß sein Sohn etwas Ordentliches lerne. Er brachte ihn bei der Eisenbahn unter, und dort heißt es der junge Wallace wirklich eine Reihe von Jahren als Arbeiter aus. Bis eines Tages ein Zirkus in die kleine Stadt kam. Das war etwas anderes als Wege auszuhacken und Schienen zu verlegen, als stundenlang die Strecken abzugehen und Weichen zu prüfen. Die glitzernde und vielseitige Welt des Zirkus lockte. Wallace ließ Vaterhaus und Beruf im Stich und zog mit den Artisten in die Ferne. Er war ein anstelliger und kräftiger Bursche. So überließ man ihm die Wartung der großen Tiere, mit denen er sich bald eng befreundete. Und eines Tages stand er als Elefantendresseur in der Arena.

Jahrelang zog er mit dem Zirkus kreuz und quer durch den Westen Amerikas. Dann war es aus mit der Herrlichkeit dieses Wanderlebens. Und Wallace Beery mußte sich als reisender Kaufmann sein Geld verdienen, bis er ein Engagement bei einer kleinen Bühne fand. Er spielt dort alles, was von ihm verlangt wird. Bald aber sieht er ein, daß dort kein Fortkommen für ihn möglich ist. Er zieht es nach der großen Stadt, Newyork lockt! Er hat Glück. Ein Operettentheater verpflichtet ihn. Man kann sich vielleicht heute nicht vorstellen, wie der etwas schwerfällige Wallace Beery Operette gespielt haben will. Er selbst jedoch behauptet, daß ihm die komischen Rollen, die man ihm zuerteilte, recht gut gelegen haben. Auch diese Tätigkeit sollte nur Uebergang bleiben, war jedoch für sein späteres Leben entscheidend. In Newyork nämlich kam er mit dem Film in Berührung. Seinen ersten großen Erfolg feierte er in dem historischen Filmwerk Richard Loewenherz. Beery war

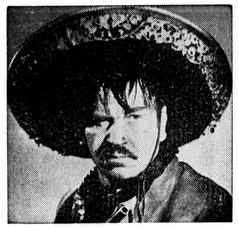
Das Stadtkind erlebt zum ersten Male Wald und Wiese und Stall

Maria (Hilde Körber) durfte den kleinen Gerd (Arthur Fritz Eugens) mit in ihr Heimatdorf nehmen. Aus dem Tobis-Rota-Film „Maria, die Magd". (Foto:Tobis Rota)

nicht nur Künstler, er besaß auch kaufmännische Fähigkeiten. Er erkannte die großen geschäftlichen Möglichkeiten, die der Film bot, und gründete eine eigene Filmgesellschaft, die vornehmlich mit Japan arbeitete. Beery verdiente und verlor. Mittlerweile war er älter geworden und sehnte sich nach einer geregelten Tätigkeit, die weniger spekulativ war.

So ging er nach Hollywood und fand in dem amerikanischen Filmzentrum bald Anschluß. Zu jener Zeit lernte er Gloria Swanson kennen, mit der er sich später verheiratete. Das Ehepaar wohnte jedoch nur einige Jahre. Indessen war Beery den Produktionsleitern von Metro-Goldwyn-Mayer aufgefallen. Nach einigen Eheversuchen wurde man es, ihn groß herauszubringen. Und so war er der Partner der unvergeßlichen Marie Dressler. In Deutschland konnte er gemeinsam mit ihr in „Hafenasyl" einen aufsehenerregenden Erfolg erringen.

Jetzt erscheint er wieder in der Hauptrolle des Films „Viva Villa". Wallace Beery spielt hier den amerikanischen Banditen und Freiheitshelden Pancho Villa, eine ebenso große wie schwierige Aufgabe. Der Welterfolg dieses Werkes bedeutet die Krönung seiner Laufbahn.



Wallace Beery
(Fot.: Metro-Goldwyn-Mayer)

Gustaf Gründgens wieder im Film

„Einstellung 553 - zum drittenmal"

Seit Shaws „Pygmalion" mit Gustaf Gründgens in der Hauptrolle verfilmt wurde, ist dieser vielseitige Bühnenkünstler in keinem Filmwerk mehr in Erscheinung getreten. Gustaf Gründgens ist inzwischen zum Staatstheater-Intendanten ernannt worden und hat die ihm unterstellten Berliner Bühnen zu hohen künstlerischen Leistungen geführt. Nach langer Pause hat er sich jetzt erstmalig wieder für eine Filmrolle zur Verfügung gestellt. Er spielt den Lord Illingworth in Oskar Wildes „Frau ohne Bedeutung". Das Bühnenwerk ist von Thea von Harbou zu einem Filmwerk umgestaltet worden. Aber auch Intendant Gründgens ist maßgeblich mitbeteiligt an der Gestaltung des Drehbuches.

Bei unserem Besuch in der Tonfilmhalle in Johannisthal wurde gerade eine Szene gedreht, die außergewöhnliche künstlerische Anforderungen stellte. Die Tertseite im Drehbuch ist in ihrer ursprünglichen Form kaum wiederzuerkennen. Um jedes Wort, um jede Geste, um jeden Schritt wurde „gerungen", um der Begebenheit jene innerlich zwingende Kraft der Darstellung zu geben, die den Vorgang auch wirklich glaubhaft macht. Es war eine Stelle in der Handlung, wo nur das psychologische Fingerspitzengefühl in der Lage war, die darstellerische Aufgabe zu meistern. Und das um so mehr, als der Spielleiter Hans Steinhoff für diesen Film Darsteller vereinigt hat, die ausgeprägte künstlerische Persönlichkeiten sind. Käthe Dorsch ist als Sylvia Kelsil die Gegenspielerin Gustaf Gründgens, Marianne Hoppe, Käthe Haack, Julia Serda, Annemarie Steinsieck, Friedel Haerlin, Genia Nicolajewa, Friedrich Kayßler, Hans Leibelt, Paul Henckels und Albert Lieven sind noch in dem Film beschäftigt.

„Ich habe gekämpft um diese Darsteller", — sagt uns der Spielleiter Steinhoff — „es sind eigenwillige Naturen, um so schöner ist die Aufgabe, sie gemeinsam auf einer einheitlichen Tonung einer einzigen Silbe an. Im Sprechtheater spielen diese Feinheiten der tonlichen Schattierung keine große Rolle, denn zwischen dem Darsteller und dem Zuschauer liegt die räumliche Weite. Das Mikrophon dagegen fängt die Worte unmittelbar vom Mund des Sprechers weg und gibt sie über die Tonapparatur ebenso unvermittelt dann an die Zuhörer weiter. Was auf der Sprechbühne wirksam ist, kann in der akustischen Wiedergabe des Tonfilms völlig unmöglich sein! Und deswegen wird gerade bei solchen Dialogfilmen eine unermeßlich große filmkünstlerische Kleinarbeit geleistet.

Käthe Dorsch und Gustaf Gründgens
spielen die Hauptrolle in dem Hans-Steinhoff-Film „Die Frau ohne Bedeutung" nach Oscar Wilde. (Mater: Tobis-Europa.)

„Beim letzten Satz fahren Sie mit der Kamera vor" — befiehlt Steinhoff dem Kameramann Ewald Daub. Er will dadurch die Wirkung des gesprochenen Wortes optisch vertiefen und steigern. Der Zuschauer im Filmtheater kann unmöglich diese mühsame Kleinarbeit erkennen. Aber die Gesamtwirkung eines Films beruht sehr häufig auf der sorgfältigen Beachtung all dieser Kleinigkeiten.

Stunden vergingen, ehe die „Einstellung 553" filmgerecht eingefangen war, in wenigen Sekunden wird die Szene auf der Leinwand vorübergehuscht sein. Professor Clemens Schmalstich hat übrigens die Musik zu diesem Film geschrieben. M.

Das ist mir passiert!

„Maria, die Magd", ein Film, den das Leben schrieb

Eben schien noch die Sonne, und jetzt bringt ein schnell dahinjagendes Gewitter plötzliche Regenschauer. Eine Zeltbahn wird aufgespannt und von den Kameraleuten hochgehalten. Alle stehen dicht beieinander und horchen auf den Donner, der weithin über das Tal rollt.

Der Kameramann Werner Bohne schiebt sich die helle Mütze ins Genick. „Sag mal, Harlan, wie soll ihr eigentlich zu diesem Filmthema gekommen?"

Veit Harlan, der Regisseur des Tobis Rota-Films „Maria, die Magd", der mit Axel Eggebrecht das Drehbuch schrieb, bekommt die leere Zigarrenspitze in den rechten Mundwinkel und erzählt dann.

Man spürt es nach zwei Sätzen, wie sehr das Thema ihn beschäftigt.

„Was diesem Film zugrunde liegt, das ist mir passiert, ja mir selbst. Als ich noch ein ganz kleines Kind war, hatten sich meine Eltern in die Obhut eines Dienstmädchens gegeben, das viel in der wendischen Tracht seiner Heimat herumlief und Maria Klimank hieß.

„Wie die Maria in unserem Film?"

„Genau so. Ich habe diese Maria Klimank — Maria wurde sie nur in der Stadt genannt — später einmal wieder besucht. Sie ist erst vor kurzem gestorben. Also, diese Kindsmagd, wie man damals sagte, nahm mich einmal mit in ihr Dorf, und die Dorfkinder nahmen mich mit auf den Krebsfang. Das Mädchen suchte mich wie eine Verzweifelte, und da wir uns unter einer Brücke aufhielten, konnte sie uns nicht sehen, und wir konnten bei dem Lärm des rauschenden Wassers nicht ihre Rufe hören. Schließlich wurden wir gefunden. Mein Vater schrieb damals eine kleine Novelle „Die Kindsmagd".

„Und aus dieser Novelle entstand der Film?"

„Na und nein! Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Ich habe selbst Kinder, drei, und unser Kindermädchen nimmt sich der Kinder sehr an, zumal, wie Ihr wißt, meine Frau oft beim Theater spielen muß. Besonders die kleine Susanne wird von dem Mädchen abgöttisch geliebt. Es interessiert sich weder für einen Mann noch für Zuhause, und als wir es zur Taufpatin unserer kleinen Susanne machten, war es im siebten Himmel. So eine Liebe ist noch nicht dagewesen. Aber diese Liebe hat auch etwas Gefährliches. Sie macht das Kind der Mutter teilweise abwendig. Und wenn dann die Mutter viel außer dem Hause sein muß, geschieht es unweigerlich, daß das Mädchen dem Kinde bald näher steht als die eigene Mutter."

Der Regen geht immer noch rauschend nieder. Aber im Westen wird es heller.

„Da bist du also halb und halb in der Rolle des Dr. Winter, der am Ende der Maria kündigen will? Oder ist es dem Winter damit nicht ernst, Harlan?"

„Und ob es ihm ernst ist! Schließlich ist das doch sein Kind, um das es hier geht. Er weiß ganz genau, daß er nie wieder eine so treue und aufopfernde Marie bekommt, aber er kann auch nicht warten, bis der Junge herangewächst, und zwar ganz in dem Gefühl, daß das Mädchen Maria mehr mit ihm zu tun hat als die eigene Mutter."

„Ist das nicht ein bißchen grausam, das... Kündigen nach so viel Aufopferung?"

„Es ist grausam, aber das Leben ist es nicht minder. Und unser Film geht auch bis an die Grenze der Grausamkeit. Sonst wäre er nicht so wahr, so echt. Drei Jahre schon schleppe ich mich mit dem Filmstoff herum, und ganz allmählich bin ich zu der jetzigen Form gekommen. Die Maria im Film ist wohl eine Maria Klimank, sie ist aber zugleich die Urgestalt all der Marien in dienender Stellung, all der Namenlosen, deren Arbeitsleistung und Liebe wir beanspruchen, ohne in ihnen den Menschen, die Frau zu erkennen. Ich habe deshalb für den Film einen Rahmen gewählt, der über dem Einzelschicksal das Geschick aller dieser Marien sichtbar machen soll, und dieser Rahmen wird nicht nur durch Bild und Text geschaffen, sondern auch von der Musik. Leo Leux ist darin ganz meinen Intentionen gefolgt, er hat eine Musik geschrieben, die alles andere ist als eine musikalische Kolorierung. Sie ist innerl manchmal an alte Choräle, versteht ihr, an die Wucht dieser alten Musik und an ihre — sagen wir ruhig — Grausamkeit."

Harlan hatte sich in die Hitze geredet. Er fuhr herum, als einer fragte: „Da ist unser Film also ein Avantgardefilm?"

„Vielleicht", sagte er langsam. „Vielleicht! Wenn man einen deutlichen, lebenswahren Film so nennen will, dann ist er es. Aber das große Publikum wird ihn nicht so empfinden, denn schließlich verspürt jeder die Lebensnähe dieses Films, ob er nun von derber stammt, wo man die Marien in Anspruch nimmt, oder von der Volksschicht, aus der die Marien kommen. — Was denn, was denn! Wir gaukeln hier herum, und dabei hat es zu tonnen gehört! Die Sonne, Herrschaften! Die Sonne!" —l.

Luis Trenker dreht seinen neuen Film

Er führt den Titel „Condottieri". Die Aufnahmen werden zur Zeit in Italien gemacht.

(Weltbild, K.)

Besuch in einer alten Rauchkate

Vorderansicht einer alten Rauchkate

Wir können uns heute die niedersächsische Landschaft nicht ohne die „Rauchkaten" mit den dicken Strohdächern denken, und doch werden spätere Generationen von uns nicht mehr vorfinden als nur jene paar Häuser, die als Heimatdenkmäler mit in die Zukunft hinübergerettet wurden.

Die Bauweise dieses altniedersächsischen Bauernhauses erstreckte sich von der Nordsee bis zum Harz, von der holländischen Grenze bis zur Elbe — sie umfaßte also das Gebiet der Provinz Hannover sowie den größten Teil von Westfalen.

„Rauchkaten" nennt sie der Volksmund, obwohl es regelrechte Fachwerkhäuser sind. Vergeblich sucht man auf ihrem Dach den Schornstein, durch den der Rauch des offenen Herdfeuers entweichen kann. Wuchtig lastet das dicke Reitdach auf dem Hause, das oft durch die Last des Alters schon etwas krumm ist, und mitunter einen stark ausgeprägten Buckel bildet. Allein die warme Strohschicht hüllt das Gemäuer warm ein, so daß Sturm und Unwetter ihm und seinen Einwohnern nichts anhaben können. Naß und wetterfest wie seine Bewohner steht das niedersächsische Bauernhaus da. Unwillkürlich empfindet man: Unter diesem Dach ist Heimat, hier sitzt du warm, wenn im Winter der eisige Sturm durch die Lande weht. Für die Menschen, die hier wohnen, muß es ein herrliches Gefühl des Geborgenseins sein. Den einzigen Eingang bildet die riesige „Grotdör", durch die auch der Rauch des offenen Herdfeuers seinen Weg ins Freie nimmt.

Viele hundert Jahre stehen die alten Räucherkaten. Manche von ihnen haben eine große historische Vergangenheit hinter sich, von der sie dem uneingeweihten Beschauer heute noch kaum etwas verraten. Sie sind durchaus keine ärmlichen Moorkaten, sondern bergen aus vergangenen Jahrhunderten Kostbarkeiten, um die ein Altertumssammler sie beneidet und oft viel ausgeben würde, wenn er sie erwerben könnte. Aber in unserer heutigen Zeit ist nicht mehr alles käuflich. Ein rechter, alteingesessener Bauer, der mit ganzer Seele mit seiner Scholle verwachsen ist, hält den Urväter-Hausrat heilig und gibt ihn um keinen Preis her. Da sind die alten Truhen und Schränke, Geräte und Schmuckgegenstände, mit denen zahllose Erinnerungen verknüpft sind. Von Geschlecht zu Geschlecht haben sich diese Räucherkaten vererbt, sie sind stumme Zeugen einer alten bodenständigen Kultur.

Die Kate, die wir besuchen wollen, liegt wie ein Märchen aus verklungenen Jahrhunderten, versteckt, umgeben von hohen Bäumen, in Neuenburg in Oldenburg, dicht an der Landesgrenze Oldenburg — Ostfriesland. Sie ist noch ganz in ihrem Urzustand, mit den alten und sehenswerten Einrichtungsgegenständen, eine von den ganz wenigen in seiner reinsten Form erhaltenen niedersächsischen Rauchkaten, deren Alter auf über 500 Jahre geschätzt wird. Hier ist noch alles beim alten geblieben, hier hat das „moderne" Zeitalter noch alles unberührt und unverändert gelassen.

Die jetzigen Bewohner der Rauchkate sind anspruchslose, liebe und nette Menschen, die uns gern das Innere ihres Hauses zeigen und uns Werkzeuge und Gegenstände erklären. Durch die „Grotdör" betreten wir das Haus und gelangen zunächst in die Diele, in der Heimatsprache „Flett" genannt. Erst langsam gewöhnen sich unsere Augen an die Dunkelheit, die hier herrscht, und erst allmählich erkennen wir in dem schwelenden Rauch die einzelnen Gegenstände, die hier aufgestellt sind. Nur spärlich wird die Diele durch die an beiden Seiten befindlichen kleinen Fenster sowie vom schwachen Widerschein des offenen Herdfeuers erhellt.

Die Fenster bestehen größtenteils aus kleinen buntgetönten Glasscheiben, die von Freunden und Bekannten zur Erinnerung an den Hausbau geschenkt und später während des „Hausbörn" (Hausbau) beim feierlichen Fensterbier (daher auch der Name: „Fensterbierscheiben") eingeweiht wurden. Die oft künstlerisch ausgeführten Scheiben zeigen den Namen — die Jahreszahl — mitunter auch das Wappen des Stifters — sowie manche symbolische Figuren und Sprüche. Das häusliche Leben spielte sich zu allen Seiten nur auf dem „Flett" ab. In den ältesten Zeiten war es der einzigste Wohnraum, den Menschen und Tiere miteinander teilten; erst später kam „die gute Stube" und der Altenteiler-Wohnraum hinzu, den Großvater und Großmutter nach der Uebergabe des Bauernhauses an den Sohn als Wohnsitz erhielten.

Die ehrwürdige Feuerstelle ist seit Jahrhunderten der Mittelpunkt des Hauses

Zu beiden Seiten der Diele befinden sich die Viehställe, links stehen die Kühe, rechts die Pferde. Auch die Vorratskammern für das Getreide und das Futter sind hier untergebracht. Hier steht noch die alte Häcksellade aus den Zeiten der Vorväter, die heute auch noch im Gebrauch ist und worin an jedem Abend das Futter geschnitten wird; es ist nicht so einfach, sondern anstrengend und verlangt eine ziemliche Kraftanwendung. Hier in der Diele war die Stätte schwerer, nie endender Männerarbeit — immer gab es viel zu tun.

Ueber der Diele befindet sich der Boden, auf den zur Erntezeit die Garben mühsam heraufgestakt wurden. Waren die Hackfrüchte eingebracht, so wurden die Korngarben wieder heruntergeworfen, aufgebunden und ausgebreitet, und nun hörte man überall das Lied des Erntesegens — bum — bum — bum —. Es war das rhythmische, taktische Klopfen und Schlagen der Dreschflegel. Kisten und Kasten füllten sich dann mit den Erträgnissen der mühseligen Feldarbeit. In diesen Tagen hielten die Mitbewohner der Diele, das Hühnervolk, reiche Ernte; sie pickten auf dem festen Lehmboden herum und sorgten dafür, daß kein Körnchen verloren ging. Die Diele ist auch der Aufbewahrungsort für die verschiedensten Werkzeuge, die seit alter Zeit zur Bearbeitung des Bodens und der Ernteerzeugnisse dienten; auch ein größerer über zweihundert Jahre alter Webstuhl ist noch gut erhalten. Es ist von bodenständigen Handwerkern angefertigte Wertarbeit, die allgemeine Bewunderung auslöst.

Dann kommen wir zum offenen Herdfeuer, über dem sich der rußgeschwärzte Rauchfang wie eine große Glocke wölbt. Von hier aus verteilt sich der Rauch über die ganze Diele und sucht sich seinen Ausweg durch Türen und Fenster. Wie erlöschte das Feuer — auch nicht in der Nacht — es wurde am Abend mit Asche bedeckt und glimmte so bis zum frühen Morgen weiter — um dann wieder neu angefacht zu werden. Um eine evtl. Brandgefahr zu beseitigen, denn es war ja leicht möglich, daß eine Katze bei der nächtlichen Mäusejagd dem Feuer zu nahe kam, und dann die so leicht entzündbaren Vorräte in Brand setzte, wurde das Feuer mit dem eisernen „Feuerstüver" bedeckt. Ueber dem Herd hängt der Kesselhaken, es ist dies eine lange gegabelte Stange; unten bildet sie einen Haken zum Anhängen der Kessel. Die Stange ist an beiden Seiten mit Tüllen versehen, die früher zur Aufnahme des lichtspendenden und flackernden Kienspans dienten. Erst später hat sich die heute noch gebräuchliche Petroleumlampe eingebürgert. Am Herdfeuer befinden sich zu beiden Seiten kurze Luftschächte, damit die angrenzenden Wohnräume gleichzeitig erwärmt werden. Hier am Herdfeuer war das Reich der Frau — hier wurden die häuslichen Arbeiten verrichtet, und an den langen Winterabenden brummte und summte hier das fleißige Spinnrad, galt es doch, alle Bekürfnisse der eigenen Familie und für das Gesinde zu befriedigen — auch für die Aussteuer mußte gesorgt werden.

„Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Das nur sei des Bauern Tracht!"

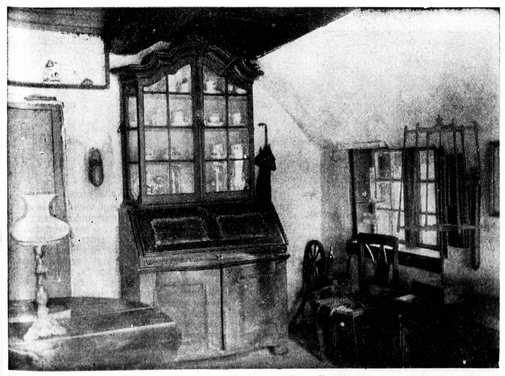
Das war und ist noch heute der Wahlspruch des nordwestdeutschen Bauern; selbstgesponnener Flachs, selbstgewebtes Linnen sind daher noch heute der ganze Stolz der niedersächsischen Bauersfrau.

Im Rauchfang, der sich über dem Herdfeuer befindet, hängen allerlei leckere Stücke — auch an der Decke sind Schinken und Würste aufgereiht und werden so Tag für Tag nachgeheizt — sie erhalten erst durch den ewigen Torf- und Holzrauch einen ganz besonders delikaten Geschmack.

Nach getaner Arbeit versammelten sich des Abends die Bewohner um das Herdfeuer, mitunter kam auch Besuch, und dann wurde „geschnackt", so manche nette „wahre" Geschichte gab man zum besten. Aber diese abendlichen Zusammenkünfte wurden nie lange ausgedehnt — zeitig ging es zu Bett, denn am nächsten Morgen wartete früh wieder die Arbeit. Die Abende gestalteten sich recht unterhaltend und galten für den schönsten Abschnitt in der kalten und dunklen Jahreszeit.

In einer Nische sehen wir eine alte mit reichen Schnitzereien versehene Bauern-Anrichte, die mit den schönen und schweren Zinngegenständen, erst dem Raum sein eigentümliches Gepräge gibt.

Jetzt gehen wir in „die gute Stube". Sie ist ein Schmuckstück und mit das Schensverteste der ganzen Rauchkate. Die alten und schönen Möbelstücke zieren prächtige Schnitzereien, erfreuen unser Auge und leuen Zeugnis von dem Kunstsinn der Einwohner ab. Verschiedene antike Einrichtungsgegenstände füllen den Platz aus, ohne überladen zu wirken. Das in die Wand eingelassene, wundervolle Wandbett für die Frau ist, wie fast alle Schlafstätten, nach dem Vorbild der Schiffskojen in eine Wandnische eingebaut — es wird abgeschlossen durch einen herrlichen und kostbaren Vorhang — der in eigener Handwebere hergestellt war, und gleichzeitig als Schmuckstück in diesem niedlichen und niedrigen Raum dient. Vor dem Bett steht die geschützte und mit Schnitzereien geschmückte Wiege für das junge Leben, das einst in diesen Räumen schalten und walten soll.



In der Gutenstube sieht es recht altertümlich aus; aber die Nachkommen halten in Ehren, was ihren Vorfahren lieb und wert war. (Photos (3) M. Worlitz, Kiel.)

In allen Räumen staunt man über selbstverständliche Einfachheit, die Dinge sind hier nicht willkürlich zusammengetragen, alles steht an seinem Platz, wo es hingehört, und wo es immer gestanden hat.

Wunderwelt im Schoß der Berge

Ein Pionier der Höhlenforschung

Es will heute fast unwahrscheinlich klingen, daß die Vorgeschichtsforschung und vorgeschichtliche Altertumskunde noch nicht einmal hundert Jahre alt ist. Der berühmte französische Forscher Boucher de Perthes, der Begründer der Vorgeschichtswissenschaft, wurde jahrelang verlacht und bekämpft, bis endlich im Jahre 1840 die Ergebnisse seiner Arbeiten vom Institut de France anerkannt wurden. Mit dieser Anerkennung wurde als wissenschaftlich feststehende Tatsache hingenommen, daß der Mensch schon in sehr frühen Zeiten die Erde bewohnt hat, daß „er ein Zeitgenosse des Mammuts und anderer vorsintflutlicher Tiere war". Die Erkenntnisse Boucher de Perthes stützten sich in erster Linie auf die reichen Bodenfunde, die er im mittleren und südlichen Frankreich machte. Vor seinen Entdeckungen konnte die Geschichte der Menschheit nur an Hand schriftlicher Aufzeichnungen zurückverfolgt werden, also nur bis zu einer verhältnismäßig kurzen Zeit vor der Geburt Christi. Durch die französischen Bodenfunde ließen sich jedoch die von europäischen Völkern bewohnten Gebiete — nach vorsichtigen Schätzungen — schon vor 30 000 dort lebten.

Tollkühnheit im Innern der Erde

Nach Boucher de Perthes hat mancher wagemutige Forscher durch Ausgrabungen und Erforschung großer Erdhöhlen dazu beigetragen, das bisher gewonnene Bild von den Urahnen der heutigen Menschheit zu ergänzen; vollständig ist das Dunkel der Vorgeschichte ja bis in unsere Tage noch nicht aufgehellt. Die großen Erdhöhlen waren für die europäischen Ureinwohner die Wohn- und Zufluchtsstätte; deshalb sind mit ihrer Entdeckung für die Wissenschaft besonders reiche Fundgruben aufgetan worden. Auch in Deutschland gibt es ja unzählige solcher Höhlen, die bekanntesten in Thüringen, im Schwäbischen Jura und in der Fränkischen Schweiz. Die Schönheit ihrer domartigen Säle, der unterirdischen Seen, der gewaltigen Säulen, der märchenhaften Formen der Tropfsteingebilde, der Stalaktiten und Stalagmiten) zieht Jahr für Jahr Ströme von Reisenden an, die sich an der Naturpracht im Innern der Erde nicht satt sehen können. In den Jahren nach dem Kriege hat sich wiederum ein Franzose einen berühmten Namen durch die Entdeckung großer Höhlen in den Pyrenäen erworben: Norbert Casteret. Es ist ihm gelungen, in jahrelangen riesigen Anstrengungen viele bis dahin unbekannte Höhlen zu durchforschen, die mehre Schaukammern für die Vorgeschichtswissenschaft sind. Im August 1922 kam er in das Dorf Montespan in den Pyrenäen. (Das Geschlecht derer von Montespan ist in der Geschichte besonders bekannt geworden dadurch, daß eine seiner Frauen es verstanden hatte, die Liebe des Sonnenkönigs zu erringen.) Am Fuß des Berges der von den malerischen Purpurtinnen des Schlosses der Montespan ragt, entdeckte Casteret eines Tages eine Felsspalte. Dem dort hervorsprudelnden Wasserlauf folgend, fand er im Innern des Berges riesige Höhlen, von denen man annahm, daß sie den Urmenschen als Wohnung gedient hatten. Die Erforschung solcher Höhlen setzt viel Mut, Ausdauer und vor allem eine eiserne Gesundheit voraus, denn das stundenlange Durchwaten und Durchschwimmen der eisigen Gewässer läßt all' Glieder erstarren. In den sogenannten Sinters füllt das Wasser bis an die Decken der Höhlen, und der Forscher muß dann ins Ungewisse untertauchen, um zu wissen, ob und wo er jenseits des Siphons wiederauftauchen kann. Casteret führte stets einen wasserdichten Beutel mit Zündhölzern und Kerzen bei sich. In seinem bei Brockhaus-Leipzig erschienenen Buche „Zehn Jahre unter der Erde" (geb. 6 RM) erzählt er, daß ihn oft ein beklemmendes Gefühl der Angst und des Bedrücktseins in der Einsamkeit des Erdinnern befallen hat; weiter ist die Gefahr des Verirrens in den mannigfach verzweigten Gängen und Höhlen sehr groß. Oft konnte sich Casteret nur dadurch helfen, daß er sich immer an einer bestimmten Wand entlangtastete, um über den Ausgang nicht im unklaren zu sein. Aber die großen Strapazen und Gefahren, die er bei der Erforschung der Höhle von Montespan zu bestehen hatte, wurden ungeahnt belohnt. Die Höhle war tatsächlich von Urmenschen bewohnt gewesen. An den hintersten Gängen waren die Wände voll von eingeritzten Zeichnungen: Gestalten der damaligen Großtierwelt erschienen im Liebe der Kunst an den Felswänden: Mammuts, Bisons, Wildpferde, Bären und Gemsen schauten nach zwanzig Jahrtausenden auf den Forscher herab. Die Umrisse waren hervorragende Tierdarsteller. Ein besonderer Fund von Menschen aber stellen die Tonplastiken eines Höhlenbären und zweier Löwen dar. Zuvor hatte man nur die Plastiken von zwei Bisons in einer anderen Höhle entdeckt und die Wissenschaftler hatten das 1923 immer noch geneigt, die Echtheit, d. h. das Alter der beiden Tonbisons anzuzweifeln. Nach den Funden Casterets war kein Zweifel mehr möglich: die Urmenschen waren auch Künstler der Plastik. Die Tierskulpturen sind von wundervollen Proportionen durchdrungen und die Gruppe der Löwen besteht aus sechs Tieren, die in der Plastik, magischen Zwecken dienten. Es handelt sich um einen Jagdzauber, den die wilden Naturvölker in Afrika, auch z. B. auf den Südseeinseln veranstalten. Der Urmensch wollte durch die magische Wirkung, die das Töten des Tieres auf dem Bildwerk ausübt, sich des Jagderfolges im voraus versichern. Auf derselben Linie liegt auch die Tatsache, daß Menschendarstellungen entweder gar nicht oder nur in sehr merkwürdigen Formen an den Höhlenwänden zu finden sind. Wenn man überhaupt Menschen darstellte, dann hatten sie gar kein Gesicht oder waren maskiert, u. a. einen tierischen Zauber an dem Bild, der nach ihrem Glauben dann den Menschen getroffen hätte, zu verhüten.

Eine versunkene Großtierwelt

Unzählige Knochenfunde in der Nähe der Herdstellen in den Höhlen lassen die Großtierwelt vor 25 000 Jahren wieder erstehen. Der Höhlenbär, der etwa die Größe eines Ochsen gehabt hat, ist in der längsten und kältesten Epoche der Eiszeit, im „Magdalénien" (etwa 20 000 bis 15 000 v. Chr.), ausgestorben. Er ist nicht wie die anderen Tiere vor der Kälte geflüchtet, sondern hat sich in die Höhlen zurückgezogen und ist dort sehr schnell den Unbilden des Klimas erlegen. Durch die gänzlich veränderte Lebens- und Ernährungsweise, bedingt durch die gewaltige Vereisung, sind die Tiere allmählich ganz entartet. Die Knochenfunde zeigen furchtbare Krankheitserscheinungen, Verwachsungen der Knochen, die zu schweren Lähmungen führten und schließlich ein qualvolles Dahinsiechen der Tiere zur Folge hatten. Die Mammuts dieser Zeit sind vollständig ausgestorben, den Bisons droht das gleiche Schicksal. Es gibt nur noch wenige Tiere ihrer Art, die in Zoologischen Gärten oder bei uns in Deutschland in der Schorfheide gehegt werden.

Die Entdeckung der Garonne-Quelle

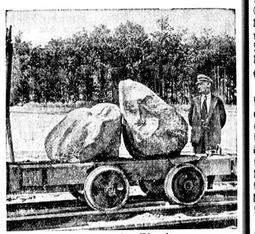
Die Forschungsarbeit Casterets brachte aber nicht nur für die Vorgeschichtswissenschaft reiche Früchte. Durch die Entdeckung unterirdischer Flußläufe hat er das geographische Bild Frankreichs auch in wichtigen Dingen berichtigen können. Bis zu seiner Entdeckung glaubte man allgemein, daß die Garonne auf der spanischen Seite der Pyrenäen am Val d'Aran entspringe. Casteret vertrat die Ansicht, daß die richtige Garonne-Quelle in den Monts Maudits (Maladetta) zu suchen sei. Ihre Wasser verschwinden dann im gewaltigen Abgrund des Trou du Toro. Als nun eines Tages eine spanische Firma den Plan faßte, die Wasser, die sich aus dem Trou du Toro in das Eseratal ergießen, aufzufangen, um ein Elektrizitätswerk zu erbauen, ließ es Casteret keine Ruhe mehr; denn ein Auffangen dieser Gewässer hätte seiner Meinung nach unabsehbare wirtschaftliche Folgen für die französischen Landschaften haben müssen, durch die die Garonne fließt. Ihr Wasserspiegel würde seiner Berechnung nach um die Hälfte gesunken. Aber vorsichtig glaubte ihm niemand, daß im Trou du Toro die Wasser der Garonne verschwinden. Casteret versuchte nun bei allen möglichen interessierten Stellen die Mittel für einen gewaltigen Versuch aufzubringen. Nach vielen Mißerfolgen wurde ihm endlich die nötige Menge des stärksten bekannten Farbstoffes — Fluoreszin — für sein Experiment zur Verfügung gestellt. Er färbte in stundenlanger Arbeit mit seiner Frau und einigen treuen Helfern die Quellwässer in den Monts Maudits. Giftgrün brausten die Wasser hinab in die Abgründe. Nach einer Wanderung zum Trou du Toro wurde festgestellt, daß die gefärbte Matermenge unterirdisch verschwunden war. Aber am riesigen Austritt des Gouteil de Joueou (Quelle des Jupiter) strahlte der herrlichste grasgrün. Der Färbeversuch hatte bewiesen, daß die Garonne in der Maladetta ihre Hauptquelle hat, dann kilometerweit unterirdisch fließt, um später wieder ans Tageslicht zu kommen.

Schon diese kurze Schilderung, die nur ein ganz unvollständiges Bild von den im Buche Casterets geschilderten riesigen Arbeiten geben konnte, zeigt, daß die Erforschung der großen von vorgeschichtlichen Menschen bewohnten Höhlen ebensoviel Mut und Ausdauer verlangt wie die großen Forschungs- und Entdeckungsfahrten in die Wüsten Afrikas und Asiens oder in die arktischen und antarktischen Gebieten.

Blick in die Vorzeit

Ueber 3000 Jahre alte Metallgegenstände

Der Kulturaufstieg der Menschheit war ein langer und beschwerlicher Weg. Zuerst lebten die Menschen in Steinzeiten (Alt-, Mittel- und Jungsteinzeit), dann lernten sie um etwa 2000 Jahre v. Chr. das Metall kennen, und zwar zunächst Kupfer, sodann die Bronze. Letztere ist ein Gemisch von meist 90 Prozent Kupfer und 10 Prozent Zinn. Nach dem verwendeten Metall wird diese Periode der Kulturentwicklung Bronzezeit genannt; sie währte von etwa 2000 bis etwa 800 Jahre v. Chr. Waffen, Handwerkszeug, Schmuck usw. wurde aus Bronze hergestellt. Auf unserer Abbildung sieht man Beile, ein Messer, zwei Lanzenspitzen und zwei zerbrochene Armbänder. Die Bronzezeit deckt sich mit dem Verbreitungsgebiet der Germanen zu jener Zeit. (Brandt, K.)



Zeugen der Eiszeit

Vor vielen tausend Jahren wuchsen die skandinavischen und finnländischen Gletscher ins Riesenhafte. Sie dehnten sich immer mehr nach Süden aus, wurden zu einer zusammenhängenden Inlandeisdecke und überzogen auch große Teile Deutschlands. Einmal reichte diese riesige Eisdecke sogar bis zu den Sudeten, zum Nordharz und im Westen sogar bis etwa zur heutigen Ruhr. Periodisch schmolzen die Inlandeisdecken ab, und es entstanden wärmere Zwischeneiszeiten. Bei ihren Vorstößen brachten sie gewaltige Schuttmengen aus ihren Ursprungsgebieten mit, darunter auch die sogenannten Findlinge, Kieselinge oder wandernde Blöcke, die überall gefunden werden, soweit die Inlandeisdecke reichte. Es war in den letzten Jahren ein vielgeübter Brauch, diese Findlinge, die eine uralte Geschichte besitzen, zu Denkmälern zu verwenden. Heute stehen sie jedoch unter Naturschutz und dürfen in ihrem Aussehen nicht mehr verändert und bearbeitet werden. (Brandt, K.)

Der älteste Menschenrest

Nur wenigen ist es bekannt, daß deutscher Boden bis heute sicheren ältesten Menschenrest der Erde geliefert hat. Es handelt sich um einen Unterkiefer, der in Flußablagerungen bei dem Dorfe Mauer, unweit Heidelberg, gefunden wurde. Man rechnet diesen Fund zu einer Vor-Neandertalrasse. Das Alter läßt sich nur nach Jahrhunderttausenden berechnen. Auffällig ist an dem Unterkiefer seine Massigkeit, die Breite der aufsteigenden Aeste, das Fehlen eines Kinns und die Größe der Zähne. Trotz dieser vom heutigen menschlichen Unterkiefer abweichenden Merkmale handelt es sich um einen Knochenrest von einem Menschen. Vielleicht kannte die Vor-Neandertalrasse noch nicht den Gebrauch des Feuers. (Brandt, K.)

Jahrtausende alte Steinbeile

Der heimische Boden birgt viele Funde aus der Vorzeit unseres Volkes, nur sind es wenige Menschen, die darauf achten. Man kann ruhig sagen, dort, wo sich in einer Landschaft seit Jahrtausenden menschliche Siedlungen befinden befanden sich auch schon vor Jahrtausenden solche. Da sind es nicht allzu selten Steinbeile, die meist zufällig gefunden werden. Mit einiger Mühe wurden sie in der Jungsteinzeit oder der Zeit der geschliffenen Steine hergestellt. Meistformentsprechendes Flußgeröll wurde noch zweckentsprechender zugehauen und dann auf einer Sandsteinplatte mit Wasser und Sand geschliffen, bis die gewollte Form vorlag. Man lernte auch mit Wasser und Sand mit einem Stab aus Holz oder Knochen Steillöcher einzuscheuern; das sind dann die Steinäxte. (Brandt, K.)

Die Grotten der 1000 Buddhas

In den nächsten Wochen sollen in der Provinz Kansu in jenem berühmten Tal in der Nähe von Tunhuang die wichtigsten Schätze aus den Grotten der 1000 Buddhas geborgen werden. Man gewinnt nämlich immer mehr die Ueberzeugung, daß in diesen 500 Grotten die prachtvollen Schätze einer alten chinesischen Vergangenheit nicht mehr genügend gesichert sind. Vor allem seitdem die Banditen, die von Zeit zu Zeit nach Kansu einfallen, allmählich in Erfahrung gebracht haben, daß man nicht nur Gold und Silber, sondern auch Antiquitäten vortrefflich an den Mann bringen kann.

Erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erfuhr man in Europa und Amerika von den Vorhandensein jener Grotten, die jener Zeit zum erstenmal durch europäische Reisende flüchtig berührt wurden. Doch es dauerte bis zum Jahre 1907, ehe ein Forscher vom Range eines Sir Aurel Stein in die Grotten eindrang und photographische Aufnahmen der Wandgemälde und Statuen machte. Um die gleiche Zeit begann man auch jene wundervollen Manuskriptsammlungen zu durchsuchen, zu entziffern und zu übersetzen, die um das Jahr 1900 von einem Grottenwächter zufällig entdeckt worden waren.

Jene Grotten sind insofern außerordentlich interessant, als nachweisbar die ältesten Bilder aus der Zeit um 650 bis 700 n. Chr. stammen. In jener Zeit hatte das Grottengebiet genau so wie die ganze Provinz Kansu ein wechselvolles geschichtliches Schicksal hinter sich. Bald hatte die eine, bald die andere Dynastie hier die Vorherrschaft. Zum Schluß bekam sogar Tibet das Uebergewicht. Im 15. Jahrhundert eroberte Dschingis Khan die Provinz. In der Folgezeit wurden die Grotten dann zu einem Pilgerort, der sogar schon von Marco Polo, dem großen Weltreisenden, erwähnt wurde.

Wenn man in die Grotten eindringt, dann bietet sich einem folgendes Bild: jede Grotte ist ein kleiner Tempel für sich. Dabei ist manche Grotte kaum groß genug, um einen oder zwei Menschen aufzunehmen. Jeweils einer Mönchsfamilie war die Sorge für eine solche Grotte anvertraut. Mit der größten Sorgfalt achtete diese Familie darauf, daß die Grotte prachtvoll hergerichtet und instandgehalten wurde. Die Bilder, die man an den Wänden findet, sind in der Hauptsache in Tempera gemalt, zeigen aber heute noch eine große Farbenfrische. Bei den Restaurationsarbeiten, die man jetzt im Zusammenhang mit einer Bergung der wichtigsten Schätze vornehmen will, wird man auch versuchen, jene Bilder abzulösen, die in einer späteren Zeit über ursprünglichere Bilder darübergemalt worden sind. Jedenfalls bergen die Grotten der 1000 Buddhas in dem geheimnisvollen Tal von Kansu noch mancherlei Rätsel, die die Archäologen zu lösen bemüht sind.

R. N.

Welt der Frau

Wir Frauen und unsere Bücherschätze

Wie sieht es im Bücherschrank aus? — Bücherschrank einräumen, will gelernt sein — Lebe mit Deinen Büchern!

Die Werbewoche für das deutsche Buch lenkt das Interesse des ganzen Volkes auf die Schätze seiner Literatur und Wissenschaft. Uns Frauen fällt die Aufgabe zu, neben der geistigen auch die praktische Pflege dieser Schätze zu üben.

Bücher sind doch die besten Freunde. Sie sind stets da, trostspendend und beglückend, wenn man sie braucht. Sie halten sich still und bescheiden im Hintergrund, wenn man ihrer nicht bedarf. Die besten Freunde — aber wie werden sie oft behandelt!

Bücherschränke gibt es, die auf den ersten Blick hin den Eindruck musterhafter Ordnung und Gepflegtheit machen. Die Buchreihen stehen korrekt vorn am Rand ausgerichtet. Aber dahinter, zwischen Buchreihe und Schrankwand, liegen in wirrem Durcheinander, verklemmt, halb aufgeklappt, zerfleddert und achtlos hineingeworfen, andere Bücher. Nämlich die Bücher, die wirklich gelesen werden! Vorn stehen die Lexika und die schön gebundenen Klassiker . . .

Bücherschränke gibt es, in denen vieles Platz findet, nur keine Bücher. Bücherschränke gibt es, die zwar zu einer „kompletten Zimmereinrichtung" gehören, deren Aufteilung aber so unpraktisch ist, daß wichtige Bücher schräg darin stehen müssen oder in Stapeln aufgeschichtet werden. Bücherschränke gibt es, in denen sich die Spinnen wohler fühlen als die Bücher. Solche Bücherschränke sind Friedhöfe, die vergessen und verwahrlost sind, nicht aber Aufenthaltsorte für beste Freunde!

Bücher sind doch etwas Lebendiges! Jedes Buch, das wir wirklich gelesen haben, ist ein Teil von uns geworden und hat etwas von unserem Wesen übernommen. Dieser Austausch gibt jedem Buch in unseren Augen eine besondere Atmosphäre: richtig, das wundervolle Afrika-Werk haben wir damals gelesen in den glücklich unbeschwerten Tagen auf der Nordsee-Insel. Das andere dort ist ein sehr liebes Abschiedsgeschenk . . .

Also wollen wir den guten Freunden einmal ihr Recht zukommen lassen und den Bücherschrank neu einrichten. Am praktischsten sind die einfachen, geraden Schränke mit verstellbaren Böden und Zahnleisten zur Mittelstützen. Sie müssen nicht allzu hoch sein, vielmehr so gehalten, daß man beliebig neue Teile einfügen kann und doch den Eindruck der Geschlossenheit einer Bücherwand nicht verliert. Offene Fächer sind natürlich sehr schön, man fühlt sich dann so unmittelbar von den guten Freunden umgeben. Allerdings verlangen die offenen Bücherwände sehr viel Pflege. Eins bis zweimal in der Woche tritt der Staubsauger in Tätigkeit, um zu verhüten, daß der Staub den Werken schadet. Sehr hübsch, wenn auch ein wenig teuer, sind die verschiebbaren Glaswände vor den Regalen. Schranktüren, verglast und mit Stoff bespannt, wirken oft ein wenig konventionell und rein zweckmäßig.

Wie ordnen wir nun die Bücher? Nein, bitte nicht der Größe nach! Auch nicht entsprechend der Farbe der Einbände! Gerade so gut könnte man liebe Gäste zusammenbringen, nur weil sie zufällig den gleichen Heimweg haben . . . Wissenschaftliche Werke werden ihrem Inhalt nach vereinigt, ebenfalls die praktische Literatur, wie Lexika, Auskunftsbücher über Fragen des täglichen Lebens, hauswirtschaftliche und berufliche Ratgeber. Die Gesamtausgaben der Klassiker und Romantiker vertragen sich gut, die fremdsprachigen Werke werden entweder nach Inhalt oder nach Sprachen geordnet.

Ein Fach ist der reinen Unterhaltungsliteratur gewidmet — es kann ein wenig in den Hintergrund treten — während die bedeutenden Werke der Gegenwarts- und Weltliteratur ins Auge fallend und weit vorn zu stehen haben. Man braucht sie häufig zum Vergleichen, zum Nachschlagen, wenn im Freundeskreis interessante Debatten darum geführt werden. Dann gibt es noch eine Abteilung Märchen- und Jugendschriften — davon vermag man sich doch nicht so einfach zu trennen! Und schließlich ist da noch das kleine „Trostfach", in dem diejenigen Bücher stehen, die uns die allernächsten und besten Freunde sind, und zu denen man greift, wenn das Herz in einsamen, traurigen Stunden nach Freundschaft hungert. Vielleicht ist es nötig, auch ein Fach als „Lagerei" einzurichten, wo all diejenigen Bücher Aufnahme finden, an denen man Wunden entdeckt. An einem ruhigen Abend kann ja dann gemeinsam einmal alles geheilt werden: ausgerissene Seiten werden mit durchsichtigem Klebepapier wieder befestigt, beschädigte Deckel mit Pappe gefleckt, Flecken entfernt.

Mit Bücken muß man leben! Gerade wir Frauen sollten es verstehen, unsere Bücher wirklich wie gute Freunde zu behandeln und vor unseren Bücherschrank zu treten wie in einen festlichen Kreis von hochgeschätzten, lieben Menschen.

R. v. E.

Mutti liest vor

Zur Woche des Deutschen Buches 1936 (Atlantic, K.)

Hausfrauen, Kampf dem Verderb!

Wir deutschen Frauen tragen bei zum Vierjahresplan des Führers

„Kampf dem Verderb" heißt eine Parole der nationalsozialistischen Wirtschaftsgesetzgebung. Gerade jetzt, wo die Erntedankfeiern aus vollem Herzen dem Herrgott Dank sagten, ist es Zeit, sich zu besinnen, diesen Dank auch tatsächlich zu zeigen, indem man mit Gottes Gabe auch achtsam und sorgsam umgeht.

Wir Hausfrauen wissen, daß unser Volk einen verhältnismäßig kleinen Nahrungsraum hat. Wir wissen, daß durch Meliorationen kultivierbare Bodenfläche und intensive Bodenbewirtschaftung alles getan wird, unsere Ernährungsmöglichkeiten zu heben.

Es sollen hier nicht Zahlen genannt werden; den berufener Stelle ist uns eine klare Uebersicht über unser „Soll und Haben" im deutschen Vaterlande gegeben worden. Wir wollen nur versuchen, die Stellen zu finden, wo jede Hausfrau zur Erhaltung unserer natürlichen Lebensgüter beitragen kann.

Mit unserm „Kampf dem Verderb" ist es oft, wie mit so vielen guten Taten, die ungetan bleiben. Es fließt sich leicht und unterhaltsam darüber, daß eigentlich umkommt; man hatte ja keine Ahnung davon. Man spricht auch gern darüber und fühlt sich dabei schon staatserhaltend. Aber mit der Wirklichkeit sieht es recht dürftig aus. Undankenswürdigkeiten müssen endlich einmal überwunden werden; über Gedankenlosigkeiten helfen wir nur zu gerne in alle, vertraute Sünden.

Zunächst: das verständige Einkaufen. Man lebe nicht: mehr Geld, als man hat, kann man nicht ausgeben. Jede Hausfrau hat einen Tag in der Woche oder im Monat, oft sogar mehre Tage, wo eine gewisse Summe in ihre Hände gelangt. Unterliegen nicht immer noch Hausfrauen der Versuchung, nun einmal in größerem Maßstab einzukaufen? Gemeint sind hier nicht die notwendigen Auffüllungen Ihres Mehl-, Zucker-, Vorrats- usw. Ihres Mehl-, Zucker-, Vorrats- usw. Aber es wird mehr Butter, Fleisch und Wurst gekauft, als für den gewohnten Tagesverbrauch nötig ist. Es kann alles gut eingeteilt und verwahrt und geschützt werden, daß nichts verdirbt. Es kann aber auch anders sein: Im besten Falle essen alle schnell und mit gar nicht großem Appetit alles auf, damit nichts Verdorbenes in den Mülleimer muß. Oft ist du, Hausfrau allein der Verderer, nur um nichts „umsonst" zu lassen. Die anderen Familienmitglieder freuen oft schon beim ersten Vorlegen derselben Wurst oder derselben Schinkenplatte, daß sie verderben doch Reste und werden eben weggeworfen.

In einigen Familien sagen die Frauen es ganz offen, weshalb sie auch nicht an größere Mengenkäufe herangehen: Wenn viel da ist, wird viel gegessen! Wir wollen doch ganz ehrlich sein: Essen nicht einige Menschen sofort zuviel, wenn die Speisekammer zu gut gefüllt ist? Verdorben, im Sinne des Worts, wird dabei nichts; aber ein unnützer und gesundheitsschädlicher Ueberverbrauch findet statt.

Ueber die Verwertung der Abfälle nun, die zweite Form des Kampfes gegen den Verderb, ist schon viel gesagt worden. Rezeptbroschüren kennen wir auch. Bei den Abfällen: wie Kartoffelschalen, Obstschalen, Gemüseblätter, können wir Hausfrauen auch noch etwas wirtschaftlicher verfahren. Zunächst einmal sämtliche Kartoffel mit Schale kochen; sie schmecken wesentlich besser aufgebacken, sind gehaltvoller an Nährwert. Schälen wir sie aber selten wie Gemüse, so können auch Gemüseschälabfälle sammeln. Es noch der Temperatur mehr oder weniger Tage. Selbst in der Großstadt gibt es Metzgereien, die Schälabfälle, Kaninchen- und Hühnerauge. Man muß sich nur umtun und entdeckt, vielleicht im Hause, wo man wohnt, in einem luftigen Keller — einen Kaninchenstall. Warum nicht sich einigen und ein Tier mithalten?

Eine ganz große Rolle beim Kampf gegen den Verderb spielt unsere Kücherzubereitung. Davon soll an anderer Stelle im besonderen gesprochen werden.

Vielleicht findet die Hausfrau das Wenige, was sie tun kann, Werte zu erhalten und Werte auszunützen, zu Kümmerlich, um es für ihren Haushalt zu beachten. Dann soll sie bedenken: Viele Wenig machen ein Viel: Zwei Pfennige Ersparnis pro Tag für jeden Einwohner sind 488½ Million RM im Jahr!

Und wie erziehen wir unsere Kinder im Sinne: Kampf dem Verderb?

Wenn wir offenen Auges durch die Straßen gehen, sehen wir heute noch Kinder, denen von kleinauf an Nichtachtung vor jeder Gabe Gottes anerzogen wird.

Ein Kleines sitzt im Kinderwagen, es quäkt, um etwas zu essen. Mutter öffnet die große Handtasche, und ein schönes Rotkehlchen wandert in die kleine Hand. Das Kind knabbert daran herum, aus purer Langeweile, wenn — fliegt der Keks über den Wagenrand, Mutter sagt: „Aber Bubi!!" Und alles ist in Ordnung.

Größere Kinder wollen Obst. Mutter kauft. Nun schmeckt der Apfel nicht so gut, wie er aussah; schwupp — liegt er im Papierkorb oder gar im Rinnstein. Mutter sagt: „Aber Junge!" Und die Sache ist in Ordnung.

Die Schülerin Elfie bekommt immer belegte Butterbrote in die Schule mit. Es soll hier nicht davon gesprochen werden, daß ein einfaches Butterbrot mit einem Apfel gesünder ist und — schöner, flarere Haut verbirgt. Aber Elfie ist nun eben daran „gewöhnt" und bald so bewohnt, daß sie Leberwurst nicht mehr mag, Streichmettwurst nicht leiden kann, bei Fleischwurst die Nase rümpft. In der Pause klappt sie ihr Frühstückspaket auf, und paßt ihr die Auflage nicht, ist sie lieber nichts. Sie kennt das Butterbrot in eine Ecke der Bücherstasche. Mutter verzeiht danach zu fragen. Am nächsten Tag klagt das Butterbrot in den Papierkorb oder in einen Rinnstein oder Kanal, damit hin — Ratten seit werden. Es soll hier gleich gesagt werden, daß auch das Füttern von Enten, Schwänen, Möwen, Krähen kein Wegwerfen am Tier ist, wenn die Not zeit der Tiere noch nicht da ist. Volkswerte werden nicht nur im Sinne des Wortes verschleudert; den Schädlingen: Ratten und Mäusen, wird damit noch der Tisch gedeckt; den beliebten Tieren zündet man ihre Vernichter.

Wenn ein Schulkind so unverständig erzogen ist, daß es lieber fastet, als sein Butterbrot ißt, dann sollte es wenigstens so erzogen sein, daß dieses verschmähte Butterbrot von einem hungrigen Kind angenommen werden kann, indem es in lieber Weise angeboten wird.

Das zu starke Rücksichtnehmen auf die Näkelsucht mancher Kinder ist überhaupt die Quelle vieler Unzuträglichkeiten im Kampf gegen den Verderb. Es ist selbstverständlich, daß bei kranken oder besonders zarten Kindern von Natur aus gewisse Rücksichten genommen werden müssen. Nur zu oft ist aber die Grenze zwischen krankhaftzarten und verwöhntem Kind so verwischt, daß das Zarte wohl aus dem Verwöhnten hervorging. Im Kinderwagen begann es; das Haberwollen zu jeder Zeit nahm den Hunger für die Mahlzeiten. Der fehlende Hunger wurde von Mutter in verkehrter Besorgnis mit besonderen Dingen zum Appetitreiz erlebt. Wie soll aus so einem Kind ein Durch-Esser werden? Das Lernwunder ist sich nicht, wird höchstens schlimmer. Schade, bei der ungefunden Erziehung wie Jungvolk und BdM. haben es diese Kinder noch besonders schwer, sich umzustellen.

Hier gilt es aber um den Kampf dem Verderb". Mütter also, die ihren Kindern allen Willen lassen in Zeit und Auswahl ihres Essenwollens, werden alle unnennbaren Vorauserlegungen treffen, daß jeder „Kampf dem Verderb" ein papierner bleibt. Lebensmittel dürfen nicht weggeworfen werden. Kinder dürfen nicht zu wählerisch sein; schmeckt wirklich ein Apfel nicht besonders gut, dann soll er zu Hause zu Mus verkocht werden.

Wir leben in einem Uebergang, der alle Kräfteanspannung nötig macht. In einigen Haushalten ist es gute Ueberlieferung, daß Kinder nicht allen Wollen haben dürfen; daß sie ob arm oder wohlhabend, gesund und verständig großgezogen werden: richtiger Hunger zu guter Hausmannskost, kein Abfallverhindern füttern; Verwöhnung auch von Obst und kleinen Sonderzuteilungen. Bei einigen Familien sorgt der knappe Geldstand von selber für Kinder Wesfall unangemessener Werte. Das Kind bekommt eine Erkenntnis für den Unterwertcharakter des nicht nur volksmäßig positiven als der weggeworfene Kitsch; es ist außerdem sehr gesund.

Das Verhalt der Mutter ist dann hier, wie überall, ausschlaggebend auch auf diesem Felde der Kindererziehung. Eine Frau, die Brotreste in den Mülleimer wirft, die Apfel anfaulen läßt, die Tunkenreste vernicht, bis sie Schimmelüberzug haben, — das gibt es alles! — wird niemals ihren Kindern beibringen können, daß man Verpflichtungen hat, aus Gemeinschaftsgefühl für das Volksganze mit allen Dingen so und haushalten, daß auch nicht eine Kartoffelschale verkommt. Aus Selbsterziehung zum Erfassen der neuen Generation, das ist der Pflichtenweg der Hausfrau.

Früchte und Nerven

Früchte und Nerven stehen in enger Beziehung zueinander, da reifes Obst heilsam auf die angegriffenen und unruhigen Nerven wirkt. Am sichersten stellen sich Erfolge ein, wenn die Früchte morgens auf nüchternen Magen genossen werden. Der im Obst befindliche Zucker übt einen heilsamen Einfluß auf den ganzen Organismus aus, und die Vitamine von den in der Sonne gereiften Früchten wirken als Zaubermedizin. Natürlich sind nicht alle Obstarten gleich zuträglich, und je nach Körper- und Nervenbeschaffenheit sind andere Früchte zu wählen. Reife Aepfel fördern die Verdauung, arbeiten der Korpulenz entgegen und sind rote kann bei nervösen Störungen, die sich in Schlaflosigkeit und abendlicher Unruhe äußern. Vor dem Frühstück werden die beiden ersten, vor dem Mittagessen die beiden zweiten und vor dem Zubettgehen die beiden letzten Aepfel genossen. Weintrauben sind nahrhaft, für erregte Menschen, die bekanntlich heftig unter ihrer Nervosität zu leiden haben, beruhigend, zudem sind sie Feinde der schädlichen Bakterien, die sich oft im Darm befinden, und daher für die Gesunderhaltung äußerst wertvoll. — Pflaumen sind zwar nicht immer leicht verdaulich, jedoch den Magennerven sehr bekömmlich. Bei Appetitlosigkeit und Darmträgheit werden sie mit Erfolg angewendet. Doch muß auch und vor dem Genuß von Pflaumen kaltes Wasser und ebenso rohe Milch vermieden werden. Birnen sind blutbildend, günstig bei Magenleiden, wenn sie eine Ergänzung der anderen, reichlichen Nahrung bilden. Das Gleiche läßt sich von süßen, reifen Pfirsichen sagen. Bei den Kopfnerven schon manche Wohltat erwiesen haben. Pflückt man beim Aufstehen das Heraufziehen der lästigen Kopfschmerzen, so versuche man es mit dem Genuß von einigen reifen Pfirsichen und vermeide an dem Tage Fleisch und Eier. Die Kopfnerven beruhigen sich durch die im Pfirsich enthaltene Säure, durch den Vitamin- und Zuckergehalt und sind gestärkt und beruhigt. Wallnüsse, gut abgezogen und süß, sollen beim Auftreten von Ischiasschmerzen vorzügliche Dienste leisten. Sie regen den Blutkreislauf an, sind nahrhaft und beruhigend. Schon das Knacken, Schälen und Essen der Nüsse soll für den ganzen Nervenapparat von Vorteil sein, und da sie gut schmecken, lohnt es sich, die Nuß zu versuchen. Nüsse müssen gut gekaut werden, sonst liegen sie zu lange im Magen und beanspruchen viel Magensaft.

(Bernhard v. Schücking, Berlin-Kladow.)

Neue Kragenformen am Wintermantel

Wir sehen an den neuen Mänteln kleidsame Pelzkragen, die oft in verschiedener Art getragen werden können und dadurch dem Mantel immer wieder ein verändertes Aussehen geben. Auch zum Modernisieren eines älteren Mantels sind diese Kragen und Pelzgarnituren sehr geeignet.

M 22089. Der Kragen aus kurzhaarigem Pelz kann auf dem schlicht geschnittenen Wollstoffmantel jabotartig oder, wie oben gezeigt, als Schalkragen getragen werden. Erf.: 2,85 m Stoff, 140 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92, 100 u. 112 cm Oberw.

M 22090. Kragenloser Mantel mit sehr modischen Ärmeln. Er kann mit einem losen Pelzschal oder, wie oben gezeigt, auch mit kleinem, aufgearbeiteten Kragen getragen werden. Erf.: 2,90 m Stoff, 130 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 92 u. 100 cm Obw.

Modelle aus: „Beyers Mode für Alle"
Zeichnungen: v. Drabuck

M 22089 M 22090 M 22091 M 22095 M 22098 M 22121

M 22091. Eleganter, schwarzer Samtmantel, der durch die modische Form seiner Ärmel und den um die Schultern gelegten Fuchskragen besonders wirkungsvoll ist. Erf.: 4,75 m Samt, 90 cm breit. Bunte Beyer-Schn. für 88 u. 96 cm Obw.

M 22095. Die breiten Revers und die Ärmelaufschläge dieses kleidsamen Mantels können mit Pelz oder Samt bekleidet werden. Erf.: 3,10 m Stoff, 140 cm br. B. Beyer-Schn. f. 92, 100 u. 112 cm Obw.

M 22121. Man trägt den breiten Pelzkragen dieses Wintermantels geschlossen oder, wie unten gezeigt, in offener Form. Die Ärmel können auch ganz schlicht gearbeitet werden. Erf.: 3 m Stoff, 130 cm br. B. Beyer-Schn. f. 96, 104 u. 120 cm Obw.

M 22093. Die kleidsame Garnitur dieses Mantels aus geripptem Wollstoff kann aus Pelz oder Pelzstoff hergestellt werden. Die untere Abteilung zeigt den Mantel vereinfacht. Erf.: 3 m Stoff, 130 cm br., 50 cm Pelzstoff, 120 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 u. 100 cm Obw.

Die Hasenzeit beginnt!

Ratschläge für die Hausfrau

Die Hasen stellen eine willkommene Bereicherung unseres Küchenzettels dar, um so mehr, als sie in nicht allzu großen Mengen sind. Man tut gut, keine Hasen zu kaufen, die mehr als 5 Pfund wiegen, da man dann leicht einen alten, zähen bekommt, der einem den Geschmack am Hasenbraten gründlich verdirbt. Auch soll man den Hasen nicht ganz frisch geschossen zubereiten, sondern ihn einige Tage abhängen lassen. Wenn man den Hasen nicht abgezogen kauft, muß man das Abziehen selber besorgen, man hängt ihn an einem Haken auf, schneidet das Fell am Halse ein, lockert es und streift es dann, indem man es umstülpt, nach unten ab. Dann sind sämtliche unsauberen Stücke zu entfernen. Die Rippen sind wegzuschneiden.

Hasenbraten. Man wäscht den Hasen gründlich ab und spickt ihn dann mit 100 Gramm Speck. Hierauf legt man ihn in eine Bratpfanne, in der man 100 Gramm Butter gebräunt hat. Man gießt sehr bald etwas warmes Wasser zu, um das Anbrennen des Hasen zu verhüten. 25 Gramm Butter zerläßt man und schwitzt 25 Gramm Mehl darin, worauf man Fleischbrühe oder Wasser auffüllt und die Soße glatt rührt. Diese gießt man über den Hasen im Ofen, den man unter häufigem Begießen etwa 1½ Stunden braten läßt. Er muß aber richtig weich sein! Hierauf ist er herauszunehmen und in Stücke zu zerlegen. Man fügt die Stücke auf der Schüssel aber wieder so zusammen, daß der Hase wie ganz aussieht. Die Soße kocht man nochmals auf, schmeckt sie mit Salz ab und gibt etwas Sahne daran. Zu Hasenbraten gibt man gern Rot- oder Grünkohl.

Hasenragout. Der Hase wird nach dem Abziehen und Abhäuten in passende Stücke zerlegt und gewickt. Jedes Stück wird in Mehl gewälzt, dem man ½ Eßlöffel Salz und ½ Teelöffel weißen Pfeffer zugelesen hat. Dann zerläßt man 3 Eßlöffel Butter und läßt die in Mehl gewälzten Stücke darin anbraten, bis sie schön gebräunt sind. Hierauf gießt man Wasser zu und gibt zwei geschälte und in Stücke geschnittene Zwiebeln hinein. Man läßt das Ragout nun etwa 2 Stunden in gut verschlossenem Topf schmoren und gibt inzwischen, wenn nötig, etwas Wasser und auch Sahne oder gute Vollmilch daran. Das Ragout muß ab und zu umgerührt werden, um ein Ansetzen zu verhindern. Man schmeckt es nun mit Salz ab und gibt kurz vor dem Anrichten 4 Eßlöffel Rotwein hinein. Man kann, wenn man dieses Ragout aufs Feuer bringt, auch ein Lorbeerblatt, etwas Petersilie, ein paar Gewürznelken und etwas Essig hinzutun. Man reicht zu dem Ragout am besten Kartoffelbrei. Auch Makkaroni passen gut dazu.

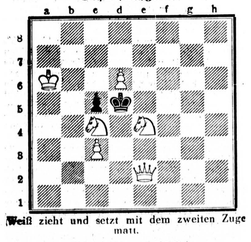
Hasenpfeffer. Auch Kopf, Herz, Lungen, Rippen und der untere Teil der Läufe eines Hasen können noch verwendet werden. Man kocht diese Stücke, das sogenannte Hasenklein, in 1 Liter Wasser mit 1 Zwiebel, 20 Körnern Gewürz, 20 Körnern schwarzem Pfeffer, 1 Lorbeerblatt und 2 Eßlöffeln Essig gut weich. Darauf wird das Fleisch aus der Brühe genommen und diese durch ein Sieb gegossen. Das Fleisch löst man sorgfältig von den Knochen und schneidet es in Stücke. Nun bräunt man 2 Eßlöffel Mehl in 2 Eßlöffeln Butter, tut die Brühe und das Fleisch hinzu und läßt es gut durchkochen. Wenn man einige Löffel Apfelwein oder leichten Weißoder auch Rotwein und einige in Butter geschmorte Pilze hinzutut, so wird dadurch der Wohlgeschmack erhöht.

Hasenleber. Vorzüglich schmeckt Hasenleber gebraten. Man wäscht sie gut ab, bestreut sie mit Salz, wälzt sie in Mehl und brät sie in der Pfanne in reichlich Butter auf beiden Seiten schön braun. Dann reicht man sie zu Gemüse. Man kann sie auch schmoren, indem man nämlich die in Mehl gewälzten Leberstücke in der gebräunten Butter auf beiden Seiten anbrät, Zwiebel- und Apfelscheiben daran gibt, Wasser zugießt und die Leber in gewöhnlicher Weise zugedeckt gar schmoren läßt. Auch Maronen, die man vorher in Butter gebräunt und dann in Fleischbrühe fast gar geschmort hat, schmecken gut als Beigabe zu der geschmorten Hasenleber, mit der man sie zusammen weich dünstet.

P. H.

Nieren- und Blasenleiden. Der Chefarzt eines bekannten Naturheilsanatoriums, Dr. med. A. Wolff, behandelt hier die Nieren- und Blasenleiden klar und leichtverständlich. Die wissenschaftliche Heilkunde hat zweifellos so schöne Erfolge. Aber Art der Heilbehandlung, die hier eigenen Wege geht, interessiert ganz besonders. Das Buch wird dem Erkrankten und auch dem Gefährdeten wertvolle Dienste leisten. (Falken-Verlag, Berlin-Schildow. 1.80 RM.)

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Verwandlungsrätsel

Wie aus „Kind" durch Vermittlung von **Hirn** „Zehn" wird, so verwandle man von folgenden Hauptwörtern jedes durch ein Hauptwort als Zwischenstufe mit Nennerung je zweier Buchstaben in jedes zweite.

1. Amsel—Bazar,
2. Laden—Bazar,
3. Diele—Bühne,
4. Kantor—Rektor,
5. Garbe—Hacke
6. Gras—Korn,
7. Brauer—Krüger,
8. Laus—Obst,
9. Markt—Messe
10. Teig—Brot,
11. Wort—Satz,
12. Wald—Dorf.

Wie hatten die alphabetisch geordneten Knöchenbuchstaben?

Silbenrätsel

Aus den 34 Silben

am — an — chel — de — del — den — e — es — i — irr — jah — ke — krit — la — le — lor — mail — mueh — naf — nei — ra — va — ree — rol — ru — rum — sans — san — sel — se — tein — ti — tum — wru

sind 17 zweisilbige Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Feldfrucht
2. Falsche Annahme
3. Türkischer Untertan
4. Berg in Tirol
5. Wildhause
6. Anlerplatz
7. Biblischer Priester
8. Stadt in Schlesien
9. Nordseeinsel
10. Speiseritz
11. Alte Sprache
12. Schmelzbare Glasmasse
13. Indische Sprache
14. Südamerikanisches Hochgebirge
15. Brettspiel
16. Oesterreichisches Alpenland
17. Stadt im Reg.-Bez. Wiesbaden.

Wurden die Wörter richtig gelöst, so geben diese in ihren ersten und dritten Buchstaben einen Spruch von Lichtenberg.

Bilderrätsel.

Zweisilbige Scharade

Das wahre Glück nur dem Manne erblüht,
Der in der ersten den zweiten sieht,
Der, kommt er als zweiter zur ersten hin,
Nicht das ganze betrachtet nur als Gewinn.
Auch die erste möge in späteren Tagen,
Wenn den zweiten mal Kummer und Sorge plagen,
Ein zweiter ihm sein, treu zu ihm halten,
Nie wird dann und nimmer die Liebe erkalten.

Besuchskartenrätsel

Rich. E. Bürrebos

Was ist dieser Herr?

Die Monatsnamen.

Unser Kalender hat zwölf Monate. Die Namen sind bekannt. Jeder Name bezeichnet die Bedeutung des Monats in der Jahreszeit. Welchen Sinn nun haben die Namen September, Oktober, November und Dezember?

Rätsel.

Glücklich sind die kleinen Knaben.
Wenn sie mich bekommen haben;
Glücklich preiset ihr den Mann,
Hat der Herr mich selber an.

Auflösungen aus voriger Nummer

1. Tg2—g1, Kf3—e3; 2. Tg1—f1, Ke3—d3; 3. Tf1—f3 matt. a) 1. ..... Kf3—f4; 2. Th2—h3, Kf4—f5; 3. Th3—f3 matt.

Bilderrätsel

Frei geht das Unglück durch die ganze Erde.

Rätsel:

Kord.

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1 Donau, 3. Na. 6. Aera. 9. Lade, 11. Marga, 13. Liebe, 15. Arena. 16. Inge, 17. Farad — Senkrecht: 2. Ur. 4. Ra. 5. Kraal, 7. Gim. 8. Adria. 10. Egeria, 12. Abend, 14. eng.

Silbenrätsel:

1. Diamant, 2. Ananas, 3. Sinai, 4. Wisent, 5. Aeneas, 6. Samsonei. — Das, was ist, ist.

Auslassungsaufgabe:

Od(er, Si(e)gel, K(e)ater. Gr(a)ß, Mi(e)me, Kle(h)e, Gos(si)e, Ko(s)cher, (K)oder, (O)live, Op(fer), (F)irma, Hall(e), Tee(r). — Der Reisekoffer.

Illustriertes Kreuzworträtsel:

Waagerecht: Fuß, Hand, Hut. Haff, Raab, senkrecht: Baum, Kind, Schaf. Hafer, Most, Hahn. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Wer fällt schneller?

Nein, zwei ungleich große Körper mit gleichem Luftwiderstand fallen nicht gleich schnell. Entscheidend ist nämlich nicht der Luftwiderstand oder die Reibung an sich, sondern ihr Verhältnis zum Gewicht. Bei der Bleikugel, die wegen ihrer größeren Masse viel Kärker angezogen wird, macht der an sich gleiche Luftwiderstand viel weniger aus als für die leichte Aluminiumkugel.

Haus, Hof und Garten

Maiglöckchen im Winter

Es ist für jeden Blumenfreund eine Freude, wenn ihm eine Verkürzung der Winterzeit gelingt. So schön es auch ist, wenn alles „zu seiner Zeit" gedeiht und blüht und im Wonnemonat die duftenden Glöckchen der Maiblumen im deutschen Laubwald den Frühling künden oder im Garten die weißen Blüten aus dem dunkelgrünen Laub hervorleuchten, so groß ist auch die Vorfreude auf das Frühlingwerden, wenn wir im Winter diese Künder des Sonnenscheins blühen sehen. Auch im Zimmer kann man versuchen, Maiblumen vorzeitig zum Blühen zu bringen, eine Beschäftigung, die einem manches Geschehen des Pflanzenlebens näherbringt.

Zunächst müssen wir wissen, daß die Maiblumen im Laufe des Sommers Triebknospen an den Ausläufern ausbilden, die der Gärtner „Keime" nennt. Er unterscheidet eine, zwei- und dreijährige Keime (Abb. 1), die letzteren sind die Blüher (Abb. 2), oder wenigstens enthalten die meisten von ihnen Blütenknospen. Für die Treiberei sind natürlich nur diese zu verwenden. Wenn wir im Oktober mit dem Keime zunächst in ein warmes Wasserbad, und zwar läßt man sie etwa 12 Stunden lang untergetaucht in 32 bis 35 Grad warmem Wasser liegen. Anschließend kommen sie, nachdem notfalls ein Teil der Wurzeln entfernt wurde, in die Töpfe. Die Blüten und das erste Laub der Maiblumen kommen ohne besondere Nährstoffaufnahme der Wurzeln zur Entwicklung, sie werden aus den Vorräten in den Wurzeln aufgebaut. Deswegen ist es beim Einpflanzen nicht nötig, so aus anderen Gründen nicht mal zweckmäßig, Erde zu nehmen. Es genügt, wenn die Wurzeln in sauberen Sand, Torfmull oder Moos eingebettet werden. Nötig aber ist Wärme und Feuchtigkeit. Außerdem müssen die Keime dunkelstehen, bis die Blüten vorhanden sind. Für die nicht zu frühe Treiberei genügen 20 bis 25 Grad. Die Feuchtigkeit ist zunächst durch eine Moosdecke, die über die Keimspitzen gelegt wird, zu halten. Später aber müssen die Triebe auch in feuchter Luft stehen, wie das ja auch z. B. bei Stecklingen von Wert ist. Es ist daher im Zimmer zweckmäßig, wenn man die Töpfe mit den treibenden Maiblumen etwa unter eine große verdunkelte Glasglocke oder in einen Kasten stellt, der mit einer Glasscheibe abgedeckt wird und der in der Nähe des Ofens Aufstellung findet. Bei gleichzeitigem Antreiben mehrerer Töpfe mag ein Moospolster zwischen den Töpfen für feuchte Luft im Kasten sorgen.

Sind die Knospen am Aufblühen, dann werden die Blumen allmählich kühl und hell gestellt. Je kühler sie stehen, um so länger wird man sich der Blüten freuen können. Es ist keine Frage, daß das Treiben von Maiblumen durch die Notwendigkeit, sie in feuchtwarmer Luft aufwachsen zu lassen, schwieriger ist als das Treiben von Hyazinthen. Aber einen guten Erfolg hier zu erzielen, wird auch mit größerer Freude verbunden sein.

H. Schieferdecker.

Abbildung 1. Schematische Darstellung der Maiblumenvermehrung durch Ausläufer
a einjährige, b zweijährige, c dreijährige Entwicklung

Zeichnungen (2): Zambony M

Deutscher Honig

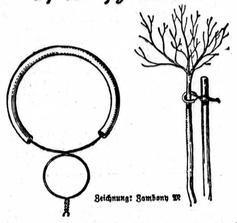
In den Kreis- und Ortsfachgruppen der Imker finden im Laufe des Winters Honigbewertungen statt, die die Aufgabe haben, den Imker für die großen Ausstellungen, wie wir sie demnächst in Essen erleben werden, zu schulen. Diese kleinen Honigbewertungen, denen bisher leider noch viel zu wenig Beachtung geschenkt ist, können außerordentlich segensreich wirken, denn der Imker kann dort lernen, wie er seinen Honig für den Verkauf vorbereitet, wie er die Ware, die ihm die Bienen im Laufe des Sommers und Herbstes gesammelt haben, behandeln muß, damit sie dann dem Verbraucher zusagt. Das Laienpublikum ist ja noch immer die Ansicht verbreitet, daß das, was die Bienen aus den Blüten eine tragen, Honig ist. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Bienen tragen nur Nektar ein und müssen ihn im Stock durch mancherlei Maßnahmen in Honig umwandeln, indem sie ihm wichtige Stoffe aus ihrem Körper zumischen. Dadurch bereichert der Körper, der nun Honig geworden ist, den hohen Nährwert, den er für den menschlichen Organismus hat, und der vor allem darauf beruht, daß er eine Steigerung des Dämoglobingehalts des Blutes, d. h. eine Vermehrung der roten Blutkörperchen, herbeiführt, ohne — und das ist besonders wichtig — daß der Körper dadurch eine Arbeitsleistung aufzubringen hat. Denn Frucht- und Traubenzucker, aus denen der Honig zu einem Teil neben ätherischen Oelen, Salzen und anderen Stoffen besteht, gehen ohne weiteres ins Blut über, brauchen also nicht mehr vom menschlichen Körper einem besonderen Umwandlungsprozeß unterzogen werden.

Ist der Honig in der Wabe verdeckelt, also mit einer dünnen Wachsschicht überzogen, die wie das Fett bei den Glasbäsen der Haustrau den Zutritt der Luft verhindert, dann ist er reif und kann geschleudert werden. Aber er ist noch lange nicht marktfertig, sondern bedarf noch der sorgsamsten Behandlung durch den Imker, bevor er als deutsche Edelware in den Handel kommen kann.

In den Honigbewertungen der Imkerfachgruppen wird nun an Hand praktischer Beispiele gezeigt, welche Fehler bei der Behandlung und beim Abfüllen des Honigs gemacht worden sind. Und hier kann jeder Imker außerordentlich viel lernen. Bei der Prüfung wird vor allem Wert auf die Sauberkeit des Honigs gelegt; nach den Anordnungen der Reichsfachgruppe Imker muß wirklich einwandfreier Honig in Sauberkeit 80 Punkte erreichen. In der Regel wird der Imker beim Schleudern ein Doppelsieb benutzen, also ein grobmaschiges und ein feineres, die die feinen Wachsblättchen zurückhalten. Dem Preisrichter aber genügt das allein nicht. Seine scharfe Lupe, die er bei der Prüfung verwendet, zeigt ihm, daß in dem Glas Honig trotzdem noch feine und feinste Wachsblättchen schwimmen. Die auch durch die engsten Maschen des Drahtsiebes noch hindurchgekommen sind. Er wird ferner Pollenkörner, feinsten Blütenstaub, feststellen, der zwar Honig nicht nachteilig beeinflußt, der aber doch aus wirklich marktfähigem Honig fernzuhalten werden muß. Der Imker wird also in Zukunft außer den beiden Sieben auch noch ein Tuch benutzen, das er über den zur Aufnahme des Honigs unter die Schleuder gestellten Kübel spannt, und das nun auch die kleinsten Fremdkörper feithält.

Auch Reife und Handelung werden in gleicher Weise unter die Lupe genommen. Wer seinen Honig zu früh schleudert, also bevor die Zellen zum größten Teil verdeckelt sind, läuft Gefahr, daß der Honig großkörnig wird. Grobkörniger Honig aber ist weniger wertvoll als feinkörniger. Der Imker kann nun an seinen Gläsern feststellen, wie er sich in Zukunft zu verhalten hat. Entspricht der Honig nicht den Anforderungen des Preisrichters, so wird er in Zukunft die Fehler auszumerzen versuchen müssen. Wichtig ist vor allem, daß er den Honig täglich dreimal rührt. Zeigen sich dann nach etwa vierzehn Tagen beim Rühren Strähnen, dann kann er abgefüllt werden. Heidehonig und Rapshonig machen von der allgemeinen Regel eine Ausnahme; sie müssen früher geschleudert werden, weil sie schneller kandeln.

Aus praktischer Hand



Zeichnung: Zambony M

Unbrauchbare Schlauchstücke mit einem fünf Millimeter starken Eisendraht durchziehen, kann man als Baumbänder noch gut verwerten. Kl.

Eine wichtige Rolle spielen auch Geruch und Geschmack des Honigs, und auch hier ist es häufig Schuld des Imkers, wenn der Honig nicht den Anforderungen des Käufers entspricht. Wer gezwungen ist, seinen Honig längere Zeit aufzubewahren, bevor er ihn absetzt, muß ihn an einem trockenen Ort aufbewahren, der außerdem kraftfrei ist und zu dem keine fremden Gerüche Zutritt haben. Ungeeignet zur Aufbewahrung sind also dumpfe Keller und Speisekammern. Honig ist nämlich hygroskopisch, d. h. er nimmt leicht Wasser an und geht dann unter Umständen in Gärung über. Auch Gerüche, wie z. B. von Käse, zieht der Honig leicht an, und so kann auch der beste Honig, der im übrigen unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln gewonnen wurde, schließlich doch noch minderwertig werden.

Auch lichtempfindlich ist der Honig in hohem Maße. Man sollte ihn deshalb niemals dem Sonnenlicht aussetzen, das ihn auf der Seite, die dem Sonnenlicht zugekehrt ist, leicht bleicht. Er wird dadurch ungleich in der Farbe und ist weniger ansehnlich. Am besten ist es deshalb, Honig in Gläsern an einem möglichst dunklen Ort aufzubewahren. Auch Kaufleute sollten sich das merken und dieser Eigenschaft des Honigs im eigenen Interesse mehr Beachtung schenken, als das häufig geschieht, die Gläser also im Schaufenster nicht dem grellen Licht aussetzen.

Daß der deutsche Imker seinen Honig nur dem Einheitsglas anvertrauen sollte ist eigentlich selbstverständlich und bedarf kaum noch der Erwähnung, denn der Käufer hat durch dieses Glas, das mit einem Gewährverschlußstreifen versehen ist, die unbedingte Sicherheit, daß er reine deutsche Ware erhält, die unter Beobachtung aller erforderlichen Maßnahmen gewonnen ist.

Kindergymnastik in Spiel und Reim. Von Lisa Max und Frit Bahro. Mit 17 Bildern. (Süddeutsches Verlagshaus Gmbh, Stuttgart.) Wie „ein tiefer Sinn im redlichen Spiel" liegt, so ist umgekehrt über das Spiel diesem Ernst im Kinde beigekommen. Dieser Grundsatz ist im Aufbau des oben bezeichneten Büchleins sehr geschickt verwandt worden. Die Uebungen, die darin dem Kinde zugemutet werden, um es durch lebendige Lebensformen zu körperlicher Ebenmäßigkeit und Gesundheit zu bringen, sind in so reizvolle, spielerische Anregungen gekleidet, daß jedes kleine Büchchen und Mädelchen mit hellem Vergnügen darnach turnen wird. Eltern und anderen Kleinkindererziehern soll die sichervolle Verbindung der Lehren des Werkfrens empfohlen sein. Ergänzend werden auch vernunftgemäße Lebensweise und Ernährung besprochen, um den Erfolg der Körperzwangsmastik auch von anderer Seite her zu sichern.

Wieder ein Wohnungsbrand durch ein nichtausgeschaltetes Bügeleisen . . .

(Deike, M.)

so liest man recht häufig in der Zeitung. Man bügelt, es klingelt. Schnell wird das Bügeleisen beiseite gesetzt, ohne den Strom auszuschalten. Es handelt sich ja nur um ein paar Minuten! Aber der Besuch an der Tür dehnt sich aus. Die Gedanken werden durch andere Dinge in Anspruch genommen und das Bügeln vergessen. Unterdessen aber rächt sich das unbeachtete Bügeleisen. Seine Hitze teilt sich dem Unterseter mit, die übliche dünne Asbestplatte brennt durch, das Holz des Bügelbrettes beginnt zu glimmen und allmählich hat sich ein Brandherd entwickelt, dessen Ausdehnungsgier keine Hemmungen findet, und das Unglück ist da. — Vergeßliche Leute sollten sich darum stets eines Untersatzes für das Bügeleisen bedienen, dessen Bau einen absoluten Brandschutz gewährt. Dieser einfache Untersatz hat eine wärmeisolierende Aufsetzplatte aus Asbestschiefer. Sie ruht in einem Metallgehäuse, das einen Luftraum zwischen Aufsetzplatte und Bügelbrett frei läßt, so daß die Asbestschieferplatte dauernd durch die unten durchstreichende Luft gekühlt wird. Man kann auf diesem Untersetzer das Bügeleisen stundenlang unter Strom stehen lassen, und doch wird diese luftgekühlte Asbestschieferplatte niemals ihre Wirkung versagen. Die Schrägstellung des sehr stabilen Untersetzers macht das Abstellen des Eisens handlich und bequem. Eine Schutzleiste verhindert das Abgleiten des Bügeleisens.

Was unseren Topfblumen im Winter gefährlich werden kann

Wenn das Wetter im Herbst kühler und feuchter wird, dann muß der Blumenliebhaber mit dem Einräumen der Topfpflanzen aus dem Garten und vom Balkon beginnen. Fuchsien, Pelargonien und anderes, was etwa draußen ausgepflanzt war, muß rechtzeitig eingetopft werden, damit die Pflanzen noch etwas anwurzeln können, ehe sie in das Winterquartier kommen. Andernfalls ist trotz sorgfältigen Gießens eine Fäulnis der Wurzeln leichter möglich. Ehe die Fröste einsetzen, werden diese Pflanzen dann an einen hellen Platz, etwa in den Keller, gestellt. Dumpfiger und feuchter Luft sollen sie dort jedoch nicht ausgesetzt sein, da verbleibendes Laub und nicht ausgereifte Triebe sonst zu faulen beginnen und solche Fäulnis sich leicht auf gesunde Pflanzenteile überträgt. Deswegen ist auch beim Einräumen im Herbst alles Welke sorgfältig zu entfernen.

Die Zimmerpflanzen geraten in ganz andere äußere Lebensbedingungen, wenn die Räume mit Beginn des Winters regelmäßig geheizt werden. Es ist eigentlich nicht zu vermeiden, daß dadurch eine verhältnismäßig trockene Luft entsteht, die den meisten unserer grünen Zimmergenossen nicht gut tut. Eine unzulässige Einwirkung tritt ganz besonders stark in Erscheinung, wenn Blumen auf einem Fensterbrett stehen, unter dem ein Heizkörper liegt. Eine Reihe von Pflanzen sollte aber nach Möglichkeit überhaupt nicht in ein warmes Zimmer gestellt werden, sondern in ein kühles, das natürlich frostfrei zu halten ist. Dadurch wird das Gelbwerden der Blätter unserer Zimmerlinden und das Trockenwerden der Spitzen der Palmblätter vermieden. Aber auch Myrten, der Oleander, Asaleen, Kamelien, Hoya, die Zimmeraralie und andere stellen sieder kühl als warm stehen. Und dann sind alle möglichst hell zu stellen, denn im Winter mangelt es an Licht.

Dieser Lichtmangel und die trockene Luft bewirken im Winter zumeist eine gewisse Schwächung unserer Zimmergewächse, und so nimmt es kein Wunder, wenn sich dann allerlei Schädlinge ansiedeln. So zeigt sich bei trockener Luft u. a. sehr häufig die sogenannte Rote Spinne, die zumeist die Unterseite der Blätter mit einem feinen Gespinst überzieht. Mißstam ist ihre Bekämpfung, die mit einem nikotinhaltigen Mittel erfolgt. Schmierige Läuse zeigen sich an Blattrispen auch die Schildläuse, die so weit als möglich mit einem Pinsel entfernt werden müssen. Ausdann sind die Pflanzen mit einer Nikotinseifenbrühe abzuwaschen. Solch Mittel ist auch gegen den besonders an Asaleen stark Auf in Erscheinung, wenn Blumen auf einem Fensterbrett stehen, unter dem ein Heizkörper

Vollläufe, die sich oftmals an Kakteen und anderen Gewächsen ansiedeln, kann man durch Betupfen mit Brennspiritus entfernen, wobei allerdings die Pflanze von dem „Bekämpfungsmittel" nichts abbekommen soll.

Wenn nun die trockene Zimmerluft den Pflanzen für gewöhnlich nicht behagt, so weiß doch jeder Blumenfreund, daß größere Feuchtigkeit der Topferde im Winter den Wurzeln sehr gefährlich werden kann. Nur zu leicht bildet sich ein schmieriger Geruch, der insbesondere beim Austopfen der Pflanzen zu bemerken ist und uns zeigt, daß die Erde verdorben ist. Zumeist sind dann die Wurzeln der Pflanzen bereits angefault. Wenn Töpfe draußen im Garten in der Erde eingelassen gestanden haben, so ist es leicht möglich, daß das Abzugsloch verstopft ist, was dann auch zu einer stehenden Nässe in der Topferde beiträgt. Man muß darauf im Herbst achten und das Abzugsloch dann freilegen.

Mancherlei kann den Topfpflanzen im Winter gefährlich werden, mehr noch, als hier im einzelnen ausgeführt wurde. Immer aber bleibt das Wesentliche zur Vermeidung von Krankheit und Fäulnis das Schaffen einer günstigen Umwelt, eines hellen Standortes und einer richtige Temperatur bei vorsichtigem Gießen.

Aberglauben...

Glück gehabt

Ein Junggeselle kam von seinem Stammtisch heim. Man hatte den ganzen Abend Gespenstergeschichten erzählt und dabei tapfer getrunken, um sich das Gruseln zu vertreiben. Als er im Zickzack nach Hause gekommen war, entkleidete er sich und wollte ins Bett steigen — da sah er plötzlich eine weiße Gestalt vor sich! Entschlossen griff er zum Revolver, gab einen Schuß ab und verkroch sich unter der Bettdecke. Dann lugte er hervor, doch immer noch war die weiße Gestalt da. Er machte Licht und sah, daß die weiße Gestalt sein Oberhemd war. Befriedigt legte er sich wieder ins Bett mit dem Stoßseufzer: „Gott sei Dank, daß ich nicht mehr drin steckte!"

Das ist die Frage!

„Sie haben sich wohl einen neuen Hut gekauft, Frau Nachbarin?"

„Ja — wie sieht er mir?"

„Fabelhaft!"

„Auch mein Mann sagt, er macht mich um zwölf Jahre jünger."

„Wie alt sind Sie denn eigentlich?"

„Mit oder ohne Hut?"

„Achtundzwanzig."

Originelle Antwort

Vati kommt heim. Sieht Klein-Fischen mit gesenktem Blondköpfchen und roten Augen am Fenster stehen.

„Nun, Fischen, was ist denn los?"

Noch tieferes Kopfhängenlassen. Schweigen.

„So rede doch, Fischen! Hast du geweint?"

Fischen schluckt ein paarmal. Dann meinte sie: „Wenn du durchaus alles wissen willst — ich hab' mit meiner Frau wieder mal einen ganz schauderhaften Krach gehabt!"

Das Gerücht

„Man sagt, du hast sehr viel Schulden, Theodor!"

„Ach, weißt du — das ist nur so ein Gerücht, das meine Gläubiger aufgebracht haben."
(„Life.")

Aufgeteiltes Erbe

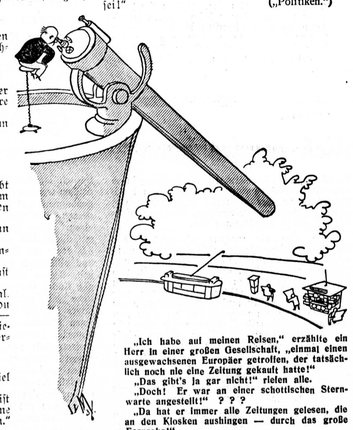
„Man behauptet, daß wir die Intelligenz unseres Vaters geerbt haben!"

„So, so, aber ihr seid sicher viele Geschwister gewesen, daß ihr euch darin geteilt habt!"
(„Söndagnisse.")

Recht hat er

„Ich habe heute mittag so viel Salzhering und Pellkartoffeln gegessen, daß ich vor lauter Durst schon drei Schnäpse und acht Glas Bier getrunken habe!"

„Ja, und da gibt es Leute, die behaupten, daß Hering und Kartoffeln ein billiges Essen sei!"
(„Politiken.")



„Ich habe auf meinen Reisen," erzählte ein Herr in einer großen Gesellschaft, „einmal einen ausgewachsenen Europäer getroffen, der tatsächlich noch nie eine Zeitung gekauft hatte!"

„Das gibt's ja gar nicht!" riefen alle.

„Doch! Er war an einer schottischen Sternwarte angestellt!" ? ? ?

„Da hat er immer alle Zeitungen gelesen, die an den Kiosken aushingen — durch das große Fernrohr!"

Lenbach—Menzel

Der Maler Lenbach hatte einmal einen Kollegen beleidigt. Anderen Tages erschien ein Freund des Kollegen und überbrachte eine Forderung auf Pistolen. Lenbach antwortete: „Sagen Sie Ihrem Freund, ich wäre kein Kanonier, sondern ein Maler!"

*

Adolf von Menzel wurde von Bekannten gefragt: „Haben Sie jemals ein Herz für die Frauen gehabt?"

Menzel erwiderte: „Nein — immer nur ein Auge."
(„Jugend.")

Was sind so Schmerzen

Sie: „Ich liebe so den Mittwoch."

Er: „Warum?"

Sie: „Weil ich mir dann sage, daß ich übermorgen sagen kann, daß übermorgen Sonntag ist."

Stärke

„Na, Stöghauer, wie stark ist denn Ihre Familie?"

„Nu, wenn mer zusammenhalte, isch's scho möglich, daß mer's ganze Dorf verhaue."
(„Jugend.")

Die Wette

Die junge Frau war anderer Ansicht.

Der glückliche Gatte lachte: „Wetten wir?"

„Gern."

„Also abgemacht."

„Um was?"

„Ich überlasse es dir, Kitty."

Sie strahlte: „Um einen Silberfuchs! Gewinne ich die Wette, kann ich ihn mir aussuchen; gewinnst du, suchst du ihn aus."
(„Fliegende Blätter.")

Kölner Jungs

Der kleine Pitter und Schäng stehen am Ufer des Rheins, lehnen sich ans Geländer und schauen tiefsinnig ins Wasser.

„Wat meinste Pitter", sagt Schäng, „wenn ich jetz ens en der Rhin sprüng?"

„Dann verdrüffs du", meint Pitter lakonisch.

„Och dat es nit esu schlemm, denn werfe se mir ne Rettungsring no, un ich komme an Land."

„Na", sagt Pitter, „do verloß dich nit zo äreg dropp, ich hann dä Lux ooch ens probiert, do hann se mir keine Rettungsring, ävver e Stöck Seif nogeschmesse."

Höflichkeit

Sonntagsjäger (zum Förster): „Ich glaube, ich habe nicht richtig gezielt. Zu sehr nach links." — „O nein, Herr Baron! Sie zielten ganz richtig, aber der Hase lief zu rasch nach rechts."

Wirksame Reklame

Herr M. hat viel von der modernen Reklame, vom sogenannten Blickfang, gehört. So beschließt er denn, ein besonders wirksames Schild in seinem Schaufenster anzubringen.

Am nächsten Tag lesen die Vorübergehenden schmunzelnd: „Gehen Sie nicht in ein anderes Geschäft, um betrogen zu werden! Kommen Sie zu mir!"

Ein gutes Werk

Sie: „Hast du in deinem Leben schon einmal eine gute Tat vollbracht?" — Er: „Aber gewiß, ich habe doch dafür gesorgt daß du keine alte Jungfer geworden bist!"

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh

nun schon? Wollen Sie sich denn einfach mit dieser Plage abfinden, ohne an die Folgen zu denken? Sie meinen, es gibt kein richtig wirksames Mittel dagegen? Wenn Sie einmal eine Zeitlang „Gilphosalin" nehmen würden, wären Sie bald anderer Ansicht. Denn „Gilphosalin" wirkt nicht nur hustenlindernd, schleimlösend, entzündungshemmend und keimwidrig, sondern es versorgt die angegriffene Schleimhaut mit Gerüst-, Aufbau- und Dauerstoffen gegen die schädlichen Reize und dient ihr so als wirksames Heilmittel. „Gilphosalin" ist von Professoren, Ärzten und Kranken erprobt und anerkannt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original-„Gilphosalin". Packung mit 50 Tabletten RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 305 von Dr. phil nat. Strauß.

Hausfrauen! Bettfedern

bewährt, preiswert u. reell. Graue ½ Kilo 0.50, Weiße 0.80. Für Ober- und Aussteuerbetten 2.15, 3.15. Halbf. daun 4.—, meine beste Qualität 4.50, Daunen 4.80, 6.50, 7.—. Inlette von 95 Pf. Schöne fert. Betten 17.80, 20.50 Prosp. u. Muster unverbindl. Hans Müller, Marktredwitz 60, Bayr. Ostmk.

Formschöne Stand-, Wand- und Tischuhren i. hervorragender Qualität zu besond. billig. Preis. Ferner Tisch- u. Armbanduhren. Kat. grat. Konrad Mauthe, Schwenningen a. N., Bismarckstr. 74

Graue Haare

Verschwinden wieder! Prämiiert mit gold. Medaille. Broschüre kostenlos. Rich. Schaefer & Co. Nürnberg-S. H 4 6.

Detektiv

G. Prüfke, Kriminalbeamter a. D., Bielefeld, Ravensbergerstr. 57, Fernruf 3068

Beschaff. v. Beweismitteln i. Prozessen aller Art; Wiederaufn. v. Verf. Geheime Ermittl. und Beobachtung; Vertrauensangelegenheiten jed. Art, bei billigst. Berechnung

Hoh. Nebenverdienst

Ich kaufe d. Ernte. Wer Keller, Schuppen, Stall, Kisten, Garten, etw. hat und Champignon ziehen will, verlange Auskunft. M. Benecke, Hamburg 1, Heitmannstraße 12

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Nachsendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Kath. nette Bauerntochter, 28 J., 1.68 gr., m. tadell. Verg., wünscht die Bekanntsch. eines charaktero. mittl. Beamten o. Herrn in sich. Position, b. z. 42 J., z. h.

Heirat

Gute Wäsche- und Möbel-Ausst. und Barvermög. vorhanden. Ernstg. Zuschrift. mit Bild unt. Nr. 7/1151 an „Der 7. Tag", Paderborn. Verschw. zugesich. u. verl.

Kaufm., m. einem Vermögen von 40000 RM, 28 J., kath., imposth. Erscheinung, in ein. sich. Städtch. Westf., möchte mit einem Mädel bek. werden zwecks späterer

Heirat

Es kommen nur in Frage Mädels u. Damen, die häuslich erzog. sind, m. Verm.-Anz. und Bild. (Alls Feldw. kann ich auch eine Beamtentl. bef.) Nur ernstg. Zuschr. unter Nr. 7/1251 an „Der 7. Tag", Paderborn.

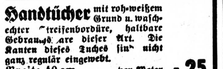
Westfälin, kath., lebensfroh, 28 J., 1.68 groß, m. viells. Vermögen, möchte kath. Herrn (ev. 35 bis 40 J.) in sich. Position zw. spät.

Heirat

kennen lernen. Off., wenn möglich mit Bild, sofort zurück, u. Nr. 7/1150 „Der 7. Tag", Bbd.

Die Zeitungsanzeige

bleibt nach wie vor die beste Reklame!



Nr.		Mk. Pf.
10	**Schweres Stuhltuch** auch Haustuch genannt, dauerhaft u. reißfest, für strapazierfähige Bettücher usw. verwendbar. Breite 150 cm, per Meter	1.19
11	**Kräftiges Baumwolltuch** ungebleicht, geeignet für reißfeste Bettücher und sonstige strapazierfähige Wäschestücke Breite 140 cm, per Meter	-.85
12	**Schlafdecken** kamelhaarfarbig, feste haltbare, warme Sorte, mit hübscher Bordüre, daher vielseitig verwendbare Gebrauchsdecke dieser Art. Größe 130×190 cm, per Stück	2.70
13	**Handtücher** mit rotweißem Grund u. waschechter Kreuzstichbordüre, haltbare Gebrauchsware dieser Art. Die Kanten dieses Tuches sind nicht ganz regulär eingewebt. Breite 40 cm, per Meter	-.25

Hier handelt es sich um ein Handtuch, welches in dieser einfacheren Art gut zu gebrauchen ist.

Versand erfolgt per Nachnahme. Bei Bestellungen über Mk. 20.– portofreie Lieferung.

Garantie: Was trotz der Preiswürdigkeit nicht entsprechen sollte, wird anstandslos zurückgenommen und der volle ausgelegte Betrag zurückbezahlt.

JOSEF WITT G.m.b.H.
WEIDEN- 160 (OPF.)
5000 Arbeiter und Angestellte sind in meinen sämtlichen Betrieben beschäftigt.

Hastreiter's Kräuter-Drages

gift- und fabrel, unschädlich, gegen

Kropf/Basedow

Preis: 1 Drg.-Pdg. Mk. 3.45
Kur- 5 „ „ „ 16.75
Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow

Friedrich Hastreiter
Gauting bei München

Alte Woll- und Strickſachen

verwerten Sie lohnend beim Einkauf schöner Schlafdecken, Kleider, Damen- u. Herrenstoffe was Interessiert Bracht a. Städer Entfleck (Mosel) 38 Wollverwertung

Graue Haare

sind in 8 Tagen naturfarben durch „Nico-verstärkt" Fl. 90 Pf. portofrei (Nachnahme 20 Pf. mehr)

O. Blocherer
Augsburg 8/29

Leiden Sie an **Arterienverkalkung?** Dann lesen Sie bitte unsere wissenschaftl. Broschüre, die Ihnen kostenlos u. unverbindl. zugesandt wird

Dr. med. Linzmeyer & Dr. Heidelberg-B. A 152

Für 29.–

Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.– Katalog über Fahrräder u. Lampen frei

E. & P. Stricker, Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 565

Warmer Umschlagschuh, 6 mm Gummisohle, innen gepolstert, 38-42 M 4.25

Neu erschienen

ist Deutschlands größtes Schuheinkaufsbuch! — Überzeugen Sie sich noch heute noch. Sie erhalten es kostenlos!

Meier Überlandbedarf
Frankfurt a. M. K 4

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn, — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.